


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Johannes von Müller

sämmtliche

Werke.

Zehnter Theil.

Herausgegeben

von

Johann Georg Müller.

Mit Allergnädigsten Kaiserl. Königl. Oesterreichischen, Königl. Bairischen, Königl. Westphälischen, Großherzoglich-Badischen, und der Löbl. Schweizerischen Cantone Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1811.

Johannes von Müller historische Kritik.

Herausgegeben
durch
Johann Georg Müller.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,
1811.

PRIVILEGIA.

Altorf, den 8ten Jenner 1810.

An den Herrn Landammann der Schweiz.

Excellenz!

Durch das Kreisschreiben, so Ihr verehrtester Vorfahrer Seine Exzellenz der Herr Landammann d'Affry unterm 20sten vorigen Monats und Jahrs an uns hatte gelangen, sind wir dahin ersucht worden, dem Herrn Johann Georg Müller, Professor in Schaffhausen und Bruder des verewigten königlich westphalischen Staats-Raths Johann von Müller, zu dem Privilegium gegen Nachdruck und gegen den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke der Werke von erwähntem Johann von Müller im ganzen Umfang der Schweiz die von Unserm Stand abhangende Zustimmung zu ertheilen.

Wenn wir nun der innigsten Achtung Gehör geben, welche wir dem Andenken des durch seine Schweizer'sche Geschichte um das Schweizer'sche Vaterland so sehr verdienten Herrn Johann von Müllers gewidmet haben, so nehmen wir keinen Anstand, für unser Ort dieß Privilegium zuzugeben, und ersuchen sonach Euer Excellenz in Unserm Namen die daherige Urkunde auszufertigen.

Belieben indeß Euer Excellenz ꝛc. ꝛc.

Im Namen des Raths des Cantons Urì.
Der regierende Landammann
(sign.) Carl Müller.
Der erste Landschreiber
(sign.) Jauch.

Landammann und Rath des Canton's Schwytz, an Seine Excellenz den Herrn Landammann der Schweiz.

Heute wurde unserm Cantons-Rath von dem verehrlichsten Kreisschreiben vom 20sten Dezember letzthin Kenntniß ertheilt, aus welchem derselbe das an Euer Excellenz eingereichte Ansuchen des Herrn Professors Müller: ein Privilegium gegen Nachdruck und gegen den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke der Werke Johannes von Müller im ganzen Umfang

)(

der Schweizer'schen Eidgenossenschaft zu erhalten, uns zu entnehmen gehabt hat.

Da an hiesigem Orte diesem Wunsch mit Vergnügen willfahren und das zu Vollziehung des dießfälligen Beschlusses erforderliche bereits angeordnet worden ist: so kann uns nicht weniger angenehm seyn, Euer Excellenz hievon geziemend zu unterrichten, nebst der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit zu seyn die Ehre haben.

Schwytz, den 13. Hornung 1810.

Der regierende Landammann
(sign.) Aloys Reding.

Im Namen des Raths
(sign.) F. F. Hediger.

Sarnen, den 5ten Jenner 1810.

Landammann und Rath des Cantons Unterwalden ob dem Wald.

An Seine Excellenz Herrn Landammann der Schweiz.

Excellenz!

Durch Ihr Schreiben vom 20sten passati machten Sie uns mit dem Vorhaben des Herrn Professor Müller in Schaffhausen bekannt, den litterarischen Nachlaß seines Bruders des unvergeßlichen Hrn. Johann Müllers in einer ausgewählten Sammlung dem Publikum mitzutheilen.

Euer Excellenz beliebten zugleich die Herausgabe dieser Werke zu einem Privilegium gegen den Nachdruck und gegen den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke ingesammt Löbl. Eidsgenossenschaft zu empfehlen.

Da wir nun mit Vergnügen diesem Ansuchen des Hrn. Professor Müllers entsprechen, und ihm unser Orts dieses Privilegium ertheilen, bleibt uns dermalen nichts übrig, als Euer Excellenz die Versicherung unserer ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern, und sie sammt uns göttlicher Obsorge bestens zu empfehlen.

Im Namen des Landraths zu
Unterwalden ob dem Wald.
Der regierende Landammann
(sign.) Js. v. Flüe.

Der erste Landschreiber
(sign.) Ignaz Rohrer.

Stanz, den 3ten Januar 1810.

Euer Excellenz!

Das mit Ihrem verehrten Circular-Schreiben vom 20sten pass. im Namen des Herrn Johann Georg Müllers, Professor in Schaffhausen an uns gerichtete Ansuchen um das Privilegium gegen Nachdruck und gegen den Verkauf auswärts gemachte Nachdrücke der Werke des verewigten Herren Johannes von Müller im ganzen Umfange der Schweizerischen Eidgenossenschaft, legte uns gegen diesen ächten unsern sel. Ahnen gleichenden Schweizer und warmen Vaterlandsfreund die heilige Pflicht auf, seinem letzten Willen statt zu thun, und dessen Herrn Bruder, der die Herausgabe der so berühmten Werke besorgt, dieses Privilegium von uns aus zu bewilligen.

Diese Gesinnungen sind wir der Asche des Seligen, dessen Hintritt wir unendlich betrauerten, als Schweizer schuldig, denn er hat unsere Bundesgenossenschaft ehrwürdig und groß gemacht.

Empfangen Euer Hochwohlgeb. annebens die Versicherung der ihnen gewidmeten vollkommensten Hochachtung.

Der regierende Landammann des Kantons Unterwalden nid dem Wald.
(sign.) Wursch.

Im Namen des Raths,
(sign.) Landschreiber Keßlin.

Wir Schultheiß und kleine Räthe des Cantons Luzern.

In Folge des Kreisschreibens Seiner Excellenz des Herrn Bundes-Landammanns der Schweiz vom 20sten zu Ende gehenden Christmonats, wodurch Hochderselbe den löblichen Cantonen der Eidgenossenschaft das Begehren des Herrn Johann Georg Müller, Professors in Schaffhausen, Bruders und Testaments-Erben des verewigten Johannes von Müller, königlich westphalischen Staatsraths und General-Direktor des öffentlichen Unterrichtes, für ein Privilegium gegen den Nachdruck und Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke der Werke Johannes von Müller im ganzen Umfang der schweizerischen Eidgenossenschaft empfiehlt, deren Herausgabe derselbe bereits für eigene Rechnung in einer Sammlung zu veranstalten, im Begriff steht.

Im Gefühle der Hochachtung für den Hingeschiedenen,

großen Geschichtschreiber der ewigen Bünde der schweizerischen Eidgenossenschaft und für dessen unsterbliche Werke.

Beschließen:

1) Es sey Herrn Professor Johann Georg Müller von Schaffhausen und dessen Nachkommen das Privilegium gegen den Nachdruck sowohl, als gegen den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke der von ihm veranstaltet werdenden Sammlung über den litterarischen Nachlaß seines verewigten Bruders, des Herrn Johannes von Müller, königlich westphalischen Staatsraths und General-Direktors des öffentlichen Unterrichts, für den Canton Luzern ertheilt.

2) Dem zufolge soll jeder, der sich im Kanton Luzern Eingriffe in dieses Hoheitlich ausgesprochene Privilegium des Drucks und Verkaufs allenfalls erlauben sollte, nebst Konfiskation seines unrechtmäßigen Verlages und Entschädigung des hierdurch Benachtheiligten, hiefür noch richterlich zur Strafe belangt werden.

3) Gegenwärtiger Beschluß soll in Urausfertigung dem Herrn Professor Johann Georg Müller zugestellt und derselbe nebenbei, zur allgemeinen Kenntniß und genauen Nachachtung, dem Cantonsblatt beigerückt werden.

Also beschlossen, Luzern den 29sten Christmonat 1809.

Der Amtsschultheiß
(L. S.) Heinrich Krauer.
Namens des kleinen Raths
der Staatschreiber
J. K. Amrhyn.

Wir Bürgermeister und Räthe des Eidgenössischen Standes Zürich urkunden hiermit:

Nachdem uns von Seite seiner Excellenz, des Herrn Landammanns der Schweiz, unterm 20sten Dez. v. J. die empfehlende Aufforderung zugegangen ist, die Unternehmung der von Herrn Professor Johann Georg Müller in Schaffhausen zu veranstaltenden und öffentlich angekündigten, in der Cotta'schen Officin in Tübingen im Druck erscheinenden Sammlung von des sel. verstorbenen, königlich westphälischen Staatsraths und General-Directors des öffentlichen Unterrichts, Johannes v. Müller sämmtlichen Werken, gegen allfälligen Nachdruck möglichster Maßen sicher zu stellen, haben wir keinen Anstand genohmen, zu erkennen, daß jedermann ohne Ausnahme verboten seyn solle, im Umfang unseres Cantons und Gebiets Nachdrücke von der ganzen Sammlung der obgedachten Ausgabe der Müller-

schen Werke oder von einzelnen Abtheilungen derselben zu veranstalten, oder anderwärts veranstaltete Nachdrücke des Ganzen oder einzelner Abtheilungen dieser Ausgabe auf irgend einige Weise einzuführen, anzunehmen oder zu verkaufen; zumalen alle zuwiderhandelnde nicht nur unfehlbar die Confiscation und Wegnahme aller bei Handen habender Exemplare, sondern auch die Ueberweisung an den Richter zu weiters angemessener ernster Ahndung und Bestrafung zu gewärt'gen hätten.

Zu dessen Gezeugniß und mehrerer Bekräftigung haben wir den Müllerischen Erben die gegenwärtige, in allen ihren Theilen von dato an auf zwanzig Jahre, also bis zum Jahr 1830 in Kraft verbleibende Urkunde zufertigen lassen, welche mit unserm Standessigill versehen und in unserem Namen von unserem Ersten Staatsschreiber eigenhändig unterzeichnet worden. So geschehen Samstags den 6ten Jenner 1810.

(L. S.) Staatsschreiber Lavater. mppr.

Wir Landammann und Rath des Eidgenössischen Standes Glarus

Urkunden anmit, daß wir auf das an uns gemachte Ansuchen dem Herrn Professor Müller von dem löblichen Stande Schaffhausen aus besonderer Achtung gegen diesen würdigen Eidesgenoß, das Privilegium ertheilen gegen jeden Nachdruck und gegen den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke der Werke Johannes von Müller im ganzen Umfange unsers Cantons.

Zu Bekräftigung dessen haben wir diese Urkunde mit unserem Standessigill verwahret, mit den gehörigen Unterschriften versehen, ausfertigen, und solche Sr. Excellenz dem Hrn. Landammann der Schweiz zuhanden des Hrn. Professor Müller zustellen lassen. Gegen in unserer Raths-Sitzung in Glarus den 30sten Jenner 1810.

(L. S.)

Anton Hauser,
Stadthalter.
Stäger,
Landschreiber.

(Die HL. Regierungen der Cantone Zug und Appenzell Inner Roden haben, jene am 9ten, diese am 1sten Mai 1810, gleiche Privilegien ertheilt, und sie Sr. Excellenz dem Hrn. Landamman von Watteville eingesendet.)

Wir Schultheiß und Rath des Cantons Bern

thun kund hiemit; daß wir dem Hrn. Johann Georg Müller, Professor in Schaffhausen, auf die von Sr. Excellenz dem Herrn Landammann an uns gelangte Empfehlung zum Druck und Herausgabe einer ausgewählten Sammlung der hinterlassenen Werke seines verstorbenen Bruders, weil. Herrn Johannes v. Müller, königl. westphälischen Staats-Raths und General-Directors des öffentlichen Unterrichts, von dato an auf einen Zeitraum von dreißig Jahren das Privilegium exclusivum ertheilt haben, so daß innert dieser Zeit obgemeldete Werke weder in unserer Botmäßigkeit nachgedruckt, noch ein auswärtiger anderer Nachdruck in derselben verkauft werde; alles bei Strafe der Confiskation. Geben in Bern den 29sten Dez. 1809.

Der Amtsschultheiß
(L. S.) C. F. Freudenreich.
Namens des Raths
der Staatsschreiber
Thormann.

Fribourg le 29. Xbre. 1809.

L'Avoyer et Petit-Conseil du Canton de Fribourg, à Son Excellence, Monsieur le Landammann de la Suisse.

Monsieur le Landammann!

C'est avec le plus vif plaisir, que nous accordons à Monsieur Jean Georges Muller, Professeur à Schaffhausen, la garantie contre la contrefaction et le débit d'exemplaires contrefaits des oeuvres de son frère, le célèbre historien Jean de Muller, rière le territoire de notre Canton.

Votre Excellence est priée d'en donner l'assurance positive & officielle à Monsieur le Professeur Muller, & d'agréer l'assurance de notre respectueuse considération.

Le Conseiller Lt. d'Avoyer.
(signé.) Buman.
L' Adt. du secrétaire d'État.
(signé.) P. Ramj.

Wir Schultheiß und Rath des Kantons Solothurn

entbiethen hiemit allen unsern Angehörigen unsern geneigten Willen zuvor:

Durch den Kanal Sr. des Eidsgenössischen Herrn Landammanns Excellenz hat uns Herr Johann Georg Müller, Professor in Schaffhausen, geziemendst vortragen lassen, daß er gesonnen sey, durch die Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen, die sämmtlichen Werke seines Bruders Johannes von Müller, des unvergeßlichen Geschichtschreibers unserer ersten Eidgenossenschaft, in Druck zu befördern, mit dem angefügten Ansuchen, daß auch wir uns möchten geneigt erfinden lassen, ihn so viel es in unsern Kräften liegt, in seinem Unternehmen gegen die Nachdrucker zu unterstützen.

In Betracht nun, daß der Nachdruck eines Werkes an sich selbst schon Verletzung des heiligsten Eigenthums ist —

In Betracht der außerordentlichen Verdienste, die sich Johannes von Müller durch seine Schweizergeschichte bei der gesammten löbl. Eidsgenossenschaft bis auf die späteste Nachwelt erworben, und unter freudiger Ergreifung dieser Gelegenheit unsere Dank- und Bewunderungsgefühle gegen den großen Abgeschiedenen öffentlich an den Tag zu legen —

Haben wir auf den Vorschlag unseres Staats-Rathes

Beschlossen:

1) Alles und jedes Nachdrucken der in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden sämmtlichen Schriften von Johannes v. Müller sowohl im Ganzen als im Einzelnen ist während zwanzig Jahre in unserm Cantone untersagt und verboten — bei einer Geldstrafe von 200 lb. zu Handen des rechtmäßigen Verlegers, nebst Vernichtung des gesammten nachgedruckten Verlages.

2) Es ist während dem nämlichen Zeitraum verboten, irgend ein im Aus- oder Inlande nachgedrucktes Exemplar obiger Schriften in unserm Canton zu kaufen oder zu besitzen, bei Confiscationsstrafe.

3) Innerhalb des gleichen Zeitraums ist es jedermann untersagt, irgend ein nachgedrucktes Exemplar dieser Schriften in unserm Gebiete zu verkaufen — bei einer Geldstrafe von Ein hundert Franken zu Handen des rechtmäßigen Verlegers.

4) Gegenwärtiger Beschluß, der dem Amtsblatt einzuverleiben, soll öffentlich bekannt gemacht werden, und unsern Oberamtsleuten zur genauesten Handhabung desselben bestens empfohlen seyn. Gegeben den 14ten Merz 1810.

Der regierende Schultheiß
Heinrich Grimm v. Wartenfels.

(L. S.) Der Staatsschreiber
Friedrich v. Roll.

Auf die von Sr. Excellenz dem Herrn Landammann der Schweiz erhaltene Empfehlung der gemeinnützigen Absicht Herrn Johann Georg Müllers, Professor in Schaffhausen, den litterarischen Nachlaß seines der gelehrten Wel: und dem Schweizer'schen Vaterland zu früh entrissenen unvergeßlichen Bruders Herrn Johannes von Müller, königl. westphälischen Staatsraths und General-Directors des öffentlichen Unterrichts, in einer ausgewählten Sammlung dem Publico mitzutheilen, und durch die Wichtigkeit und den Umfang dieses Unternehmens, das den Beifall, den Dank und die Aufmunterung aller gebildeten Männer, vorzüglich aber der Schweizer verdient, findet sich E. E. und W. W. Rath bewogen, zu Gunsten der nachgelassenen Schriften des verewigten Herrn Johannes von Müller ein Privilegium dessen Herrn Bruder Herrn Professor Johann Georg Müller ausdrücklich zuzusichern und zu erkennen:

„daß der Nachdruck sowohl als der Verkauf einer nachgedruckten Edition dieser Sammlung der hinterlassenen Schriften des Herrn von Müllers bei Confiscation der Exemplare und einer Buße von Ein hundert Franken in die Armenhäuser verboten seyn und dieses zu allgemeiner Kenntniß publicirt werden solle."

Gegeben in unserer Rathsversammlung den 24sten Jenner 1810.

Auf Befehl von Bürgermeister und Rath des Cantons Basel.

(L. S.)

Der Staasschreiber
Wieland, J. U. Dr.

Wir Bürgermeister und Rath des Kantons Schaffhausen

thun kund und zu wissen hiemit, daß wir — nachdem zu unserer Kenntniß gelangt ist, daß unser besonders liebwerthe Mitbürger, Herr Professor Johann Georg Müller, Vorhabens sey, den litterarischen Nachlaß seines sel., der gelehrten Welt, dem Schweizerischen Vaterland und seiner Vaterstadt insbesondere, zu früh entrissenen unvergeßlichen Bruders, des weiland königlichen westphälischen Staats-Rathes und General-Directors des öffentlichen Unterrichts Herrn Johannes von Müller, in einer ausgewählten Sammlung dem Publikum mitzutheilen, ihm aber wesentlich daran gelegen seye, sich in diesem eben so nützlichen als kostspieligen Unternehmen gegen unerlaubten Nachdruck gesichert zu wissen, und er sich daher, um hierüber vollkommen beruhiget zu werden, an Se. Excellenz den Landammann der Schweiz mit dem Ansuchen gewendet habe, ihm bei sammtlichen Regierungen der Eidgenoßschaft ein Privilegium sowohl gegen den Nachdruck selbst als gegen den Verkauf irgend anderswo verfertigter Nachdrücke auszuwirken, — den Entschluß gefaßt haben, diesem Ansuchen willig zu entsprechen, die wohlmeinende Absicht des Herrn Professor Joh. Georg Müllers nach Kräften zu unterstützen, und zu dem Ende demselben andurch ein Privilegium des Inhalts zu ertheilen, daß erwähnte Sammlung der Johannes von Müllerschen Werken zu keinen Zeiten in unserer Botmäßigkeit weder nachgedruckt, noch einige irgendwo nachgedruckte Exemplaria derselben in unserm Canton sollen verkauft werden dörfen; alles bei Confiscation der Exemplarien und bei der von uns festgesetzten Geldstrafe von 24 Mark Silber.

Dessen zu Urkund haben wir gegenwärtiges Privilegium unter unserm Standes-Sigill ausfertigen und mit Unterschrift unseres Herrn Amts-Bürgermeisters und verordneten Staatsschreibers bekräftigen lassen.

Gegeben den 8ten Jenner 1810.

Der Amts-Bürgermeister
Stierlin.

(L. S.)

Der Staatsschreiber
Siegerist.

An Ihro Excellenz den Herrn Landammann der Schweiz.

Excellenz!

Wir machen es uns zum besondern Vergnügen und zur angelegentlichen Pflicht das Andenken unsers großen Miteidgenossen, das Herrn Joh. v. Müller, unter andern auch durch Ertheilung eines Privilegiums gegen den Nachdruck seiner hinterlassenen Werke und gegen den Verkauf solcher Nachdrücke in dem Gebiet unsers Cantons, zu ehren, und ersuchen Hochdieselben, die dießfällige Anzeige dem Herrn Professor J. G. Müller, Bruder des Verewigten, auf gut findende Weise zugehen zu lassen; inzwischen aber den Ausdruck unserer vollkommensten Hochachtung genehmigen zu wollen. Herisau, den 30sten Jenner 1810.

Landammann und Rath des Kantons Appenzell v. R. und in deren Namen unterzeichnet
der regierende Landammann
(sign.) Schmid.

Der Rathsschreiber
(sign.) Schäfer.

Kleiner Rath.

Die Regierungs-Räthe des Cantons St. Gallen.

Nachdem Herr Joh. Georg Müller, Professor in Schaffhausen, Bruder und Testaments-Erbe des verewigten Johannes von Müller, königlich westphälischen Staatsrath und General-Director des öffentlichen Unterrichts sich vorgenommen hat, den litterarischen Nachlaß dieses der gelehrten Welt und dem Schweizerischen Vaterlande zu frühe entrissenen unvergeßlichen Mannes, in einer ausgewählten Sammlung dem Publikum mitzutheilen, und durch Se Excellenz den Landammann der Schweiz bei den Regierungen der sämmtlichen eidgenössischen Stände um ein Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf anderwärts gemachter Nachdrücke ansucht.

Betrachtend, daß die Wichtigkeit und der Umfang dieses Unternehmens, den Beifall, die Aufmunterung und den

Dank aller gebildeter Männer und den Schutz der Regierungen, verdiene;

schlagen vor als Dekret:

1) Das verlangte Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke der Werke Joh. von Müller, ist anmit zu Gunsten des Herrn Joh. Georg Müller, Professors in Schaffhausen, für zwanzig Jahre ertheilt.

2) Jeder, der sich erlauben würde, während der in dem vorstehenden Artikel bestimmten Zeit, die nachgelassenen Schriften des Herrn Johannes von Müller in unserm Gebiete nachzudrucken oder auswärts nachgedruckte Exemplare zu verkaufen, verfällt in eine Strafe von vierhundert Schweizer-Franken, nebst dem Schadenersatz an den Verleger der rechtmäßigen Ausgabe und der Confiscation des vorfindlichen Nachdruckes.

St. Gallen, den 5ten Mai 1810.

Der Präsident des kleinen Rathes
Reutti.

Im Namen des kleinen Rathes
der Kanzleidirektor
Zollikofer.

Der große Rath des Cantons St. Gallen.

Nachdem er den unter'm 10ten Mai 1810 vom kleinen Rath verfassungsmäßig ihm vorgelegten Dekrets-Vorschlag, das nachgesuchte Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke, von den Werken des sel. Herrn Johannes von Müller, betreffend, in genaue Berathung gezogen, hat den Vorschlag angenommen und zum Dekret erhoben.

Gegeben in unserer Versammlung St. Gallen, den 10ten Mai 1810.

Der Präsident des großen Rathes
Reutti.

Im Namen des großen Rathes,
Der Sekretair
Zweifel.

Die Regierungs-Räthe des Kantons St. Gallen

beschließen:

daß vorstehendes Dekret mit dem großen Sigill des Kantons verwahrt, gedruckt und seinem Inhalt nach vollzogen werden soll. St. Gallen, den 1[illegible]ten Mai 1810.

Der Vicepräsident des kleinen Rathes
(L. S.) Zollikofer.

Im Namen des kleinen Rathes
der Kanzlei-Director
Zollikofer.

Wir Präsident und Mitglieder des kleinen Raths des Cantons Graubünden

thun anmit öffentlich kund und zu wissen, daß, nachdem der Herr Professor Johann Georg Müller in Schaffhausen eine kritische und ausgewählte Ausgabe der sämmtlichen, sowohl gedruckten als noch ungedruckten, und hinterlassenen Werke seines verewigten Bruders, des königlich westphälischen Herrn Staatsraths Johann von Müller zu veranstalten, sich entschlossen und um ein ausschließliches Privilegium, wodurch er in dem ganzen Umfang der schweizerischen Eidgenossenschaft gegen Nachdrücke und die Verbreitung auswärtiger solcher Nachdrücke gesichert werde, angesucht hat, wir auf die hierüber von Sr. Excellenz dem Herrn Landammann der Schweiz an uns gelangte empfehlende Mittheilung dieses Ansuchens, und in Betrachtung sowohl des bei diesem Unternehmen beabsichteten rühmlichen Zweckes als der dem Andenken eines Mannes, welcher durch seine bekannte Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft sich ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland erworben, und seinen demselben zur Zierde gereichenden Namen, auf die Nachwelt gebracht hat, gebührenden Achtung beschlossen haben und

beschließen:

In dem Canton Graubünden ist jeder Nachdruck sowohl der ganzen Ausgabe der Werke des sel. Herrn Staatsraths Johann von Müller, welche von dessen Bruder dem Herrn Professor Johann Georg Müller veranstaltet wird, als einzelner Theile derselben aufs strengste verboten.

Eben so ist aller Verkauf auswärtiger Nachdrücke der vorbemerkten Ausgabe die von Müllerischen Schriften in hiesigem Canton gemessenst untersagt.

Jeder Angehörige oder Einwohner dieses Cantons, welcher vorstehender Verordnung zuwider einen Nachdruck der mehrgedachten Sammlung der Werke des sel. Herrn Staatsraths von Müller oder einzelner Theile derselben unternehmen würde, verfällt in eine Buße von 500 Kronen und die ganze Auflage des Nachdrucks ist der Confiskation unterworfen.

In eine Strafe von 250 Cronen verfallen alle diejenigen, welche wissentlich auswärtige Nachdrücke jenes Werkes in den hiesigen Canton einführen und in demselben verkaufen.

Gegenwärtiges Druck- und Verkauf-Privilegium soll in die öffentlichen Zeitungen eingerückt, und dem Herrn Professor Müller eine mit dem Siegel und den Unterschriften des kleinen Raths versehene Ausfertigung desselben übermacht werden. Chur, den 5ten Jenner 1810.

Der Präsident
Johann Peter Marchion,

(L. S.)

Namens des kleinen Raths
der Kanzlei-Direktor
C. C. Wredow.

Wir Präsident und Rath des Cantons Aargau thun kund hiemit:

Nachdem uns Herr Johann Georg Müller, Professor in Schaffhausen, von dem verdienstlichen Vorhaben Kenntniß ertheilt, den litterarischen Nachlaß seines Bruders, des verewigten Johannes von Müller, in einer ausgewählten Sammlung dem Publikum mitzutheilen, mit dem Ansuchen, daß wir ihm ein Privilegium, gegen den Nachdruck und gegen den Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke ertheilen möchten: so haben wir, um diesem so gerechten Begehren zu entsprechen, und in der Absicht zugleich das Andenken des Geschichtschreibers unserer ewigen Bünde zu ehren, welcher die großen Thaten unserer Voreltern unsterblich gemacht, und das Gemählde ihrer Tugenden, allen nachfolgenden Geschlechtern zum nachahmenden Beispiel überliefert hat,

verordnet:

1) Der Nachdruck der Werke Johannes von Müller, so wie der Verkauf auswärts gemachter Nachdrücke ist in unserm Canton verboten.

2) Den Widerhandelnden soll nebst Konfiskation der nachgedruckten Exemplarien, eine Geldstrafe von vierhundert Franken auferlegt werden.

faits des oeuvres de Jean de Muller dans toute l'étendue de la Confédération Suisse.

Monsieur le Landammann prie les Gouvernemens Cantonaux d'accorder une telle garantie et d'en faire parvenir l'acte authentique à Monsieur le Professeur Muller à Schaffouse soit directement soit par l'intermediaire de Son Excellence le Landammann de la Suisse.

Sur quoi délibérant le Petit Conseil se fait un plaisir de déclarer, que l'impressive ou la vente d'une contrefaçon des ouvrages ci-dessus annoncés de feu Monsieur Jean de Muller ne sera point permise ni soufferte dans le Canton de Vaud.

Ce qui sera communiqué, par extrait du procès verbal, à Son Excellence Monsieur le Landammann de la Suisse, avec prière de faire parvenir ledit Extrait à Monsieur le Professeur Muller à Schaffouse.

Pour extrait fidèle

(L. S.) Sécrétaire du Petit Conseil

Boissot.

Recensionen. *)

Inhalt.

*) Von beinahe dritthalbhundert (bis dahin aufgefundenen) Recensionen neuer historischer Bücher, welche der Verfasser für verschiedene kritische Zeitschriften (seit 1773) schrieb, habe ich nicht völlig die Hälfte (die über schweizerische Literatur mit eingeschlossen, welche im nächsten Bande folgen) in diese Sammlung aufgenommen. Von den frühern sind mehrere nach des Verfassers oder seines Copisten Handschrift abgedruckt; daher hie und da kleine Abweichungen von dem gedruckten Text. Anm. des Herausg.

Seite

Der Verfasser in einer Recension:

(1806.)

„Dem Recensenten ist bisweilen der Vorwurf gemacht worden, *mit Lob zu freigebig, im Tadel zu schonend* zu seyn. Je n'ai pas l'esprit desapprobateur, möchte er mit Leibniz sagen, und daß, da selten ein Buch vorkömmt, aus dem er nicht Etwas lerne, er dafür sich verpflichtet glaubt; doch überhaupt möchte das geschehen, wenn redlicher Fleiß und patriotischer *Zweck* Ermunterung zu verdienen scheint; einzelne Mängel hat er auch an berühmten Schriftstellern nicht unbemerkt gelassen; was zur Beförderung der Verderbniß des Zeitalters führte, nie vergeben."

I.

Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werks desselben, wovon in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben. Von G. E. Lessing, Bibliothekar daselbst. Braunschweig. Waisenh. 1770. 189 S. 4.

Anschwärzen kann man den Forscher der Wahrheit, ihn in den Ketzerkatalogus setzen, und bei des Weltlaufs unkundigen Leuten seinen Ruhm zerstören; aber ganz kann man seine Sache nie unterdrücken. Zuletzt wird alles offenbar. Seinem Andenken wird der Tribut gebracht, den seine unwissenden, undankbaren Zeitgenossen ihm schuldig geblieben. Der Name der Unterdrücker der Wahrheit perennirt zu ihrer Schande; denn man schaut in ihr Herz, lernt ihre Schliche kennen und sie verabscheuen. Daß alle Lanfrankus unserer Zeit sich diesen Erfahrungssatz merken mögen! Daß Lessings Fund sie zu ihrer Besserung schrecke! Wahrlich ein wichtiger Fund; denn er betrifft nicht

bloße Namen und Jahrzahlen: die Geschichte des menschlichen Herzens betrifft er, den Geist der Ketzermacherei, die Geschichte einer Lehre, über die man Jahrhunderte durch so gelehrt und so unvernünftig gestritten, über die mancher unaufgeklärte Kopf dem Menschenverstande und gesunden Grundsätzen zu Trotz itzt noch, noch im Jahre 1772, ganze zahlreiche Gemeinden verketzert, verdammt, dem Teufel zuerkennt. Im Plan unserer Bibliothek ist enthalten, alle neuen Zusätze zur alten Masse unserer Kenntnisse genau anzuzeigen. Ohne gegen dieses Grundgesetz zu sündigen, ohne dem teutschen Publikum wichtige Entdeckungen vorzuenthalten, können wir diesmal nicht kurz seyn. Hier sind die Aufklärungen des Herrn Verfassers en Mignatüre.

Die Schriften Berengars haben sich frühzeitig aus der Welt verlohren. (Vielleicht aus heiligem Eifer der Geistlichkeit, die glaubte, Augensalbe dürfte wohl blind machen.) Nur sein Widerruf unter Nicolaus II. und wenige, unzusammenhängende Stellen beim Lanfrank entgingen der orthodoxen Wuth. Also deckte Nacht diese Geschichte, (denn aus dem Zusammenhange gerissene Stellen können die Bibel eben so abscheulich als das Systême de la nature machen). Luther hielt ihn für den Vorläufer Zwinglis; Grunds genug, ihn zu verdammen. Westphal, Selnecker und Consorten, konnten ohne das nur verketzern.

Flacius allein, der große Flacius, den wie gewöhnlich sein Jahrhundert verfolgte, und wir verehren, war, ohne mehrere Data, gelinder. Die Reformirten vertheidigten ihn mit Wärme. Endlich brachten Martene und Durand aus der Bibliothek zu Gemblou, die jetzt ein Raub der Flammen geworden, Akten der Kirchenversammlung ans Licht, die Gregorius Hildebrand des Berengarius wegen gehalten und dieser beschrieben hatte. Man sah hieraus, daß Berengar die Brodverwandlung, aber nicht die prägnanten Zeichen, (diesen Ausdruck hat der Verf. gepräget) geläugnet. Also, sagten die Benedictiner, mögen sich die Reformirten immerhin einen andern Vorgänger wählen. Die Lutheraner schwiegen still, und ließen den Berengarius den Ketzer bleiben, der er bis dahin gewesen. (Vielleicht beschäftigten sie die unseligen pietistischen, antiphilosophischen — Streitigkeiten zu sehr. Doch kann ichs freilich vom Canzlar Pfaff selbst auch nicht begreifen, daß er von der ganzen Entdeckung in seiner Kirchenhistorie so gar keine Notiz nimmt.) Der Vater der pragmatischen Kirchengeschichte, Mosheim, glaubt, Berengar habe seine wahre Meinung, damit sie nicht zu gräulich scheinen möchte, nur zweideutig vorgetragen. Das wäre nun kein schöner Zug seines Charakters. Wer Muth und Geschick hat, entdeckte Wahrheit zu sagen, sage sie ganz. Verkappte Wahrheit mit herrschenden Irrthümern verkuppeln wollen,

um ſeiner Ruhe, um ſeines Lebens willen ſich zu künſtlichen Lügen erniedrigen — Forſcher der Wahrheit! das iſt unedel, niederträchtig, Hochverrath an dem menſchlichen Geſchlecht, und an dem Gott, der euch zu Lehrer der Menſchen gemacht hat. Das heißt, ſein Talent ins Schnupftuch wickeln, und dann vergraben. Berengarius hat das nicht gethan. (In den Institut. Hist. Eccl. Helmſt. 1764. 4. macht Mosheim aus dem Briefe an den Adelmann den Berengar zum Calvinianer, wiederholt aber ſeine alte Zulage.) So dachten bis dahin die Kirchenhiſtoriker, und von nun an wird keiner mehr ſo denken, ſeitdem Hr. Leſſing auf den wichtigen Fund gekommen iſt, durch den er alle Dunkelheiten zerſtreut, einen alten Streit ſchlichtet, und das längſt erworbene Recht zur Unſterblichkeit ſeinem Namen in einem Felde, wo man ihn nicht erwartet hätte, aufs neue ſichert und befeſtiget.

Bis dahin hielt man Lanfranks Buch vom Leib und Blute des Herrn für unbeantwortet, für ein Meiſterſtück der theologiſchen Kriegskunſt, für das Mittel, deſſen Gott ſich bedienet, den armen, unglücklichen Ketzer zu bekehren und dem Rachen der Hölle zu entreißen. (Wirklich iſts für gewiſſe Leute ein herrliches Buch, aber in unſern Zeiten entbehrlich. Wir haben ſo manche theologiſche Krieger, eben ſo unvernünftig, eben ſo präſident als Lanfrank, aus denen wir dergleichen Kriegskünſte lernen können, daß wir

ein altes 700jähriges Buch, dessen vornehmster Werth im Niederdonnern und Schimpfen besteht, nicht mehr brauchen.)

Aber nun haben wir, oder erwarten vielmehr aus der wolfenbüttelschen Bibliothek, eine Widerlegung dieses theologischen Renommisten. Hr. Lessing war beschäftiget, die weißenburgischen Manuscripte auf der ihm anvertrauten Bibliothek durchzugehen. Hier fand sich ein kleiner Quartband auf 114 Pergamentblättern, genannt auf dem Rücken: Tractatus de coena Domini et de Transsubstantiatione. Die Catalogi qualificirten den Verf. für einen Anonymus. Das öftere Inquio ego, Inquis tu, und der ausgekratzte Name Johann Skotus, machte ihn aufmerksam; bis er aus der Lektür einiger Blätter in Blimmers Sammlung Auctorum vetustorum de verit. corp. et sanguinis J. C. (Löwen 1561. 8.) den Tu für Lanfrank, den Ego für Berengar, das ganze Buch für eine genaue Widerlegung obigen Werks erkannte. Es hat weder Anfang noch Ende, und durch diesen Umstand war es den Augen der Verfolger und der Bibliothekarien entgangen, entgangen den forschenden Blicken der Conringe und Leibnitze. Der Verf. wünscht, daß ein Gottesgelehrter von erkannten Verdiensten den Berengar in die Welt führen möchte. Zufrieden mit dem Verdienste der ersten Bekanntmachung will er gern einem andern es überlassen, durch die erste Herausgabe sich

zu verewigen. Möchte dieser Gottesgelehrte sich doch bald finden! Möchte z. E. ein Ernesti, ein Semler sich dazu entschließen! denn wer gewohnt ist, in der Geschichte mit eigenen Augen zu sehen, glaubt den Auszügen und Schlüssen selbst eines Lessings nicht bloß, weil Er sie gemacht hat. Er selbst hat uns gegen die letztern in unserm Unglauben befestiget. Antiquar. Br. Th. II. S. 19.

Die Wichtigkeit dieses Funds einzusehen, braucht man nur Augen zu haben; sie müssen nicht einmal kritisch seyn. Es ist, sehen wir nun, falsch, daß Berengar in seinen letzten Jahren seine, so lang behaupteten, Sätze ganz und im Ernst verworfen hätte. „Ein solcher Mann," sagt unser Verf., „hätte die Wahrheit „gesucht, hätte sie in einem Alter, in welchem sein „Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu „finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig „bekannt, und mit Gründen andere gelehrt; wäre bei „der erkannten und gelehrten Wahrheit, trotz allen „Gefahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, 30—40 Jahre verharret, und auf „einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther seyn „müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, „die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat — eben da, „auf einmal hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu seyn

„aufhörte? Wer mich dieses bereden könnte, der hätte „mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahr„heit von nun an zu entsagen. Wozu diese fruchtlosen „Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unse„rer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg er„halten läßt? Wenn diese nicht auszurotten, sondern „höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu „bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zu„rückstürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die „Waffen entrissen, oder unbrauchbar gemacht hat, „deren wir uns ehedem gegen sie bedienten. Nein, „nein, einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer „nicht mit uns. Wer daher in Bestreitung aller Ar„ten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals „laß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vor„urtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit „nicht zu vernichten wären. Ein Berengarius „stirbt sicherlich, wie er lehrte, und so sterben sie alle, „die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren als „er." — — Heil dem Verf. für diese vortreffliche Anmerkung! Sie hat mir neuen Muth eingegossen, unpartheiisch zu untersuchen, die Wahrheit frei zu sagen, eher zu sterben, als sie zu verrathen. Bei vielen edlen Lesern wird sie gleiche Würkung haben.

Nun beschäftiget sich der Verf. den ganzen dritten Brief hindurch — denn er hat seiner Abhandlung die Gestalt, an den braunschweigischen Prof. Schmidt

geschriebener Briefe gegeben — den Wahn der Benedictiner, als wäre Lanfrank J. 1080. durch die Widerlegung eines vor zwanzig Jahren geschriebenen Buchs das Werkzeug der Bekehrung seines Gegners geworden, durch die allerstärksten Gründe umzustoßen. Der Zeitpunkt, in dem Berengar geschrieben, Lanfrank ihn widerlegt, und jener geantwortet, trifft zwischen 1063—1069; denn vor alten Zeiten zankte man sich noch nicht so schnell, wie in unserm aufgeklärten Jahrhundert. Wer gründliche Kritik liebt, wird diese Stelle beim Verfasser selbst nachlesen, und dem Pöbel der Leser wäre ein Auszug doch unverständlich und verdrießlich.

Wir gehen zu der eigentlichen Geschichte des Berengarius. I. Erste Anklage bei dem Papst. Nach dem Lanfrank hat Berengarius an ihn nach der Normandie über die Abendmahlslehre geschrieben; der Brief traf ihn aber nicht mehr an, und gerieth verschiedenen geistlichen Herren in die Hände, die seinen Innhalt anstößig fanden. Lanfrank wurde in Rom seiner Freundschaft wegen für einen Mitgenossen dieser seelengefährlichen Ketzerei gehalten, und der Papst legte ihm auf, nach Schriftörtern sein System zu bekennen. (Dies Glaubensbekenntniß hielt der Verfasser eben für das berufene Buch der Funken, das Lanfrank geschrieben. Es fehlen aber genugsame Data.) Dacheri hat einen Brief Bereng. bekannt gemacht,

den er für denselbigen hält, von dem Lanfrank redet. Berengarius beklagt sich über den letztern haereticas habuisse (er habe verketzert) sententias Jo. Scoti de Sacramento altaris, und in unserer Apologie: Admonebat te scriptum illud meum, praeproperam contra Jo. Scotum te tulisse sententiam. Welcher Mensch konnte hierdurch auf obigen Verdacht kommen? Mabillon schloß hieraus, daß dieser unmöglich jener Brief seyn könne, den Lanfrank meint, und wir schließen aus Vergleichung seines Innhaltes mit Stellen der Apologie, daß der heilige, orthodoxe Mann — gelogen habe, daß er keinem Menschen je verdächtig gewesen, eum, wie Berengarius sagt, indignissime sua veridicitate scripsisse. „Der Kniff muß alt seyn „unter den Ketzermachern. Immer wollen sie ihre „grausamen Anklagen für nichts als unumgängliche „Selbstvertheidigung gehalten wissen. Ohne diese wür„den sie gern geschwiegen, es gern ihrem Gott nur in „der Stille geklagt haben, wie sehr seine heilige Wahr„heit gekränkt und verlästert werde; aber ihr eigener „Glaube, dessen Licht sie vor aller Welt leuchten zu „lassen so verbunden sind, wird darüber verdunkelt; „nun müssen sie auftreten, und müssen reden, und „müssen vor Gott und der Welt bezeugen, wie ver„derblich, wie gräulich, wie werth mit Feuer und „Schwerdt verfolgt zu werden, sie die Irrthümer ihres „sonst so lieben Nächstens, ihres Bruders in Christo

„finden." Hochwürdige, Hochehrwürdige und Hochwohlehrwürdige Herren, Mannfeste Polemiker! leset samt und sonders diese Stelle noch einmal.

II. Epoche der berengarischen Lehre. S. 80. Lanfrank behauptet, die Lehre wäre den Vätern zu Vercelli vorgelegt worden: zu einer Zeit, da, wie Berenger bei seinem Gewissen schwöret, gar niemand noch seine Lehre vernommen, da er selbst noch kein System hatte. Und gleichwohl hat man schon dem Knaben Berenger einen Teufel nachtreten, und aus dem Munde Fulberts ihn heilige Ermahnungen hören lassen. Gleichwohl setzen Baronius, Basnage, Turretin — den Anfang seiner Lehre im Jahr 1035, Pagi im 1048. Beweis des letztern: Adelmann wurde (wie man annimmt) 1048 Bischof zu Brescia. Seinen Brief vom Abendmahl schrieb er noch an der Schule zu Lüttich (Teutonicas aures, inter quas tamdiu peregrinor). Er sagt, schon vor zwei Jahren wäre der Ruf von Berengars ketzerischer Lehre ihm zu Ohren gekommen. Also 1046. Wie behauptet Berengar mit solcher Zuversicht das Gegentheil? Antwort. Er kann vor 1050 den Anhängern des Paschasius sich widersetzt haben, ohne selbst ein System zu bauen. Er wankte, er zweifelte nur. Ohne ein sicheres Datum muß man einen ehrlichen Mann nie Lügen strafen; weit lieber den heil. Lanfrank: denn diesen Herrn haben wir schon einmal ertappt. Eine

wurf: Berengar hat ja dem Adelmann geantwortet, und mußte er da nicht seine Meinung sagen? Antwort: Ja, aber erst nach Lanfranks Angriffe; nennt er doch vulgus et eum vulgo insanientes Paschasium, Lanfrankum, dem er in obigem Briefe noch so artig begegnet. Er hat später geantwortet. Die Väter zu Vercelli kannten sein System nicht: Ursache; weil er keines hatte. Die zu Rheims verdammten ihn auch nicht; man kann es aus den Acten und aus Lanfranks eigener Versicherung gegen Boulay's Künsteleien schließen. Obiger Brief war folglich die erste Schrift Berengars in dieser Sache: „Gleichwohl diese freund„schaftliche, bescheidene, schmeichelnde Schrift so hä„misch zu einer förmlichen Anklage zu machen, o hei„liger Lanfrankus, wenn du dir das erlauben konn„test, so bitte für mich nicht!" Für mich auch nicht!

III. Concilium zu Rom, Anno 1050. S. 92. Was hatte Lanfrank in Rom zu suchen? Eine ganz natürliche Frage, die jedem beifällt, die man bald mit Muthmaßungen, bald gar nicht beantwortet hat. Wie wenn die Anklage Berengars den Eiferer dazu bewogen, wie wenn der zuerst Feuer gerufen hätte, der das Feuer angelegt? Sein Biograph, Milo Crispinus, sagt wenigstens, er wäre vor Nicolaus des II. Regierung einmal in Rom gewesen, causa cujusdem clerici, nomine Berengarii, qui de sacramento altaris aliter dogmaticabat, quam ecclesia tenet. Auch eine

sich widersprechende Stelle der Chronik von Bec bestärkt am Ende unsere Vermuthung. Daß man auf einen so unschuldigen Brief nicht nur den Scotus verdammt, sondern auch das System Berengars, das kein Mensch kannte, verwirft, daß man sogar den letztern unverhört auf das Wort seines Feindes excommunicirt, nun das riecht so recht nach der schwerpfündigen Polemik des Jahrhunderts, in dem der Despotismus über die Gewissen, und die Monarchie des Aberglaubens ihr männliches Alter erreicht haben! S. 104—111. entdeckt eine ärgerliche Geschichte, die uns der Raum anzuführen verbietet, den unbestimmten, leichtsinnigen Charakter Leo IX. Sie betrifft einen ehebrecherischen Bischof und die Reordination.

IV. Concilium zu Vercelli. S. 112. auf welchem Berengarius nicht erschienen. Was das für ein unbändiger Ketzer seyn muß! Wir wollen hören. Als ein Glied der gallicanischen Kirche durfte der Canonicus von Tours sich für kein ausländisches geistliches Gericht stellen. Da er, stolz auf Gottes Schutz und die Macht der Wahrheit, dennoch erscheinen wollte, warf Heinrich I., sein König, von dem er Dispensation holen wollte, ihn ins Gefängniß, übergab ihn einem jungen Menschen, den der König, wie es scheint, griechisch liebte, nahm ihm das Seinige, legte ihm eine unerschwingliche Geldbuße auf, und hielt ihn feste, bis das Concilium verstrichen war.

„Der ungehorsame, lichtscheue Ketzer, daß er nicht „demohngeachtet auf dieses zu seiner Besserung ledig„lich angestellte Concilium kam!" Lanfrank fähret fort zu lügen, daß zween Geistliche, die Berengar nach Vercelli geschickt, sogleich beschämt und gefangen worden. Nun sehen wir, Berengar hat niemand geschickt. Die Martinskirche zu Tours sandte den einen, nicht zur Rechenschaft der Lehre, sondern den Papst zum Mitleiden zu bewegen. Diesen begleitete ein Freund, dem es wehe that, daß Scotus so ohne alle Umstände verworfen werden sollte. Leo IX. warf beide ins Gefängniß, sie, wie er nachher gleichsnete, vor der Wuth des Volks zu bewahren. Die That ist so schwarz, daß Dupin und Basnage aus den dunklen Worten Lanfranks sie nicht zu muthmaßen wagten.

V. Die Kirchenversammlung zu Paris Anno 1050. S. 130. ist, wie man sonnenklar sieht, nie gewesen. Der Durand von Toarn de corp. et sanguine Christi, bei Dacherius Lanfrank ist — gar nichts werth. Die ganze umständliche Beschreibung des Pariserconciliums ist Fabel, Traum, Lüge. Herr Lessing verspricht, den Durandus noch weitläuftiger zu beleuchten. Ich nehme ihn beim Wort. Den abscheulichen Brief des Bischofs von Lüttich, welcher sich beim Baronius findet, hält er nicht unwahrscheinlich für untergeschoben.

VI. Das Concilium zu Tours S. 143. ist,

nach dem Lanfrank unter dem Vorsitz der Legaten Victors II. im Jahr 1055. gehalten worden: Berengar hatte die Freiheit sich zu vertheidigen, sahe aber die Schwäche seiner Sache so lebhaft ein, daß er lieber abschwur. Alles falsch. Victor II. hat sich in diese Streitigkeit nie gemischt. Seine Legaten waren nie zu Tours. Leo IX. sandte den Cardinal Hildebrand dahin, verschiedene Geschäfte zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit widerlegte Berengar aus der Schrift und aus den Vätern die Verleumdungen seiner Feinde. Der Cardinal sah die Gerechtigkeit seiner Sache, und rieth ihm nach Rom zu gehen: das Ansehen des Statthalters Christi würde die orthodoxe Wuth am leichtesten stillen; indeß möchten einige Bischöfe, Isambard von Orleans, und (der große und einsichtsvolle) Eusebius Bruno von Angers, den Beklagten hören. Berengar erklärte sich gegen ihre Erwartung, daß er das Brod und den Wein im Abendmahl nach der Weihung würklich für den Leib und für das Blut des Herrn halte. Die gleiche Erklärung thut er vor der ganzen Versammlung in der Mauritiuskirche, unterschreibt und beschwört panem atque vinum altaris post consecrationem esse corpus Christi et sanguinem. Hildebrand, nun ganz beruhiget, verrichtet seine übrigen Geschäfte, in der Meinung, den Canonicus mit sich nach Rom zu nehmen. Auf einmal stirbt Leo IX. und verhindert hierdurch die Reise, im Jahr 1054. Mit

Recht nennt der Verf. S. 157. Eusebius Brief an den Berengar das vortrefflichste, was im 11ten Jahrhundert von einem Theologen geschrieben worder. Wenn doch der weise Bischof noch einmal käme, denen, die die symbolischen Bücher und die alten Dogmatiken vergöttern, eben das zu sagen, was er zu seiner Zeit den abergläubigen Verehrern der Patrum zu sagen, für Pflicht hielt. Die übrigen drei Concilia unter Victor sind — nicht wahr.

VII. Concilium zu Rom unter Nicolaus II. Anno 1059. S. 159. Unter Nicolaus II. ging Berengarius ungefordert nach Rom. (Ich wünschte zu wissen, warum? Jener obigen Abrede mit dem Hildebrand gemäß? Warum denn so spät, erst nach fünf Jahren? Leider ist uns beinahe die ganze Folge der mittlern Geschichte noch dunkel.) Der Cardinal Hildebrand, auf dessen Beifall er sich verließ, verlohr seinen Einfluß, und ließ ihn durchfallen. Der stürmische Cardinal Humbert, den man aus der griechischen Kirchenhistorie schon verabscheuen gelernt hat, übernahm die Untersuchung. Dieser Mann, der Widersprüche über Widersprüche in seinem System hatte (S. 166. f.), sie nicht bemerkte, und andern sie als göttliche Wahrheit aufdrang, donnert von päpstlicher Allmacht in strittigen Artikeln, und legt dem Berengar eine Formel vor. Unterschreiben soll er oder sterben. Er hatte sich auf Untersuchungen gefaßt gemacht,

nicht auf den Tod, beschwor und unterschrieb, „daß „Christi Leib und Blut in Wahrheit von den Händen „der Pfaffen berührt, gebrochen, und von den Zähnen „der Gläubigen zermalmet werde.“ Aaron, sagt er in seiner Apologie, Aaron und Petrus haben eben so gefehlt.

Von der ganzen Menge Kirchenversammlungen, gegen die Berengarius sich verhärtet haben soll, bleibt also eine einzige übrig, die zu Rom unter Nicolaus II., wo Schwerdt und Knüttel bei den ehrwürdigen, heiligen Vätern die Stelle der Gründe vertreten mußten. Also konnte Berengar ungeahndet seinen Widerruf zurücknehmen. Gregorius Hildebrand konnte sehr wohl Anno 1078. die Sache aufs neue vornehmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde er für die Wahrheit gesprochen haben, wenn er die hämische Parthei des Benno nicht hätte fürchten müssen.

VIII. System des Berengarius. S. 175. Aus der oben bei No. VI. angeführten Formel, aus Blimmers Zulage einer Impanationslehre, und andern Umständen, sieht man, daß Berengar kein Vorläufer der zwinglischen Parthei gewesen. Leclerc's bodenlose Vermuthungen sind eines Mannes würdig, der ohne Data Systeme baute, und alte ungegründete, auf Unkosten der historischen Wahrheit ausschmückte. Berengarius läugnet die Veränderung nicht, nur die ungestalte Mißgeburt des Paschasius, Transsubstan-

tiation genannt, die auf eine Vernichtung und neue Schöpfung hinausläuft. Möchte der Verfasser uns doch bald in den Stand setzen, diesen, einigen Lesern vielleicht noch dunkeln Streitpunct durch eignes Einsehen des Manuscriptes deutlicher zu entscheiden, als bei seiner hier zu abgebrochenen Kürze möglich ist!

Am Ende wirft Hr. Lessing die Frage auf: „ob die Streitigkeiten über die Brodverwandlungslehre „nicht das ursprüngliche Daseyn der Lehre prägnanter Zeichen gegen diejenigen auszumachen scheinen, die bloße Zeichen annehmen? Warum waren „über jenen ersten Schritt von der zwinglischen zur „lutherischen Lehre so gar keine Streitigkeiten entstanden, da die zweite Fortschreitung so große Bewegungen gemacht?" Darum unstreitig, weil die ersten Christen hier bei der möglichsten Simplicität geblieben sind, weil Gewissensfreiheit herrschte, weil dieser Lehrer so und jener anders dachte, ohne verketzert zu werden. Eben darum haben beide protestantische Gemeinden Patres auf ihrer Seite. Auch mangeln uns genugsame Quellen, wir haben gar zu wenige vernünftige Männer, die die älteste Kirchengeschichte beschrieben hätten. Wären wir doch bei dieser Einfalt der Lehre geblieben! So gut kann es jetzt noch werden, wenn wir diese Spitzfindigkeiten einmal Preis geben, wenn mit dem Verfasser niemand mehr seine Hand nach der schwankenden, recht sehr schwankenden Lade

des Bundes ausstreckt, wenn wir mit unsern alten und neuen Polemiken, und mit Valentin Ernst *Löschers* Historia motuum der Menschlichkeit ein Opfer anzünden.

Mit Widerwillen habe ich manche vortreffliche Anmerkung, z. E. über *Adelmann*, über den Beinamen eines *Ketzers*, S. 3. f. u. a. übergehen müssen. Bei der letzten muß ich freilich selbst gestehen, daß dieser Name bei mir meist eine Empfehlung für den ist, welchen sein Jahrhundert damit belegt hat. Doch gibt es auch unter den Ketzern Philosophen *Antiochus*, die vom herrschenden Lehrbegriff abweichen, damit eine Sekte der *Antiochianer* entstehen möge. Hin und wieder glänzen vortreffliche Reflexionen, Ruheplätze und Erfrischungen des Geistes, nur däucht mir, sie könnten gedrängter, mehr im Geiste des Tacitus seyn. Wer Geist hat, würde sie kräftiger fühlen. Und von den übrigen — wer glaubt unserer Predigt? An einigen Orten häufen sich Muthmaßungen, die zu schön sind, als daß ich sie widerlegen wollte, oder könnte. Nur sind mir immer die *vielleicht* und *sollte wohl* in der Geschichte anstößige, verhaßte Wörter, und das mißbrauchte Beispiel eines Lessings könnte leicht der wenigen historischen Kritik eines Unerfahrnen tödtlich seyn.

Die Einkleidung ist meisterhaft. Beim Anfang erblickt man einen Knoten, und mit jedem Bogen rückt

man der Entwickelung näher. Teutschland kann stolz seyn, daß Lessing sein Bürger ist.

Möchte der Untergang der Bibliothek zu Gemblou und Lessings Fund manchen schläfrigen Bibliothekar oder Besitzer alter Manuscripte aufwecken, seine Schätze gemein zu machen! Unendlich viel hat die unbegreifliche Trägheit mancher Leute, unendlich viel hat die Barbarei der vorigen Zeiten uns schon geraubt. Sie wird uns noch mehr rauben, wenn Fürsten und Republiken nicht Bibliothekare wie Lessing sich anschaffen, wenn die Bibliothekare nicht mit einem gewissen Enthusiasmus die übrigen Bruchstücke der ältern Zeiten sammeln, und aus diesem Chaos Licht hervorrufen, Jahrhunderte der Finsterniß zu beleuchten. Dann erst, wenn alles kritisch genutzt ist, läßt sich eine pragmatische Geschichte schreiben, kann man die Ueberbleibsel der alten Barbarei ihrem Schicksale ruhig überlassen, dann erst kann unser Jahrhundert der Nachwelt ehrwürdig in der Historie werden.

2.

Joh. Conrad Füßlins, Cämmerers des Winterthurer Kapitels, neue und unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie der mittlern Zeit. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig. Hilscher. 1770. 480 S. in 8.

Aus den ungeheuren Folianten der mittlern Jahrhunderte, deren Lectür meistens wahre Pein der Geister ist, das Gemeinnützige in ein Buch concentriren; den Menschen in einem Zeitalter der Finsterniß, ohne Aufklärung, ohne Licht der Weisheit, mit lauter Trābern philosophischtheologischer Spitzfindigkeiten gespeißt, den heutigen Verächtern der Wissenschaften, durch welche sie brilliren, richtig und lebhaft vormahlen; eine Tabelle der Verirrungen des menschlichen Verstandes in unaufgeklärten Zeiten und Gegenden (es giebt aber Gegenden, wo die finstern Jahrhunderte noch jetzt fortwähren), mit kritischer Genauigkeit und philosophischem Geiste zeichnen und der Welt vor Augen legen — wahrlich, ein solches Unternehmen verdient allgemeinen Beifall, ist ein Projekt, dessen Ausführung denselbigen Mann zugleich als kritischen Geschichtsforscher, als Philosophen und als Patrioten verewigen kann.

wollen die Beweise hören. Sulpitius Severus im 4ten Jahrhundert redet von Priscillianisten in Spanien und Gallien. Die Histoire générale de Languedoc vermuthet, daß sie sich bis ins 12te Jahrhundert erhalten haben. Unser Verf. nimmt das an, und schließt daraus, ohne uns von Jahrhundert zu Jahrhundert Gewährsmänner des Daseyns einer priscillianistischen Secte anzuführen. Die Gothen waren Arianer. Vermuthlich haben die auch in der Schweiz einen Samen hinterlassen. Denn dahin hatten sich viele Gothen Anno 552 geflüchtet, und im Canton Ury niedergelassen. Der Zeuge — ist Petermann Etterlin im Jahr 1507. Kaum, daß ich meinen Augen trauen durfte! Nun die Manichäer, die wichtigsten unter allen! Zuvor eine Episode; gewisse Kirchengeschichtschreiber machen die Waldenser zu Abkömmlingen des Claudius von Turin. „Wenn man" (Worte des Verf. S. 298.) „wenn man jetzt Zeugnisse anführen könnte, „daß in dieser Zwischenzeit immer Leute in diesen Thä„lern gewohnt hätten, welche des Claudius Lehren fort„getrieben hätten, so könnte man nichts darwider sa„gen. Aber man kann das nicht, und was man von „dieser Meinung vorbringt, fällt wieder." Schön! kritisch! Eben so glauben wir nicht eher, daß nach so vielen Jahrhunderten, Mani (so und nicht Manes sollte der Verf. schreiben. Die letzte Orthographie hat einen gar zu verhaßten Ursprung) Mani der Perser in

Orleans und Westphalen eigentliche Schüler gehabt habe, bis wir ein halbes Dutzend Stellen sehen, die eine Folge manichäischer Schulen oder den Weg dieser Lehre nach so entlegenen Gegenden darthun und vorzeichnen. Ohne sichere Data glaube ich nichts in der Historie. Selbst dann würde ich mich noch nicht zufrieden geben, wenn mir der Verf. seine Ketzer zu Paulicianern demonstrirte, und eine Wolke griechischer Theologen anführte, die die Paulicianer für Schüler Mani ohne historische Data angäbe. Waren die Byzantiner nicht Ketzermacher? und war Mani nicht ein Wort, bei welchem jeder orthodoxe Christenmensch zitterte? Unsere Ketzer haben einige Aehnlichkeit mit den Manichäern. Ists aber etwas unerhörtes, wenn zween Menschen mit einer verbrannten Einbildungskraft und einer guten Gabe, Romane zu Lehrgebäuden umzuschaffen und als göttliche Wahrheit auszubreiten, von der Natur ausgerüstet, wenn zween solche Menschen im 9ten und im 12ten Jahrhundert auf ähnliche Träume fallen? Unter gleichen Umständen bleibt der Geist des Fanatikers immer derselbige. Beweise finden sich selbst in dieser Ketzerhistorie genug. Auch pflegen die Ketzermacher bei bemerkter Uebereinkunft einiger Systeme in gewissen Theilen nach hergebrachter Gewohnheit aus dem Compendium der alten Kirchenhistorie ohne Umstände auch alle übrigen Lehrmeinungen der alten und der neuen Verketzerten zu identificiren. In den Jahren

hunderten der Barbarei kann man durch die Bank den halben Theil Zulagen immer auf Rechnung der Ketzermacherei, der Bosheit, der Unwissenheit der Zeiten und der scheinfrommen Verläumdung setzen. Gesetzt, die meisten Bücher, die wir jetzt haben, perenniren nicht (und diese Voraussetzung ist überwiegend wahrscheinlich), könnte man es einem Geschichtschreiber des 24sten Jahrhunderts übel aufnehmen, wenn er die Universalmonarchie des Papstes von den Druiden ableitete, glaubte, einer der nordischen Zerstörer des römischen Reichs hätte seinen druidischen Hofprediger zum Pontifex Maximus gemacht, mit gleicher Gewalt, als dem Cäsar zufolge die Druiden Gallien besaßen? Unmöglich kann man dergleichen Vermuthungen für historische Wahrheit nehmen. Der Verf. warnt uns selbst.

Der Vorwurf, daß die Manichäer in ihren Versammlungen Unzucht getrieben, Lüste des Fleisches für erlaubt gehalten, und die Früchte ihrer unordentlichen Vermischungen aufgefressen, ist eine abgedroschene Verleumdung, die S. 37. auch der Verf. dafür erklärt. Sie kömmt bekanntermaßen schon in den frühesten Zeiten vor, und ist von ungewissem Ursprunge. Aehnliche Ausschweifungen werden den Bogomilen und andern Feinden der Materie beigemessen. Ueberhaupt findet sich aber nicht leicht eine Secte, zumal keine fanatische, die nicht venerischer Ausschweifungen beschuldiget worden wäre. Besondere Erscheinung!

Großen zu zwingen, gegen ihr Interesse, gegen alle Politik, gegen alles Gefühl der Menschlichkeit, den Adel, die Stütze ihrer Macht, ihre Verwandten und Freunde, ihre besten und getreuesten Unterthanen dem Eigensinn eines italiänischen Prälaten aufzuopfern, mit Feuer und Schwerdt auszurotten, zu vernichten, zu zerstören. Damals giengen der Bischof Diego von Orma, und der berufene Dominikus als Apostel herum, bettelten und predigten Unterwerfung und Verläugnung des Menschenverstandes. Man disputirte mit den Ketzern, ohne etwas auszurichten. Der Legat wurde ermordet, und man schob die Schuld auf den Grafen Raimund von Toulouse. Seine Entschuldigungen halfen nichts. Er mußte dem neuen Legaten Gehorsam schwören, ihm sieben Schlösser verpfänden, und sich zu öffentlicher Kirchenbuße, ja gar zu Ruthenstreichen verstehen. Simon von Montfort wüthete nun ungehindert. S. 399. f. finden sich Beispiele wechselseitiger Grausamkeiten. — Christen! höret auf gegen die Nerone und Deciusse zu declamiren, oder gar Julian anzuschwärzen. Was habt denn ihr für Menschenwürgen angefangen des heil. Glaubens wegen? Julian war kein Simon von Montfort, hat auch keine Bartholomäusnacht, kein irreländisches oder valtelinisches Blutbad veranstaltet. — Graf Raimond schämte sich seiner Unterwerfung, und vertheidigte seine Unterthanen. Simon blieb vor Tou-

use im Jahr 1218. Raimond starb ruhig im Jahr
222. Dies ist der edle Graf, der den grausamen
od eines Waldensers für die Wahrheit einer Krone
rzog, dem Bischof, welcher ihn als einen Verbann-
n, bei Anlaß eines Festes, aus der Stadt bieten
ß, entbot, er möchte sich sogleich selbst herauspa-
en, der aber von andern Geschichtschreibern für einen
ıschweifenden Wollüstling ausgeschrieen wird, auch
s Verbanneter nicht begraben werden durfte.

S. 411 — 444. Albigenser, meist Manichäer.
r. Füßlin giebt aus dem Gerichtsbuche des Ketzer-
richtes von Toulouse schätzbare Nachrichten von ih-
n. Die Stelle aus Jacob Böhme S. 422. beweißt
nnenklar, daß die Fanatiker zu allen Zeiten und in
len Ländern meist auf dieselbigen Träume fallen.
ach sagt der Verf. S. 429., die Manichäer dieser Zeit
tten Christi Leib für einen bloßen Schein gehalten.
as glaubten auch die Doketen, und so wenig die Al-
genser von den letztern herkommen, so wenig lassen
sich aus der Analogie der Systeme zu Schülern des
lani demonstriren. Von der Endura S. 436 — 444.
rtrefflich.

S. 446 — 472. Wieder von den Waldensern.
. 473 — 480. vom Abt Joachim. Der Raum ver-
etet uns mehrere Ausführlichkeit. Die Beobachtungen
s Verf. über die Begharden und Beguinen fin-
n sich schon bei Mosheim.

Großen zu zwingen, gegen ihr Interesse, gegen alle Politik, gegen alles Gefühl der Menschlichkeit, den Adel, die Stütze ihrer Macht, ihre Verwandten und Freunde, ihre besten und getreuesten Unterthanen dem Eigensinn eines italiänischen Prälaten aufzuopfern, mit Feuer und Schwerdt auszurotten, zu vernichten, zu zerstören. Damals giengen der Bischof Diego von Orma, und der berufene Dominikus als Apostel herum, bettelten und predigten Unterwerfung und Verläugnung des Menschenverstandes. Man disputirte mit den Ketzern, ohne etwas auszurichten. Der Legat wurde ermordet, und man schob die Schuld auf den Grafen Raimund von Toulouse. Seine Entschuldigungen halfen nichts. Er mußte dem neuen Legaten Gehorsam schwören, ihm sieben Schlösser verpfänden, und sich zu öffentlicher Kirchenbuße, ja gar zu Ruthenstreichen verstehen. Simon von Montfort wüthete nun ungehindert. S. 399. f. finden sich Beispiele wechselseitiger Grausamkeiten. — Christen! höret auf gegen die Nerone und Deciusse zu declamiren, oder gar Julian anzuschwärzen. Was habt denn ihr für Menschenwürgen angefangen des heil. Glaubens wegen? Julian war kein Simon von Montfort, hat auch keine Bartholomäusnacht, kein irländisches oder valtelinisches Blutbad veranstaltet. — Graf Raimond schämte sich seiner Unterwerfung, und vertheidigte seine Unterthanen. Simon blieb vor Tou-

louse im Jahr 1218. Raimond starb ruhig im Jahr 1222. Dies ist der edle Graf, der den grausamen Tod eines Waldensers für die Wahrheit einer Krone vorzog, dem Bischof, welcher ihn als einem Verbannten, bei Anlaß eines Festes, aus der Stadt bieten ließ, entbot, er möchte sich sogleich selbst herauspacken, der aber von andern Geschichtschreibern für einen ausschweifenden Wollüstling ausgeschrieen wird, auch als Verbanneter nicht begraben werden durfte.

S. 411 — 444. Albigenser, meist Manichäer. Hr. Füßlin giebt aus dem Gerichtsbuche des Ketzergerichtes von Toulouse schätzbare Nachrichten von ihnen. Die Stelle aus Jacob Böhme S. 422. beweißt sonnenklar, daß die Fanatiker zu allen Zeiten und in allen Ländern meist auf dieselbigen Träume fallen. Auch sagt der Verf. S. 429., die Manichäer dieser Zeit hätten Christi Leib für einen bloßen Schein gehalten. Das glaubten auch die Doketen, und so wenig die Albigenser von den letztern herkommen, so wenig lassen sie sich aus der Analogie der Systeme zu Schülern des Mani demonstriren. Von der Endura S. 436 — 444. vortrefflich.

S. 446 — 472. Wieder von den Waldensern. S. 473 — 480. vom Abt Joachim. Der Raum verbietet uns mehrere Ausführlichkeit. Die Beobachtungen des Verf. über die Beghardeu und Beguinen finden sich schon bei Mosheim.

Die Stellen sind, wie es seyn soll, meist unter dem Text abgedruckt. S. 22. hätte man die Stelle aus dem Concilium zu Toledo Anno 693. abdrucken sollen, so wie hingegen manche Leser den nicht gar erbaulichen Beschluß der Stelle des Agrippa S. 96. dem Verf. wohl geschenkt haben würden. Man hätte mit zwei Worten sagen können, was für ein Ding Agrippa für den Verführer der ersten Menschen hielte. Bisweilen sind die Namen zu sehr umgeschmolzen, z. E. Fontschote, de Fonte calido, Franz von Assassy u. a. Der Styl ist sowohl in seiner ganzen Oekonomie, als in einzelnen Stellen sonderbar. S. 16. Oeffnung eines Klosters (Aeufnung). Ebendas. Es wurde weder Gott noch seine Altäre geschont. (was machte man denn mit Gott)? S. 59. Die Kirchenversammlung strahlet zugleich auf die Manichäer. S. 247. werden catholicae fidei impugnatores durch Verfechter des katholischen Glaubens gegeben.

Nur noch zwo Anmerkungen! Einmal werden wir in der Historie nie weit kommen, wenn jeder Geschichtschreiber wieder von vornen anfängt, alle ausgemachten Sätze aufs neue beweist, und über jede Kleinigkeit ein Buch schreibt. Wie viel leichter könnte man nur z. B. der Centuriatoren, oder, weil diese in wenigen Händen sind, und zu früh aufhören, Mosheims System prüfen, berichtigen und vollständiger machen, Spicilegia Hist. Ecclesiasticae post Moshemium schreiben. Wer kein Latein versteht, liest ohne dem keine

kritischen Schriften. Zweitens bitte ich gewisse mühsam gelehrte Kirchengeschichtschreiber, mir den Nutzen anzuzeigen, den das Publicum von ihren entsetzlich gelehrten Anführungen so vieler verschiedenen Systeme der Commentatoren hat. Man rechnet sie her, meublirt sie, stößt sie um, geht zu einem andern, stößt ihn wieder um, macht ein dickes, dickes Buch, und weiß am Ende — nichts oder nur so viel, als man allenfalls auf drei Bogen hätte lesen können. Der ist der verdienstvolleste kritische Kirchengeschichtschreiber, der fein fleißig sich an die Quellen hält, diese wo möglich aus Handschriften berichtiget, oder gar ungedruckte ans Licht bringt, mit einem Worte, thut, was unser Hr. Verf. schon einigemal mit so gutem Erfolge gethan hat, und immer mehr thun sollte, wenn er nicht zu seinem und der Geschichte wahren Nachtheil seine eigentliche Sphäre verlassen will. Welches Glück für die Welt, wenn wir überall keine Geschichtschreiber hätten, als erstlich Quellen, herausgegeben von einem Füßlin; zweitens, Historiker, die Kritiker wären, wie der Annaliste Rußlands; Philosophen, wie Montesquiou, Mably, Hume und Voltaire. Alle Folianten Commentare, die meist verdunkeln, selten erläutern, wollten wir dem guten Geschmack und der gesunden Vernunft zum Brandopfer darbringen. Nicht einmal bis 2440 wollten wir es anstehen lassen!

3.

De vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum. Vol. III. Auctore P. C. Harlesio, Culmbacensi. Bremen, 1768. 8.

Wenn berühmte Männer durch besondere Schicksale groß wurden, wenn ihr Geist und ihr Herz im bürgerlichen Leben so merkwürdig und originell, wie in der Literatur ihre Schriften waren, wenn die Art ihres Studirens etwas besonderes hat, oder der Geschichtschreiber Maximen und Anekdoten ihres Lebens weiß, so geistvoll und lehrreich wie viele im Laërtius, so segne ich den Mann, der solche Leben und Thaten aufzeichnet.

J. H. Lederlin, Schneider Lederlins Sohn von Strasburg, studierte aus dem Beutel guter Leute, wurde Professor, Decan und Rector, nahm eine Frau, zeugete Kinder, gab den Pollux heraus, und wurde versammelt zu seinen Vätern. C. E. von Windheim, studierte die Theologie, heirathete Mosheims gelehrte Tochter, war munter, feurig, zufrieden wie Sarasa, unbeständig; Professor zu Erlangen, Freimäurer, las aus der schmidischen Uebersetzung, Reineccii Clavis, und dem englischen Bibelwerke über das

N. T. Collegia, und starb 1766., ein guter Mann, fleißig, nur nicht gebohren zum Professor. C. A. Bode, ward gebohren, ging auf die Universität, wurde Rector und Professor und studierte die morgenländischen Sprachen sehr fleißig. J. C. Wernsdorf, des Streiters Sohn, Professor zu Helmstädt, hat Bücher geschrieben. J. Gram, ein dänischer Geschichtforscher und würdiger Mann. J. F. Heusinger, der Griechisch besser als Latein versteht, ein Mann von unerkannten Verdiensten, ganz Grieche, in diesem Studium groß.

Dies sind die Leben und die Wunder sechs Philologorum nostra aetate clarissimorum, in deren Mitte der sehr gelehrte Schöpflin glänzt. Diese Biographie mögen meine Leser mit dem Laërtius vergleichen und selbst urtheilen.

Eine Bitte wollte ich an unsere sämmtlichen Geschichtschreiber wagen. Ich bitte sie, Charaktere ihrer Helden entweder gar nicht zu schildern, wir wollen sie lieber aus historischer Erzählung ihrer Thaten herauslesen; oder wenigstens, statt ein langes Verzeichniß ihrer Tugenden und Laster aus dem nächsten besten Compendium der Moral zu verfertigen, lieber bewährte Anekdoten von ihrem Charakter, welche an andern Stellen ihrer Geschichte keinen Platz finden konnten, mit Anführung der Quellen in den letzten Paragraphen ihrer Biographie zusammen zu werfen.

Volumen IV. 1772.

Lakemacher, S. 1—31. ein sehr geschickter Kenner des Griechischen und einiger morgenländischen Sprachen. S. 4—25. zieht Hr. H. seine observationes philologicas aus. Bei dergleichen Sammlungen finde ich den philosophischen Geist der Alten gar selten, man sollte sein Bemerkungsvermögen an nützlichen Dingen üben, welche sich ausmachen lassen und zur Aufklärung der Menschen beitragen. Wenn die unbehülfliche Kollektaneengelehrsamkeit wegbliebe, so würden die Sammlungen schwinden, Unsterblichkeit des Namens aber, Gemeinnützigkeit und wahres Verdienst, ist besser als Louisdors.

Der Jesuite Sanadon (S. 58—72 geb. 1676. gest. 1733). hat Horazen geradebrecht und aus den Alten lateinische Verse gestoppelt. S. 73. Christoph Martini, zur Zeit auf dem Dorf Ebenriede Pastor. S. 36. Sebald Ravius. S. 99. Stöbers gelehrte Züge, Geschicklichkeit und Bekanntschaften machen ihn zu wichtigeren Dingen geschickt, als wir noch von ihm gesehen haben. S. 114. Hoogeveen, Rector zu Delft, hat nicht unmerkwürdige Schicksale erlebt, aber das wichtigste ist, daß er de particulis graecis ein Buch geschrieben, welches den Forschern des Griechischen empfohlen zu werden verdient. S. 138. J. M. Heinze oder Heinsius, Gottscheds bekannter Gegner,

um unsere Muttersprache ein verdienter Mann, sollte statt alles andern von wichtigen Schriftstellern des Alterthums vollständige Uebersetzungen liefern.

Unter diesen Sternen verschiedener mindern Größen leuchten Reiske und Hemsterhuis wie das Gestirn hervor, das den Tag regieret. Als Reiske in seiner Jugend zu Halle Weisheit lernen sollte, empfahl man ihm besonders lange Gebete und fleißiges Lesen der Compendien. Also plauderte er Tage lang vor Gott und war am zufriedensten, wenn er von seinen Seufzern selbst nichts verstand. Zu Leipzig legte er sich auf das Arabische und Rabbinische; was den Geist erleuchtet und das Genie entzündet, kannte er nicht.

Zur Stillung seines arabischen Durstes begab er sich ohne Geld, ohne Addressen, ohne Holländisch, auf die Reise nach Leiden, und wünscht nun, nie da gewesen oder da geblieben zu seyn. Als ihn d'Orville mit 600 Gulden zum Amanuensis annehmen wollte, schlug er es aus: „Ich bin nicht gekommen, Brodt zu verdienen, sondern arabisch zu lernen, zu Leiden auf der „Bibliothek."[1] Derselben Handschriftenkatalogus brachte er um neun holländische Gulden in Ordnung, unterrichtete, verglich, excerpirte, übersetzte. Sein Gönner d'Orville munterte ihn auf, Abulfeda's Erdbeschreibung zu übersetzen, in sechs Wochen war sie fertig, aber es wollte sie niemand verlegen, sein Gönner gab ihm 300 fl. für die verlorne Mühe. Als er Burmanns

Petronius corrigirte, machte er Verbesserungen mit des Herausgebers Beifall; als aber dieser starb, nannte der jüngere dieses Namens Reiske's freiere Aenderungen Betrug und Bosheit. Albrecht Schultens, welchen er hochschätzte, von welchem er aber glaubte, er könne so gut als Vater Homerus schlummern, wollte ihn gern weiters schaffen; durch ihn erhielt der junge Araber den Doctorhut als Mediciner. Zu Leipzig wurde er mit 100 Thalern arabischer Professor, im Kriege fast umsonst. Er mußte übersetzen, Register machen, recensiren; für das letzte wurde er von Menken nicht bezahlt, dafür von der Schule Schultensen und Burmanns desto reichlicher ausgeschimpft. Zwei Jahre gab ihm Ernesti seinen Tisch, und einst ein Graf von Wakerbarth 100 Thaler; 1758. ward er endlich Rector. Sein teutscher Demosthenes wurde vom teutschen Publicum verlacht, den griechischen wollte niemand kaufen. Zur Beförderung des Werks vergleicht seine Frau Codices, ordnet seine Excerpten, und muntert ihn auf.

S. 215. Hemsterhuis zierlich beschrieben von Rhunken. Bernoulli von Basel, seinen Lehrer in der Mathematik, schätzte er als eine große Gabe Gottes. Im 14ten Jahr wurde er zu Amsterdam der Mathematik und Philosophie Professor. Bentley, in einem Brief an ihn über seinen Pollux, verbesserte die angeführten Verse der alten Komiker glücklicher als Hemsterhuis.

Er sah von dieser Zeit an zween Monate das Feld der griechischen Philologie als bereits eingenommen an, und verheelte es seinen Schülern nicht. Celsus sprach von großen Seelen vortrefflich: Levia ingenia, quia nihil habent, nil sibi detrahunt; magno Ingenio et multa nihilo minus habituro convenit simplex veri erroris confessio. (Hr. Rh. ists, welcher diese Stelle nach meinem Herzen anführt). Aber der edle Jüngling wachte auf, nahm den großen alten Kritiker zum Muster, las und excerpirte vom Homer herunter das ganze Alterthum in der Zeitordnung, auch ließ er Mathematiker und Philosophen nicht vorbei, studierte die ganze Encyclopädie der den Alten bekannten Wissenschaften, verband mit ihrer Philosophie unsere neue Art und beklagte die Geschichte des menschlichen Verstandes, welche man aus Uebersetzungen und neuen Systemen stoppelt. Er fand die Geschichte nicht mit hinlänglicher Gelehrsamkeit geschrieben, den Geist eines philosophischen Kritikers vermißte er fast überall. Meine Zeitgenossen sehen die Kritik als ein Werk der Erudition und des Gedächtnisses an; sie ist eben sowohl ein Werk des Genies. Ich bezeuge den wichtigen Einfluß kritischer Ausarbeitungen auf den Beobachtungsgeist aus eigener Erfahrung. Hemsterhuis bedauerte, daß zwar die Ohren und Finger zur Musik, die Füße zum Tanzen, die Arme zum Fechten, aber nicht die Augen zur großen Kunst richtig zu sehen habili-

tirt würden. H. bestätigte, berichtigte und vervollkommnete Varro'ns, Skaligers und Sanmaise'n Vermuthungen über die Abstammung des Lateinischen, und dadurch wurde seine Ueberzeugung von der nothwendigen Verbindung dieser Sprache mit der griechischen gestärkt. Wer sie trennt, scheidet, sprach er, Leib und Seele; wer die Griechen nicht versteht, kann auch nicht Properz und Horaz verstehen (fühlen). Er sah in der Schreibart am meisten auf die Proprietät des Ausdrucks. Dies ists, nicht die Verschwendung der Tropen, was den guten Stylus macht, diese Majestät Cäsars achte ich, das höchste Meisterstück der Sprache zu seyn. Er dachte und las viel, schrieb aber wenig, ihm haben die Sprachenforscher ihren Valkenaer zu danken, Wesselingen diente sein Rath. H. glaubte, er wäre zuerst zum Leben, dann erst zum Schreiben erschaffen. Er genoß seines Lebens. — Das, worüber er schrieb, wollte er allemal erschöpfen. Sein Sohn Franz verehrte der Bibliothek zu Leiden seines Vaters Autores Classicos, alle voll Randgloßen, wie ein H. gloßiren kann. Seichten Vielwissern, welche, was sie nicht verstehen, richten, widersprach er in Gesellschaften nie. Ich höre sie, sagte er, wie manchen wohlehrwürdigen Prediger, welcher vor Schultens und mir den griechischen und hebräischen Originaltext mißhandelt. Er war der aufgeweckteste, freiste, liebenswürdigste Gesellschafter, und wurde von allen aufgeklärten

Großen gesucht. Es besuchten ihn einst zween Herrn von Wessenaer in Franeker; der frohe Scherz bei Tische fing kaum an, da ihm ein Brief den Verlust eines Sohnes verkündigte, der weit vom Vaterlande gestorben war. Er wollte die Freude durch unnütze Klagen nicht stören, steckte den Brief bei, scherzte und belustigte die Gesellschaft; erst da sie ihn verlassen hatte, nach zwei Tagen klagte er seinen geliebten Sohn. Er wußte zu schweigen um zu rechter Zeit zu reden. Durch die Alten begeistert und unvergleichlich gebildet, trug er die niederländische Geschichte nicht wie ein Professor, sondern wie Polybius vor. Munterkeit und Kräfte behielt er bis ins zwei und achtzigste Jahr.

— Ich wünschte ein alphabetisches oder chronologisches Verzeichniß derjenigen, welche um die Philologie und andere Wissenschaften in unserm Jahrhunderte sich Verdienste gemacht haben, mit Weglassung aller Complimente, vielleicht gar aller Urtheile, nur mit dem Namen, dem Geburtsort, der Bedienung, dem vornehmsten Buch, dem Charakteristischen der Arbeiten, den merkwürdigen Lebensumständen der wenigen, deren Leben in der That sich auszeichnete, dem Jahr und der Art ihres Todes. Der philosophische Geschichtschreiber von Ferney hat nach dieser Art die Gelehrten unter Ludwig XIV. gleichsam vor'm Tribunal der Nachwelt gerichtet.

4.

Die Brieftasche aus den Alpen. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßlin. 1780. 117 S. in 8.

Die Feierstunden der Grazien. Ein Lesebuch. Bern, bei Haller. 1780. 412 S. in 8.

Unterhaltende die Menschheit interessirende Merkwürdigkeiten aus verschiedenen Fächern. Erster Theil. Frkf. und Leipz. 1780. in 8.

Die Brieftasche ist auf der Stube gemacht, und nicht in den Alpenthälern gefunden worden: die Hirten in diesem Gebürge machen selten Querstriche und Exclamationen, denn sie sind Männer von gesundem Verstande. Spude, spücken, an die Brust hinbeben, — ist ihnen auch nicht geläufig. Ihre alte Geschichte verstehen sie, daher nennen sie nicht, wie dieser Verfasser, diejenigen Helden, welche bei Sempach nicht ohne ein moralisches Wunder besiegt werden konnten, Jünkerlin; doch gewöhnlich verachtet man, was man nicht kennt. An einigen Orten will der Verfasser populär seyn; dann erniedriget er sich unter

das Volk; die Alten, wenn sie für das Volk schrieben, erhoben es zu sich.

Zum Verstande der Titel ist nothwendig anzumerken, daß in Brieftaschen, Feierstunden und Unterhaltungen diejenigen erbaulichen Betrachtungen vorkommen, welche die vormalige Welt in moralischen Wochenblättern und Monatschriften = Form bezahlte. Der Nutzen dieser unschuldigen Bücher ist weder nichtig noch auch größer als negativ: sie können bei gegenwärtiger Epidemie der Lesesucht Leuten, die lesen weder können noch sollen, ohne Gefahr in die Hände gegeben werden, und wenn die guten Leser und Leserinnen keine Leidenschaften haben, so wird ihr Herz durch diese Moralpredigten gebildet werden.

Einige in den Feierstunden sind von der Frau Reclam, Herrn Engel und verschiedenen Engländern, werden also durch die Namen, und durch ihr Verdienst empfohlen; in den übrigen ist nicht Eine Beobachtung neu, noch irgend eine charakteristische Schilderung.

Die Unterhaltungen sind eine Sammlung sogenannter Anekdoten zum Gebrauch leerer Köpfe, welche ein solches Buch nachschlagen, ehe sie wagen, in Gesellschaft zu gehen. Sie sind nicht ordentlicher als die Essais des Herrn von St. Foix, so gelehrt aber auch nicht. Ihre Sprache ist das beliebte und ge-

schmackvolle Deutschfranzösisch: da ist von „Regierun„gen voll Catastrophen, von Luxe, Lustre, Eclats, „Etablissements, Entrepot, Acquisitionen und allen „Parthien Europens" öftere Meldung; hinwiederum heißt justesse d'esprit von Geist gerecht, un petit coin aber ein Grundstück; von dem russischen Hofe wird gemeldet, er lebe sehr einlaut; um zu verbergen, in welche Sprache jedes Wort gehöre, wird wohl eher ein unschuldiger Ausdruck, so wie Actritze, durch die Schreibmanier vermummet. Mitunter sind viele tiefe Verbeugungen gegen alle Potentaten, als welche alle die Unterhaltungen kaufen werden. Ueber die Regierungsveränderung in Schweden wird, wie billig, ebenfalls declamirt, über das russische Reich ein Artikel aus den Chronologen abgeschrieben; dem Kaiser aber das gehörige Compliment über dessen Besuch bei dem Herrn von Haller gemacht. Ohne Zweifel werden wir mit noch mehreren Bänden heimgesucht werden; bei Artikeln, wie der über die Tempelherren ist, kann der Verfasser seine Lebensgeister sparen; er darf nur den Lavocat abschreiben; der wird eine Unterhaltung werden wo nicht für uns, doch für ihn.

5.

Der Nibelungen Liet. Ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Zum erstenmale aus der Handschrift ganz abgedruckt. Berlin. 1782. 152 Seiten in Quart.

Alles, was der Hr. Prof. Müller zu Berlin, dem wir dieses Buch zu danken haben, für dasselbe gethan hat, steht auf dem Titel, die Herausgabe nämlich ist sein Verdienst; andern hat er die Bearbeitung überlassen. Hierüber läßt sich ihm nichts vorschreiben; doch ist wahrscheinlich, daß er seine Absicht (genugsame Geldbeiträge zur Ausgabe der übrigen Dichter dieser alten Zeiten) besser erreichen würde, wenn er sie mehrern Lesern auch nur durch Interpunction, kurze grammatische Erläuterungen und einige orthographische Erleichterungen um etwas verständlicher machte. Dieses würde der kritischen Benutzung eben so wenig nachtheilig seyn, als wenig man die Bibel nicht mehr kritisch bearbeiten kann, weil sie lesbar gedruckt worden. Vieles muß einem Herausgeber beifallen, das auch geübten Lesern entgeht. Endlich sollten wenigstens die offenbaren Schreibfehler verbessert werden: denn warum

v. 34. Danchwart der vit snelle unde von mecen ort win, v. 67, mitleide; anderswo: de heine, zeden, irvit lihten brunie, v. 858. Sigel etc. drucken, wenn man lesen muß, vil snelle, Ortwin, mit leide, deheine, ze den, ir vil lihten, gisel. Man sieht auch nicht, warum die Namen mit großen Anfangsbuchstaben und gewisse Worte einförmig (nicht, bald her, bald er, bald prunie, bald brunie etc.) zu schreiben, eine kritische Sünde seyn sollte. Dieses vortreffliche Gedicht, auf welches die Nation stolz thun darf, wird nie so allgemein bekannt werden, als es verdient, wenn ihm nicht gelehrte Hände den Dienst leisten, welchen Homer von denen empfieng, die ihn zuerst allen Griechen zum Lieblingsbuch machten. Wenigstens, däucht uns, haben schon die ersten Herausgeber solcher Gedichte nicht nöthig, damit ängstlicher zu verfahren, als die, welche Urkunden oder Chroniken des mittlern Zeitalters bekannt machen.

Um den Lesern einige Fingerzeige zum Verstand gegenwärtigen Gedichtes zu geben, wollen wir nur die beiläufigen Anmerkungen bekannt machen, die uns beim Lesen beigefallen. Die Personen, so viele, bei unserer Armuth an gleichzeitigen Geschichtschreibern, kennbar sind, lebten im fünften Jahrhundert: Günther, König zu Burgund, ist Gunthachar, welcher um 436 durch die Hunnen (wie auch hier gesagt wird) erschlagen worden: der Name seines Bruders Giseler

ist im burgundischen Gesetzbuch bei Lindenbrog. Zu Worms wohnte er, da sein Volk über den Rhein zog. Volker im Elsaße mag also gar wohl sein Dienstmann gewesen seyn. Tronie, Hagens Herrschaft oder Burg, mag (welches uns jedoch weniger bestimmt scheint) etwa für das alte Tournûs (Turnucium) gehalten werden. Santen, Sigfrids Wohnung, nennt sich selber. Zwar wird von Isenlande, von Isenstein und von der norwegischen Mark gesprochen: dieses kann hinzugedichtet worden seyn, als im eilften Jahrhundert Isländer die südlichen Reiche bereisten; doch können auch diese Namen alt, nur nähern Burgen und Ländern eigen seyn: vielleicht ist in den erstern von Eisen und nicht von Eis die Rede, und Isenstein ist wohl gar die karlowingische Isenburg. Norwegen ist hier das Fabelland, wo die Zwerge mit Schätzen und unsichtbarmachenden Tarnkappen wohnen; wirklich war es kaum durch Sagen bekannt. Lorse ist Lorch. Der Amelungen Land ist, wo das Haus der Amaler die Ostgothen beherrschte: dort ist auch Dietrich von Bern oder Verona: so heißt noch in Rothens Chronik (Basel 1582. 8.) der ostgothische Dietrich, und gleichwie Verona bei den Teutschen Bern, so hieß bei fremden Schriftstellern das helvetische Bern auch Verona (Pez, Scriptt. rer. Austr. t. II.). Etzel ist Attila: vom Rhodan an den Rhein und von der Elbe bis ans Meer war, wie hier (v. 4720.) ge-

sagt wird, kein König ihm gleich. Von Thüringen, Polen, den Ulachen (Wlachen) u. a., welche in diesem Lied unter seinen Vasallen vorkommen, weiß dieses auch die Geschichte. Diese Deutung Etzels, die sich uns darbot, fand sich nachmals auch in der alten und neuen schwedischen Erzählung eben dieser Abentheuren (Peringskiold, Wilkina Saga. Stockholm 1715.). Die Spur von Halche seinem Weib, ist übrig in dem Namen Ellac, seines liebsten Sohnes, bei Jordanes. Andere Länder und Städte dieses Liedes waren bekannt, als es verdeutscht wurde, nicht aber unter Günther und Etzel: man weiß, daß Maroko eher nicht entstanden, als im eilften Jahrhundert; auch war im fünften gewiß kein arabischer Handel mit Seide aus Ninive nach dem Lande der Burgunder; selbst von Wien konnte man erst im dreizehenten, höchstens im zwölften, sprechen wie hier. Merkwürdig ist aber, daß jenseits Griechenland hier die Türkei liegt; es leitet auf die Jahrzahl des Dichters. Wenn man auch Dänemark und Sachsen von verbrüderten Völkern bewohnt, und ersteres in einer gewissen Abhängigkeit antrifft, kann man anders nicht als, bald an die Zeit Karls des Großen, bald an die Siege Ottons und anderer teutschen Könige gedenken.

Gedichtet oder übersetzt wurde der Nibelungen Lied, als noch viele Worte teutsch waren, die sich nun blos in den abstammenden Sprachen erhalten: so die

Reken (welches Wort am längsten in Spanien blieb), Elch und Ure (Urus und Alces bei Cäsar), bold (für kühn), und andere hundert. Hauptsächlich ist unter dem schweizerischen Volk, zumal im innern Land, und am Fuß der hohen Alpen, z. B. im Thal Hasli, der Nibelungen Sprache, sowohl in den Wörtern als der Aussprache, noch lebendig, und Gadem (Wohnung) ist noch der Name der äußersten Wohnung im Hasli an der Gränze des ewigen Eises und jener todten Wüste, die von da nach Uri geht.

Auch dieses kann zur Geschichte dieses Werks dienen; da der Freiherr von Eschenbach im dreizehnten Jahrhundert beides am Eingang des Haslithales (denn er überkam die Burg Uspunnen) und am Zürichsee auf seinen Stammgütern lebte. Hier war er in der Nachbarschaft jenes Abten Widon von Cappel, der diese Dichtungen auch geübt (Chriemhilden Rache. Zür. 1757.) und jenes Rudolfen, Dienstmanns von Montfort, Uebersetzers der Abentheuer Wilhelms von Brabant (Wilh. v. Oranse, mit Hrn. Prof. Casparsons Vorrede, Cassel 1782.): in Uspunnen war sein allernächster Nachbar jener Hanns von Rinkenberg, dem Boner seine Fabeln zueignete (Oberlin: Bonerii gemma. Strasb. 1782.). Dieser Nachbarschaft haben wir diese Ueberbleibsel der teutschen Dichtkunst zu danken.

Die Epoche ist wichtig, weil der Dichter mehr seine Zeiten mahlt, als die seiner Helden. Doch der

Nibelungen Lied hat einige Vorzüge, welche auf den weit ältern Ursprung desselben weisen, und bisweilen werden, wie bei Homer, die Zeiten ausdrücklich unterschieden (v. 1433.: „In ritterlichen Zeiten die Herren thaten das"). Wenn es, wie fast wahrscheinlich ist, in den Zeiten Karls des Großen schon da war, so war die Entfernung des Dichters von der Zeit seiner Helden um nicht viel größer, als Homers vom trojanischen Krieg; und von Karl dem Großen bis auf Eschenbach, sind wenig mehr Jahre, als von Lycurg, der jenen in Griechenland bekannt machte, bis auf Pisistratus. In beiden Gedichten sind mehr große Leidenschaften als große Menschen, größere Helden als Könige, und Gemählde von Unfällen, welche keine menschliche Seele kalt lassen können. Es ist hier der Ort nicht, ausführlich darzuthun, worin und warum der Grieche so hoch über den Teutschen ist, als der Jupiter, dessen Augenbraunen durch ihre Bewegung den Himmel erschüttern, über den Zwerg Alberich: aber das dürfen wir versichern, daß, wenn der Nibelungen Lied nach Verdienst bearbeitet wird (nicht aber zu sehr, sondern seiner antiken Gestalt ohne Schaden), auch unsere Nation eine Probe wird aufstellen dürfen, wie weit es die Natur im Norden zu bringen vermochte. Dieses könnte sie nicht, ohne diese vollständige Ausgabe, und ohne den patriotischen Eifer, zumal des Hrn. von Schliessen, welcher mehr als alle andere dazu beigesteuert.

6.

Die Eneidt, ein Heldengedicht aus dem XII. Jahrhundert, von Heinrich von Veldeken. Zum erstenmal, aus der Handschrift abgedruckt. 104 S. in Quart.

Der Gott Amur, ein erzählendes Gedicht, aus dem XV. Jahrhundert. Zum erstenmal abgedruckt. Berlin, 1784. 20 S. in Quart.

Von der Sammlung der Ueberreste unserer Nationaldichter, die man dem uneigennützigen Fleiße des Hrn. Prof. Müllers in Berlin zu danken hat, machen diese beiden Gedichte die zweite Lieferung aus. Am Ende des zwölften Jahrhundertes, in den Sitten und in der Sprache derselben Zeiten, hat Meister Heinrich seine Eneidt aus dem Buche eines Welschen übersetzt, welcher nicht sowohl den Virgil verdollmetschet, als auf desselben Plan gedichtet haben mag (denn zweifelhaft muß man sprechen, bis durch die Vergleichung des italiänischen Gedichtes die eigene Dichtung des Teutschen unterschieden werden kann). Im kleinern Stück singt ein Ungenannter die Quaal seiner Liebe, die Alle-

gorie der Geheimnisse Amors, und seine ganze Liebesmühe, deren glücklichen Ausgang er, doch züchtig, beschreibt. Wie viel gewinnt unsere Kenntniß der Sitten und Sprache unserer Väter durch diese Gedichte!

Die Namen und Wunder der heidnischen Götter sind in dieser Aeneide selten: sie ist so fromm, daß das Ende der Dido nicht beschrieben wird, ohne die warnende Anmerkung, der Selbstmord sey ihr vom bösen Feind eingegeben worden, und, erbaulicher als bei Virgil, vergibt sie, ehe sie stirbt, allen, die sie beleidiget hatten: Amata darf sich gar nicht umbringen (Selbstmord war eine Familienschande), sie ärgert sich zu tode; welches auch Damen von gutem Hause geschehen mag. Die Schiffe, welche der Heide zu Nymphen macht, läßt Meister Heinrich ganz natürlich verbrennen. Troja macht er zu einer Stadt von drei Tagreisen in der Länge, von einer Tagreise in der Breite; Turnus darf nicht weniger als hundert und vierzigtausend Mann anführen; denn Veldek sang einem rohen Zeitalter, dem Vergrößerung Erhabenheit schien: sonst liebt er die Wahrheit, und bittet sich am Ende aus, nicht ihm, sondern Virgil zuzuschreiben, was etwa möchte lügenhaft seyn; und wo er meldet, wie auf der ersten Heerfahrt (Römerzug) Friedrichs Barbarossa, das Grab des jungen Pallas entdeckt worden sey, fügt er hinzu: das ist gelogen nit. Nach der Art barbarischer Sänger ist er viel weitläuftiger,

ja glücklicher, über die Sibylle, über Charon den argen Schalk, über den Cerberus, die ganze Hölle und alles traurige und schreckliche, als über die elyseischen Felder und liebliche Gegenstände; denn der Mühe des Lebens, der Unfälle, der Schrecknisse, war in allen Zeitaltern viel, Genuß war damals nur in Liebe und Schmauß; für feinere, höhere, mannigfaltigere, fehlte dem guten Sänger der Sinn Virgils. Desto öfter gefällt er sich in ausführlicher Schilderung der Liebe, der einzigen Freude des damaligen Lebens, und oft sind hierzu seine Farben hoch, ja sanft, genug; wo z. B. Amata ihrer Tochter die erste Liebe empfiehlt, und ihr begreiflich macht, was Liebe sey, und wo die Prinzessin beim Anblick des Aeneas, und Aeneas bei ihrer ersten Liebesäußerung, von Amors Pfeilen beide wund, in langen lebhaften Dialogen und in Monologen voll mächtigen Ausdrucks, die feurigsten Gefühle alter teutscher Minne ergießen; einer so ritterzeitgemäßen Minne, daß beim Zweikampf gegen Turnus Lavina untröstbar klagt, weil sie nicht ihr Haarband, nicht ihr vingerlein (Ring), weil sie nichts von ihr dem geliebten Trojaner gesandt; aber Aeneas in dem entscheidenden Augenblick sieht unversehens die Göttin seines Herzens, hierdurch wird er siebenmal stärker. Die Sprache ist in solchen Stellen sittsamer, als man sie von der Einfalt unserer Voreltern erwarten sollte; auch Got Amur (doch mehr aus Klugheit als aus Tugend) erlaubt

Minne mit einer Magt ald sus ain Nunnen, aber keineswegs mit einer Ehefrau. An diesem Stück und an den eingewobenen Dichtungen ist nicht schwer den Einfluß der damaligen Armuth an Begriffen auf den Geschmack zu sehen: bei so geringem Vorrath kann sich der Dichter an einer Sache nie satt mahlen; es kommt hierzu, daß in dem einsamen Leben auf den Burgen der Geist lang ob einer Sache haftet, nicht wie im Cirkel der großen Welt, wo immer eines das andere drängt und fortstößt. Nisus und Euryalus Freundschaft ist mit vieler Innigkeit geschildert und gepriesen. Unter den wenigen moralischen Fröhlichkeiten gefallen dem Veldeken Jagd und hochzite: er beschreibt gern und lang der Kamilla und andere Pferde, und nach teutschen Sitten jenen gezähmten Hirsch, welchen Ascanius tödtet. Verschiedene hochzite (welches Wort bekanntlich eine jede festliche Lustbarkeit hieß) mahlt er ausführlich, und unterbricht sich, zum Lob der so gar schönen hochzite Kaiser Friedrichs zu Mainz, als derselbe zwei Söhnen die Ritterschaft gab. An den Kriegern seines Liedes lobt er am liebsten die Manns-tugenden: wenn sie waren willig an Hertze zur Tat— stäte und ernsthaft — milde und reinmuthe, — Adeler (Adler) ires Gutes — Löwen ires Mutes — Eksteine der Eren, Spiegel der Herren: und wenn sie wohlgerochen starben im Feld. Aus diesem allem ist klar, daß die teutsche Aeneide ganz zu der Literatur des Mittelalters gehört, und in derselben die Ver-

kungsart unserer Väter zu finden ist: auch sind jene großen virgilianischen Schilderungen der Geschichte Roms nicht in diesem Gedicht, aber es wird fortgesetzt bis auf Christi Geburt, unterbrochen zum Lob Kaiser Friedrichs und beschlossen mit Amen.

Die Münster, die Grafen von Carthago, den Markgrafen Pallas und Junker Ascanius, wollen wir ihm also auch so wenig, als die venetianischen und hungarischen Hülfsvölker oder als die Pferde vorrücken, welche Evander von dem Könige zu Marokko bekömmt: auch der gute ucke Sachs, Durendart, und Hartechlein sind Namen von berühmten Ritterhelmen; wenn Virgilius, der held genannt wird, geschieht es nicht mehr nach der Art wie ältere Sänger von Homer solchen Titel bekommen, als nach der Gewohnheit, wornach im Liede der Nibelungen auch Volker Held genannt wird; Kriegsdichter pflegten Waffenbrüder zu seyn der Helden, für die sie ihre Leyer stimmten.

In der Eneidt sind viele, nun Provinzen eigene, oder ausländische Wörter noch teutsch. Daß man, in allen Richtungen, französisch, dans tous les sens, ausdrückt, ist hier teutsch, in allen Sinnen: diet, Gemeinde, mag übrig seyn in diète und vorborge in faux-bourg: daß aber buckele, juste, kursat, von boucles, joûte, corset, Stammwörter seyn, möchten wir darum nicht aus diesen Versen beweisen, weil wir diese Worte und Sachen so gut von den Franzosen haben können, als der Dichter des Amur von ihnen

oder von den Italiänern gelernt hat, statt herzetrut Geselle myn, bisweilen dulz amys zu sagen. Hals für einen Bergpaß (man sagt noch daher col de Tendė) haben wohl die Teutschen zuerst gesagt; und wenn sie für schweres Geschütz tormint erborgten, so ist Strale für Pfeil doch von uns zu den Italiänern übergegangen. Ors, clejn, balt, none, jender, myssetrust, sind nun im Englischen horse, clean, bold, noon, yonder, misstrust; Meister Heinrich schrieb noch werld, wie world; er braucht war wie die Engländer where, und für brennen sagten wir noch burnen; wir sagten rein (engl. rain) und nicht Regen. Mitlauter häufte man überhaupt ungern: schrieb man doch wohl iait für Jagd! Unsere Aussprache kann durch die alte Schreibmanier verschiedentlich erläutert werden: daß unser z härter ist als das französische, kann auch darum seyn, weil es in so vielen Worten das cz oder zç vertritt, welche slawische Rechtschreibung bei Veldek noch gemein ist: billig ist beim Niedersachsen das pf so weich; diese Alten haben es gar nicht, sondern ph in pheil, pherd, überall; man soll auch nicht so hart verdammen, wenn eine Provinz für sch lieber s ausspricht, Meister Heinrich sagt, Slat di üch wellen slan; Grosse slege si slugen: der gelehrte Philosoph, welcher unsere Endsylbe en verändert sehen möchte, könnte hier oft lebene und solche Worte finden; Zageheit, Geselleschaft, genädiglich, erbärmiglich, gefügelich, eteswas, eteslich, fremede, würden den Feinden zusam-

menstoßender Mitlauter auch wohl gefallen: aber Veldek hat auch den Vers, wiss Strust hast, und sagt für Asche und löschen Eschssen, irleschssen; man findet alles, bessere und schlimmere, bei diesen Alten. Die regellose Sprache ließ ihrem ungebildeten Geschmack jede Wahl frei; aber man sieht, wie viel gewagt werden darf, ohne der Analogie der teutschen Ursprache zu nahe zu treten. In Got Amur sieht man, daß das fünfzehente Jahrhundert au in o, eu in ö (ogen, fröden) ziehen wollte; hingegen hat es auch, statt ü, das übelklingende ue (Suess). Wie das niederteutsche Volk, sagt man in der Aeneide des al ein (es ist ganz das gleiche; des ist wie 't is), es muß al anders werden: wie die Schweizer, spricht man von lilachen, Ziech, Küsselin, helsen, Soume, lid, gnagen; von letzterm ist nun der erste Mitlauter verworfen; derselbe ist hinzugekommen an das Vorletzte (doch heißt noch in schweizerischen Rechten Lidlohn, was einer durch den Gebrauch seiner Glieder verdient); Soume ist in Saumrossen (lastentragenden Pferden); helsen (umarmen) ist noch an wenigen Orten; ie, ist, man weiß es, im Oberteutschen für das chen der Sachsen (Mädlj für Mädchen); im Bettezeug sind noch Ziech und lilachen; manches Wort muß man dolen (dulden; auch noch schweizerisch) das noch wirss (ärger) ist. Noch reiten sie im Alpengebürg auf ihren Wagen, und fahren zu Pferde, wie Veldeks Trojaner in ihren Schiffen ritten. Hingegen ist wohl erstorben

Kiel, der Kahn, barn, der Sohn, cleffer, der Plauderer, bruten, ein Weib nehmen, brutlost, Vermählungsfest; für, aus Nord, und, nach Süden, sagt niemand mehr Nordet, Südent; auch leber (groß, allgemein) erstirbt endlich bei dem Schweizervolk das lang (wie Veldek den Ocean das Lebermeer) den von Genf bis nach Basel zusammenhangenden Hauptberg Jura den Leberberg nannte. Nicht unglücklich bedient sich der Dichter jener unschätzbaren Freiheit unserer Sprache im Zusammensetzen, wenn er für tödtliche Wunden Todwunden, Siegselig (wie, glückselig), Schiffmüde (ist es nicht in der That eine eigene Müdigkeit?) und Speerwechsel sagt für Scharmützel, wie dieselben waren. Er unterscheidet sorgfältig Frauen und Weiber. Von dem, welcher keinen Sinn hätte für sanfte Gefühle, sagt er gut genug, daß ein solcher steiniglich lebt.

Was Montesquieu von Cäsar urtheilt, il avoit plus d'un vice et pas un seul défaut, wie würde es Meister Heinrich gesagt haben; laster ist ihm Fehler, Fehltritt. Ihm ist nicht allein Charon, sondern auch Rhadamanthus ein Schalk; Schalkheit war Lob durchdringenden Witzes. Hier ist auch Ajax fromm; gut heißt, wer tapfer ist, als wäre das Gegentheil ein Fehler des Schwachen. Wer etwas aus allen Kräften treibt, ist ernsthaft; hier und im Alpengebürg durch tumpheyt wird blinder Muth verstanden. Man weiß auch sonst genug, daß alles, was der Ordnung einer

guten Policei zuwider war, unzuchte hieß, und jedes Gesetz genannt wurde e; hier heißt emeister und ewarte desselben Ausleger und Richter.

Der Nutzen dieses Buchs ist also außer allem Zweifel: wir können die Sprache, die Gebräuche und Begriffe unserer Väter nie zu genau kennen lernen; so mächtig würken sie noch auf Moral des teutschen Volks und auf unsere ganze Verfassung; so unentbehrlich sind sie, um aus unserer Literatur das zu machen, was dieselbe werden wird, jemehr der Teutsche die Teutschen studiert: aber die Eneidt hat weder das durchgängige Nationalinteresse des Liedes der Nibelungen, sie hat weder die anziehende Originalität Wilhelms von Brabant, noch die oft unerwartete Neuheit Wilhelms von Oranse; Parcival, Tristan, Zwain, die Herr Müller nun verspricht, mögen die Neubegierde leicht mehr befriedigen; vielleicht ist auch sein trojanischer Krieg dasselbe Gedicht, welches von Shakespear genutzt worden. Wir möchten wünschen, daß die Abentheur des Herzog Ernst von Schwaben aufgesucht und bekannt gemacht würde; wer sollte denken, daß dieses Buch viel näher als die Aeneide Veldeks der alten Literatur verwandt ist! Man weiß, daß der Dichter dieser Abentheur, man weiß nicht, welchen Bericht Aristoteles, von Indien (vielleicht Alexandri M. Epist. ad Aristot. de Mirabil. Indiae) in seine Mähr übersetzt haben soll.

7.

Der erste Band der von Hrn. Prof. Müller veranstalteten Ausgabe der alten teutschen Dichter fasset noch in sich: Parcival, ein Gedicht Wolframs von Eschilbach (schon 1475 herausgegeben, hier aus einer andern Handschrift); der arme Heinrich Herrn Hartmanns Dienstmann zu Owe (Reichenau, vermuthlich); von der Minne Meister Gottfrieds von Straßburg; Weiberlist, von Jacob Appet; von dem Pfennige; zusammen 216 Seiten in Quart. Von Herrn Müllers Manier ist in der Anzeige der vorigen Stücke gehandelt worden; wir wollen die Gedichte selbst betrachten; daraus wird erhellen, ob sie verdienten aufbehalten zu werden.

Parcival. Die Wahrheit fordert, anzuzeigen, daß einige der gelehrtesten Kenner der Geschichte des Mittelalters den Verfasser nicht, wie wir in der Anzeige des Nibelungen Liedes, für einen thurgauischen, sondern für einen fränkischen oder thüringischen Edelmann halten. Ihre Gründe sind betrachtungswürdig, entscheidend wohl nicht. Erstlich berufen sie sich auf Rechtschreibung des Namens, nicht Eschenbach, sondern Eschilbach; und es ist ein Ort Eschelbach im Hohenloheschillingsfürstischen. Aber auch die oberländischen Freiherren werden in der Urkunde 1153 (die Schna-

belburg betreffend) Eskibah, und bei Thomas Ebendorfer von Hasilbach (im chron. Austr.) Escelbach genannt. Hr. Müller, in dessen vor uns liegenden Parcival der Name mehrmals Esscenbach, ja Eschenbach, geschrieben wird, sollte beim nächsten Stück in zwei Worten anzeigen, ob in dieser Orthographie die alte Ausgabe und seine Handschrift übereinkommen; hierdurch würde der erste Grund jener gelehrten Männer fallen. Der andere ist vom Wapen hergenommen, welches in der Handschrift auf der königlichen Bibliothek zu Paris von demjenigen verschieden ist, welches die Freiherren von Eschenbach trugen: Wenn es ganz das ist, welches ein fränkischer Adel getragen hätte, so möchte diese Bemerkung wichtig seyn; sonst weiß man, daß Verschiedenheit in den Wapen keine Verschiedenheit im Stamm beweiset; und es könnte ein eschenbachischer Zweig, welcher z. B. die Freiherren von Schnabelburg nicht beerbt hätte, leicht ein vielleicht älteres Familienwapen gehabt, oder ein unterschiedenes bekommen haben, durch mancherlei Zufälle und besonders durch die Heirath irgend einer vornehmen Erbtochter. Zum dritten ist wahr, daß in dem eschenbachischen Geschlechtregister kein Wolfram vorkömmt; aber es fehlt viel an seiner Vollständigkeit. Wir wissen keine Urkunde die sein gedächte, aber wenn die Liebe der Dichtkunst ihn, einen jüngern Sohn, gedrungen, seinen Aufenthalt fern von den väterlichen Herrschaften am Hof Land-

grafen Herrmanns zu nehmen, so ist nichts besonderes, daß die Briefe der oberländischen Klöster keine Meldung von ihm thun. Der vierte Grund, nemlich daß in seinem Gedicht nie der obern Lande, Thüringens und Frankens oft, erwähnt wird, könnte aus dem, was wir hier annehmen, auch erläutert werden; und wir sehen vielleicht unten, daß es nicht einmal gewiß ist; endlich ist auch bei Homer nichts, wodurch unwidersprechlich hätte ausgemacht werden können, ob er aus Jonien oder von den Insuln, oder im europäischen Griechenland geboren war. Doch ist es nicht unsere Meinung, etwas zu entscheiden, sondern wir möchten Gelehrte, denen der Zugang fränkischer oder thüringischer Archive offen ist, ermuntern und bitten, bei Anlaß dieser abermaligen Erscheinung der eschilbachischen Gedichte, die Herkunft und Lebensumstände ihres, in Wahrheit verdienstvollen, Verfassers aufzuheitern. Es ist in vielen Rücksichten wesentlich zum Verstand eines Dichters, dessen Geschichte zu wissen; besonders im Parcival ist mehr als eine Anspielung auf damalige Zeiten und merkwürdige Personen.

Die zweite Frage: was ist nun der Parcival? bietet ebenfalls zu Untersuchungen Anlaß dar. Wir wissen nicht, aus welchem Grund er ein allegorisirtes Lobgedicht auf Kaiser Ludwig den Ersten seyn soll. Parcival ist eher pius Aeneas, als ein Achill; aber sonst ist im Gedichte selbst zu solch einer Deutung nicht mehr

Stoff, als im Telemach zu der bekannten Auslegung, die hinten beigedruckt wird: Artus und seine tavelrunde könnte Carl den Großen und seine zwölf Pairs vorstellen; er kann aber eben sowohl Artus selber seyn. Nach genauer Prüfung aller Züge halten wir dieses Gedicht ungezwungener für einen vortrefflichen Codex der damaligen Rittermoral; alles athmet Lehre des Rittersinns; es ist Mythologie derselben Zeiten zu Milderung der Wildheit, Erhöhung und Läuterung der Heldentugend, von einem selbst hochgesinnten Ritter mit eindringendem Patriotismus angewandt. Er hatte den besondern Zweck, an Helden, welche in keiner Aeusserung des Nachdrucks der alten Sitten dem hochgemuthesten Ritter nachgaben, zugleich diejenigen Tugenden zu schildern, durch deren mildern Einfluß ihre Stärke unschädlich und wohlthätig wurde. Nicht allein zeigt er ihnen im Vertrauen auf den obersten Herrn der Kräfte die vernünftigste Quelle des Muthes, und unterwirft Parcivals hohen Sinn, da er sich wider Gott erhob, der Sitte des Glaubens; er lehrt häufig die Demuth und Versöhnlichkeit, warnet vor dem Elend unempfindlich vorbeizugehen, lobt über alles, daß Parcival die eheliche Treue nie brach, und erhebt Keuschheit mit so besonderem Lob, daß er auf der andern Seite den Mißbrauch der Stärke zu Befriedigung unerlaubter Lust, als die äusserste Heruntersetzung des Ritterkarakters darstellt. In einer meist sehr interes-

santen Darstellung der Abentheuer, und in häufigen Sprüchen, die er durch ihre Rundung unvergeßlich einzuprägen sucht, enthält sein Gesang das ganze ritterschaftliche Tugendsystem, wodurch der Adel sowohl der Schirm als die Zier der Menschheit werden mochte. Es ist besonders merkwürdig, daß er, bei vielem Religionsgefühl doch nicht allein der Tugend heidnischer Helden die geziemende Gerechtigkeit wiederfahren läßt, sondern, welches weniger im Geist jener Zeiten war, sich nicht vermißt, ihnen die Seligkeit abzusprechen; vielmehr scheint er von Gottes Allmacht zu glauben, sie wisse Mittel zum Lohn ihrer Tugend, wovon der Priester nichts vermuthe. Diese feinern Empfindungen scheinen aber meist alle auf morgenländischem Boden entsprossen: Es ist von andern bemerkt worden, wie viel die Kreuzzüge beigetragen, die verwilderten Ritter des Abendlandes (wo der Einfluß weiland milderer Sitten durch den Lauf der Jahrhunderte sich verlohr) für Tugenden empfindlich zu machen, welche sie bei der Tapferkeit für überflüssig hielten; so daß in derselben Gegend, wo die jüdische, die türkische und unsere Religion entstanden, auch Schildesamt veredelt wurde. Parcival aber, dieser Telemach seines Ordens, ist von Eschilbach, nach seiner eigenen Geständniß, nur übersetzt, scheint von dem edeln Herrn Kyot, einem Provenzalen, den Eschilbach als einen Herzog in Catalonien anführt (man weiß daß Catalonien und Provence

gleichen Herrn hätten), in die europäischen Sitten umgemodelt, und soll ursprünglich in heidnischer (arabischer) Sprache zu Toledo gefunden worden seyn. Diese Umstände machen seine erste Gestalt schwer zu bestimmen; so viel hat nicht nur die verschiedene Religion, sondern zumal die Sitte der Tafelrunde, auf die Kyot ihn gestimmt, an demselben verändert. Aber in einzelnen Stücken läßt sich die Urkunde mit möglichster Zuverläßigkeit erkennen: sowohl wenn man einen Ton der Sitten antrifft, welcher unsern Rittern sonst fremd war, als besonders in dem allegorischen Theil und in allem Wissenschaftlichen. Vor allen Dingen ist in mehreren Rücksichten der mysteriose Gral merkwürdig, den Flegetonis in den Gestirnen sah, welcher durch derselben Zusammenstimmung dem keuschesten und edelsten Ritter vertraut wird, alles gibt, nährt, belebt, weissaget und unsterblich macht; um seine Erlangung dreht sich dieses ganze Gedicht; sobald ihn Parcival findet, gibt er das Reich auf; der Stein der Weisen ist eben der Gral; sie behalten ihn in ihrer maessenide, kein Unwürdiger mag ihn sehen; ihn ehren die templeise (ist er nicht ihre berühmte Weisheitstinctur)? Dann ist viel von Clinscor, des Zauberers, Macht; er hat aller guten und bösen Geschlechter Gewalt, welche wohnen vom Firmament bis an der Erde Ziel. Er ist (welches wohl Herr Kyot entdeckt) aus der terre de labour von Virgilius Nachkommen; doch,

nachdem der König von Sicilien sich, eben so wie an Abälard Fulbert, an ihm gerochen, hat er im Lande zu Persien Zauber gelernt; seither übt er Menschenhaß. Der Nekromantie wird gedacht, aber häufiger der Gestirne, ihres Einflußes auf die Wunden, der geheimnißvollen Thiere und Wurzeln, und was alles von dem weisen Pietagoras Der ein astronomirrer was und allen andern Kennern der Verborgenheiten der Natur den Geweiheten geoffenbart worden. Von des Artus maessenie, der kein vilan, und eben so wenig ein unaufgenommener unwürdiger Schildesmann sich zu nahen getraut, welche auch gewisse Wahrzeichen hat, so daß die Briefe der Mitglieder wohl ohne Unterschrift ihres Namens erkannt werden, ist schwerer zu unterscheiden, ob und wie vieles uralt europäisch und was hinzugesetzt ist. Maessenie scheint nichts anderes als Hausgenossenschaft zu bedeuten; es übt aber diese, auf dem Plan bei Diana's drun, auch jenseit Artus Gebiet, Gerichte und Herrschaft, wie sie einem Ordensmeister, nicht einem Landesherrn, zukommen. Die Namen mögen gedichtet seyn; zuverläßig sind es viele oder die meisten geographischen; aber zum Gemälde der Denkungsart und Sitten ist hier mit Beihülfe guter Critik sehr viel zu lernen. Die Gränzen einer Anzeige machen unmöglich, diese merkwürdigen Züge, alles was die Geschichte der Sprache aufheitern kann, alle durch den Ausdruck oder den Sinn vor-

trefflicher Sprüche dieses Gedichtes anzuführen oder auch nur anzudeuten. Zur Beurtheilung des geographischen Theils gehört vollends eine genaue Kenntniß des Morgenlandes in denselben Zeiten, und vieler nun vergessenen Ströme und Burgen Spaniens und Frankreichs. Man findet, in welchem Ruhm die Ritterschaft jeder Nation war (Wenn die von Portugal hie sind Die heissen wir die frechen); Spuren des bereits abnehmenden Glanzes verschiedener erschöpften Länder in Norden; Meldung des aufblühenden Arbeitfleißes in Flandern und am Rhein, und einiger Zweige des Handels verschiedener Völker; die frühe Nachahmung der französischen Moden, und ihre Unnöthigkeit bei den Proben, welche in Vervollkommnung der Tänze der teutsche Witz von seiner eigenthümlichen Fruchtbarkeit auch in diesen Sachen gab. Es ist freilich mißlich, ohne Untersuchungen, die uns die Zeit nicht erlaubt, gewissen Schilderungen in diesem Gedicht ihr Vaterland anzuweisen: zu oft ists ein regelmäßiges Gemisch von Wahrheit und Fabel, und man müßte wenigstens, entweder die morgenländische Urkunde oder doch Kyots Ausgabe zu Hülfe haben; doch wissen wir nicht, ob von Eschilbach so ganz versichert werden darf, daß er nichts oberländisches eingemischt habe: die, lach genannte, Quelle Karnans hat uns an eine erinnert, welche zu einem Feensitz nicht untauglich scheint: Lac de Quarnans hieß damals der lac de Joux; zur selb

digen Zeit kaum von den Jägern des Freiherrn von Lasarra entdeckt; nur ein Kloster belebte das todte hohe Thal; unten strömt eine ausserordentlich schöne Quelle aus dem Fels, die gar wohl selbst lach genannt werden konnte, denn sie ist sein einziger Ausfluß; er filtert in dieselbe durch die verborgenen Ritzen des Berges herunter; die ganze Gegend ist einsam, romantisch. Romantisch genug liegt auch Montsalvano, die Ritterburg, nachmals der Grafen zu Greyerz, nun gebrochen und ganz verfallen; sie hätte Eschilbachs Munsalvaesce seyn mögen, wovon er so viel singt; und wie wenn er, beredt in Klagen über unglückliche Minne, eine Fräulein von der hohen Burg hätte herunter zaubern mögen, und sein Land verschwur aus Verdruß des vergeblichen Beginnens. Wir brechen ab, um nicht selber in Dichtung zu fallen. Es ist klar genug, zu wie mancherlei Gebrauch dieses Buch nützlich ist. Ohne dasselbe kann das (unentbehrliche) Glossarium der Sprache unserer Väter nicht vollständig werden. Zur Historie ist es eine noch ungenutzte und in verschiedener Betrachtung nicht unergiebige Quelle. Am besten wäre, dem Eschilbach zu thun, wie er dem Kyot: Wenn dieses ausführlich, stark und wahr gezeichnete Muster der Adelstugend vermittelst einer so gelehrten als dichterischen Bearbeitung unserm Jahrhundert in dem ganzen Charakter derselben alten Zeit neu vorgelegt würde, niemand welcher Schildesamt liebt oder dem desselben

Recht angestammt ist, würde es lesen ohne zu empfinden, welche Denkungsart Enkeln solcher Väter ziemt, und alle Menschen (so träg in der Ausführung) sehen doch gern die Darstellung' so seelerhöhender Gesinnungen.

Das Lied Herrn Hartmanns (der sich nannte auf daß wir Gott bitten für die Ruhe seiner Seele) singt eine unschuldsvolle Tugend, welche freiwillig das Leben hingibt für die Rettung eines Wohlthäters; Gott schenkt ihr das Opfer. Traurig und schrecklich zeigt Meister Gottfried, wie unmenschlich und unglücklich die Eifersucht macht. Jacob Appet erzählt eine Schalkheit, würdig im Decamerone zu stehen. Der Ungenannte scheint vom Pfennig zu reden, wie der Fuchs von den Trauben, ganz ungeduldig, daß er so nothwendig ist.

8.

Berlin, bei Voß und Sohn, Decker und Sohn: Oeuvres posthumes de Frédéric II., Roi de Prusse. 1788. XV Bände. 8.

Ohne Anzeige des Orts und der Verleger: Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand, Roi de Prusse. V Bände. 8.

Es würde unnöthig und fast ungereimt seyn, die Erscheinung der nachgelassenen Werke Friedrichs anzeigen zu wollen, da sie nicht so bald abgedruckt waren, als sie von dem ganzen lesenden Publicum in allen Ländern Europens mit heftiger Begierde gelesen wurden. Eine Beurtheilung derselben ist in mancherlei Rücksicht schwer; die historischen Details erfordern die genaueste Kritik; die eingestreuten Maximen, so sehr sie zum Theil denen der gewöhnlichen Menschen entgegen seyn mögen, reifes Ueberdenken, als Früchte theils des Genies, dem nichts widerstand, was es überwältigen wollte, theils der langen Erfahrung des thatenreichsten Menschenlebens: Besonders ist nicht

leicht, noch jetzt, ohne Verdacht, wenn auch nicht von Schmeichelei, aber doch von verblendetem Enthusiasmus, den König nach Würden zu loben, oder auf der andern Seite an dem etwas tadelhaftes zu bemerken, welchen so viele Tausende anbeten. Doch da es einmal im Plan der allgem. Literaturzeitung ist, vorzüglich solcher epochenmachenden Werke ausführlicher zu erwähnen; so wollen wir ihn, den Einzigen, mit so unbefangenem Blick ins Auge fassen, wie Er vor 30 Jahren das verschworne Europa; den Inhalt beider Sammlungen darlegen; und von jedem Stück den erhaltenen Eindruck und die wichtigsten Bemerkungen, die es in uns hervorbrachte, nicht ausführlich vorlegen, aber andeuten; sine amore vel odio, wie Er selbst meist geschrieben. Wir wollen suchen, dem Plan eines literärischen Journals gemäß, in Friedrich blos den Schriftsteller zu betrachten, den Mann und seine Thaten nur, in so fern sie der Gegenstand dieser Werke sind. Vielleicht überschreitet unsere Recension die Gränzen einer gewöhnlichen; dieses aber wollen wir uns jederzeit erlauben, so oft von einem solchen König Zwanzig Bände so höchst merkwürdiger Schriften erscheinen.

Um einige Ordnung zu beobachten, wollen wir die Werke ähnlichen Inhalts zusammen stellen; zugleich aber eine tabellarische Uebersicht beider Sammlungen voransenden, die Berlinische nennen wir A, die andere B.

I. Geschichte.

1. Histoire de mon tems. A. t. I. II.
2. —— de la guerre de sept ans. A. t. III. IV.
3. Mémoires depuis la paix jusqu'en 1778. A. t. V. 1 — 218.
4. Mémoires de la guerre de 1778. A. t. V. 219 — 290. mit Beilagen bis S. 354.
5. Correspondence avec le Général Fouqué. B. t. V. 1 — 312.
6. Considérations sur l'état de l'Europe en 1736. A. t. VI. 1 — 52.
7. Reflexions sur Charles XII. B. t. V. 313 — 340.

II. Staatswissenschaft.

8. Essai sur les gouvernemens. A. t. VI. 53 — 88.

III. Philosophie.

9. Examen critique du Système de la Nature. A. t. VI. 139 — 168.
10. Sur l'innocence des erreurs de l'esprit; ibid. 189. — 218.
11. Pensées sur la Religion. B. t. IV. 185 — 320.

IV. Schöne Wissenschaften.

12. Dialogues de Morts. A. t. VI. 89 — 138.
13. Avant-propos de la Henriade: ibid. 169 — 188.
14. Epîtres à Jordan; ibid. 219 — 329.
15. Poesies; A. t. VII. VIII. 1 — 136. B. t. IV. 321 — 347.
16. le Palladion; B. t. IV. 1 — 184.
17. Tantale en procès; B. t. III. 381 — 426.
18. l'Ecole du monde; B. t. IV. 349 — 427.

V. Vermischte Schriften.

19. Lettres à Jordan; A. t. VIII. 137 — 220. Antworten. XII. 91 — 266.

20. Lettres à Voltaire. A. t. VIII. 221. IX — X. 158. B. t. I. II. III. — 310.

21. — à la Marquise du Châtelet; A. X. 159 — 196. Antworten. XII. 267 — 312.

22. — au Marquis d'Argens; A. t. X. 197 — 348. die Antworten XIII; lettre de la Marquise. XII. 313 — 316.

23. — à D'Alembert, A. XI. XII — 60. die Antworten XIV. XV — 236.

24. — mêlées. XII. 61 — 90. Antworten XV. 237 — 284.

25. — à Darget et les reponses; B. III. 311 — 378.

Geschichte.

I. Histoire de mon tems; die zwei ersten Bände der Berliner Sammlung; 288 und 331 Seiten.

Inhalt. Schilderung des Zustandes von Europa im Jahr 1740. von S. 1 — 116. Der erste schlesische Krieg, bis zu Ende des ersten Bandes. Der ganze zweite Band enthält nach zweckmäßiger Darstellung der Begebenheiten des Zwischenraums 1 — 96. den andern Krieg.

Das Gemälde von Europa 1740 ist an sich mit Wahrheit, oft unerwarteter Bestimmtheit, einer Freimüthigkeit, welche sich bisher nicht leicht ein ungekrönter Schriftsteller unter uns erlaubt, mit Feuer, Geist, und allem Glanz der Beredsamkeit entworfen. Es ist Friedrichs Erstling in der Historiographie; man sieht den Jüngling; aber welch einen? Seine Fehler selbst sind charakteristisch: er hatte einen Blick, der bei ei-

nem Gegenstand selten lang verweilte, weil er ihn schnell durchdrang und schätzte; so fort war er sein, und ging über in die Masse von Kenntnissen, aus denen sich dann in seiner Seele ganz eigene Ideen bildeten. Daher im Außerwesentlichen oft Uebereilungen, die nur ihm zu vergeben sind, welcher hier offenbar ohne vieles Nachschlagen, meist nur aus sich, nach den einmal gefaßten Begriffen, schrieb. Dem ersten König von Sardinien gibt er den Namen des zweiten, diesem den des ersten; aber ihre Macht beurtheilt er desto richtiger. Was kümmerts ihn, daß er dem letzten Medicis irrig den Namen Cosmus gab? und ebendenselben Churfürsten von Mainz S. 77. Eltz und an einem andern Orte Schönborn genannt? Er hat darum nicht weniger wahr von ihm geurtheilt. Nur von der Schweiz finden sich S. 80 f. neun, zum Theil politische und statistische, Irrthümer, welche in Erwägung der Wahrheit, womit er von den übrigen Staaten schreibt, auffallen: Allein da, wie wir mehrmals erinnern werden, alle seine Wissenschaft auf Anwendung im Leben ging, und er, (seine Erholungsstunden ausgenommen) nicht leicht etwas erforschte, was ihm nicht als König oder Mensch von praktischer Wichtigkeit war, so folgte er in Ansehung dieses Landes, welches mitten in Europa immer ganz außer dem Spiel bleibt, ohne weiters den damaligen Vorurtheilen, (die Schweiz könne hundert

tausend Mann stellen, dieses Heer drei Jahre unterhalten u. s. w.); die, welche um ihn waren, hatten weder die Kenntniß, noch vielleicht die Wahrheitsliebe, sie zu berichtigen. Daß der Stadt Constantinopel zwei Millionen Einwohner gegeben werden, ist S. 88. wohl Schreib- oder Druckfehler. Vielleicht wird von einigen unter die hauptsächlichen Irrthümer gezählt werden, daß er so verächtlich vom Reich geurtheilt: Es ist wahr, daß der König in Fällen, wo desselben gedacht wird, sich nicht selten bittere Satyre gestattet (S. I, 78. Un ministre envoyé à Ratisbone est l'equivalent d'un mâtin de basse-cour, qui aboye à la lune; und viele solche Stellen). Aber die Gründe dieser Nichtachtung, welche bei eben dieser Stelle angeführt werden, sind nur allzu wahr; und wie konnte ein König, bei dem alles That und in jeder That Plan war, eine Versammlung anders betrachten, von der ihm nur hin und wieder das Fragment einer Handlung vorkam, welche Zahl, Solennität, Phraseologie und so vieles hatte, worauf er nicht hielt, das aber, was ihm am theuersten war, Zweck und System, gerade nicht! Auch ist kein Zweifel, daß die Theil II. S. 73. befindliche Anmerkung seinem Patriotismus, als König von Preussen und als Teutscher, manchmal widerlich aufgefallen seyn muß: On s'étonne avec raison, en considérant la hauteur et le despotisme avec lesquels la Maison d'A. avoit gouverné

l'Allemagne, qu'il se trouvât des esclaves assez vils pour se soumettre au joug qu'elle leur imposoit: et cependant le grand nombre étoit dans ces sentimens. — Hierbei müssen wir die Leser erinnern, daß dieses Gemälde Europens im Jahr 1746. gezeichnet, und wenig oder gar nicht seitdem verändert worden: daher auch, z. B. von Holland und Schweden, Schilderungen, die jetzt gar nicht mehr passen. Eben so wie S. 76 vom Churfürsten von Cöln gesagt wird, er sey nicht reicher als der von Mainz (weil er nämlich zur selbigen Zeit noch viele andere Bisthümer zugleich hatte). — Wir eilen zur Historie selbst.

Diese tragen wir kein Bedenken, ein klassisches, des Alterthums würdiges, Werk zu nennen. Zwar könnte die fast durchgängig herrschende hohe Einfalt, die Würde des Tons, die Präcision des Ausdrucks und die ganze Anlage zum Beweis dieses Lobes angeführt werden. Allein der König ist in diesem Werk den Alten in weit wichtigern und ihnen eigenthümlichern Rücksichten ähnlich: Zuerst, und vornämlich, in dem großen public spirit, in dem Vaterlandsgeist, wenn wir so sagen dürfen, der uns bei jenen zu Bürgern Athens und Roms umzaubert, und wie vielmehr in Teutschen wie besonders in Preussen, wie ganz eigenthümlich in den Herzen preussischer Krieger, bei Lesung dieses Buchs, auflodern muß. Man sieht allerdings überall den König in allen Zweigen des Wirkungskreis

ses, worin er lebte; wie konnte dieses anders seyn! Hingegen seine Siege, das ganze Glück seiner Waffen, zumal die Rettung von den gefährlichen Folgen mancher militärischen Fehltritte — alles dieses ist nicht des großen Friedrichs, es ist das Verdienst des preussischen Heers: Une pareille armée est capable de tirer un Général d'embarras; et le roi lui avoit plus d'une obligation en ce genre; I, 259. Le monde ne repose pas plus sûrement sur les épaules d'Atlas, que la Prusse sur une telle armée; II, 215. Le Soldat Prussien est vaillant sans être cruel; on l'a vu donner des preuves d'une grandeur d'ame qu'on ne devroit pas attendre de gens de basse condition; II, 262. Les Prussiens ne combattent, que pour l'honneur. Le principe de leurs succès doit s'attribuer uniquement à l'ambition des officiers, comme à l'obéissance des soldats; II, 315. Toutes les parties du militaire concouroient avec une même ardeur à l'affermissement de cette discipline, qui rendit autrefois les Romains vainqueurs de toutes les nations; I, 288. Doch nicht aufs Heer schränkt sich diese Denkungsart ein: Alle Eroberungen, Siege und Friedensarbeiten sind nicht für den König und seinen Ruhm, sondern für das Vaterland, für den preussischen Namen, unternommen worden.

Oft sagt er dieses; und eben dieses Werk ist so ganz in diesem Geist, so unterrichtend für den Geschäfts-

mann und Soldaten, und so wenig schmeichelhaft für ihn selbst geschrieben, daß man wohl sieht; entweder sey wirklich das Vaterland sein Hauptaugenmerk gewesen, oder er habe gefühlt, es gebe für ihn keinen grössern Ruhm, und nichts sey auch politisch wichtiger für seine Macht, als wenn er über dem Vaterlande sich ganz zu vergessen scheine.

Daher Urtheile über seine eigene Thaten, so streng, wie sie nicht leicht ein anderer über den großen Mann zu fällen gewagt haben würde. Nicht genug, daß er, wie bei Sorr, II, 259. die längst gemachten Kritiken durch freies Geständniß bekräftiget (wie er auch bei Mollwitz die ihm oft vorgeworfene Flucht nicht verhehlt, aber erklärt: le Roi, qui croyoit rallier la Cavallerie comme on arrète une meute de chiens, fut entrainé dans leur deroute jusqu'au centre de l'armée; I, 162.): Er bekennt aufs nachdrücklichste von dem Feldzuge des 1744ten Jahrs: qu'aucun Géneral ne commit plus de fautes que n'en fit le Roi dans cette campagne; qui fut son école dans l'art de la guerre, et M. de Traun, son précepteur; II, 141, 143. Bisweilen spricht er entschuldigend von seinen Fehlern; so daß jene Aeußerungen gewiß nicht in dem Gefühl geschrieben sind, er habe sonst so viel gethan, daß er keiner Vergebung bedürfe: Le Roi manquoit encore d'expérience; c'étoit proprement sa première campagne; I, 151: Er erhöhet auch so wenig den Glanz der Siege, daß

er vielmehr den bei Mollwiz einem glücklichen Ungefähr I, 159. die Anlage des von Hohenfriedberg der List, II, 214. zuschreibt; wie er denn alles überhaupt so klar, so frei und natürlich darstellt, daß das Wunderbare verschwindet, und jeder ihn so wohl begreift, daß man bald denken möchte, man würde nicht anders, als eben so auch gehandelt haben. Was, zum Erstaunen der meisten, viele, die ihn gekannt, oft versichert haben, daß er nämlich von Natur nachgiebig war, und nur durch die Reflexion auf seine Berufspflicht das Gegentheil geworden, zeigt sich auch in dieser Historie mehrmahls; wie II, 108: Le Roi marqua dans ce moment trop de foiblesse; par condescendance pour ses alliés, il défère trop à leurs sentimens: Ueberall durch dieses Werk erkennt man einen Mann, der, wie die großen Alten in patriotischer Absicht, und nicht so wohl für schnelles Lob, als für die Unsterblichkeit seines Namens, geschrieben (wie Thucydides, κτημα εις αει μαλλον η αγωνισμα εις το παραχρημα). In der That verbirgt seine Einfalt unglaublich viele — Kunst möchten wir nicht sagen, damit niemand an mühsame Ausarbeitung denke; wohl aber — Gedankenreichthum; da oft in einem Beiwort etwas wichtiges verborgen liegt, und überhaupt kein Wort vergebens da ist.

Hieraus ist leicht abzunehmen, wie lehrreich dieses Werk für den Kriegsmann sey. Der König zeich-

net aufrichtig den Gang von Erfahrungen, durch deren Benutzung er der erste Feldherr seiner Zeit geworden. (Il apprit à Mollwiz à bien garnir les flancs; I, 250 u. s. f. wir geben von jeder Bemerkung nur eine Probe). Er zeigt bei jeder Schlacht, worin der Ueberwundene und gemeiniglich selbst auch der Sieger gefehlt (wie I, 165, 256.); man hat oben gesehen, daß er sich nicht geschont; eben so wenig versäumte er, an den Feinden gute Anstalten zu loben: (Le plan de M. de Neiperg étoit sage et judicieux. Le parti de M. de Königsek étoit judicieusement pris). Ueberhaupt ist besonders interessant, wenn er, oft mit wenigen Worten, bisweilen ausführlicher, seine und fremde Generale schildert; alles ohne eine Spur von Leidenschaft, indem er nicht leicht ohne Einschränkung lobt oder tadelt; und manchmal in der Geschichte eines einigen Tages die gute und fehlerhafte Seite eines Officiers darstellt. Er zeigt, wie höchst sträflich II, 299 der alte Fürst von Dessau handelte; und aus was für einer unerlaubten Quelle dieses Betragen herkam II, 275; hierauf lobt er nicht nur seinen Sieg II, 309, sondern entschuldiget, was ihm etwa noch zur Last gelegt werden möchte, 310. Und nicht kalt ist sein Dank, wo er ihn einem verdienten Officier gab: Un fait aussi rare, aussi glorieux (que ce que fit M. de Gefsler) merite d'être écrit en lettres d'or dans les fastes Prussiens; II, 212. Cette belle action (bei Solniz) valut à Wedel le nom de

Leonidas, II, 141. Le Marggrave Charles donna des marques de valeur digne du sang de son grand-père, l'Electeur F. Guillh.; II, 196. Cet Officier (Fouquet) donna des marques de genie et de capacité pendant tout le cours de cette guerre; II, 267. Wie herrlich erzählt er Tauenziens That, II, 243; wie schön bemerkt er Möllendorfs aufblühende Größe? II, 246.

Er ist nicht sparsam, aus der Erzählung Regeln und Maximen, bald im didaktischen (II, 121), bald im sprüchwörtlichen oder sententiösen Ton, herzuleiten. Es ist hier der Ort nicht, zu beweisen, daß man einem Geschichtschreiber, der in einer praktischen Absicht schreibt, von dieser und von der Sache durchdrungen ist, und welchem Herz im Busen schlägt, das Recht solche Reflexionen zu machen, wohl nicht nehmen kann, (weil er sichs nicht nehmen läßt); aber hier sind sie vollends Theil der Geschichte, weil die Manier, wie Friedrich eine Sache angesehen und benutzt, so wichtig ist, als die Begebenheit selbst. Es ist zumal merkwürdig, von diesem gelehrten Helden zu hören, wie viel die moralischen Dispositionen sowohl des Heers als des Landes zum Glück der Feldzüge thun. Oestreich würde weder Schlesien so leicht, noch im Jahr 1741 eben so schnell den größten Theil von Böhmen verloren haben, wenn seine Regierung sich weniger verhaßt gemacht hätte. Eben um die Seele, die er seinen Preußen so

wunderbar zu geben wußte, in denselben zu verewigen; darum schrieb er dieses Buch. Wer ihm in allem ähnlich seyn wollte, und vergäße, die Liebe und Verehrung des Volks zu erwerben, hätte, seinem Urtheil nach, wenig gethan.

Nicht minder frei und glücklich als die Officiers werden die Nationen, die Könige und Minister charakterisirt. Freilich wer ihn und die meisten von denen vergleicht, welche mit ihm an der Spitze der Völker standen; wer bedenkt, welche bittere Feinde und kalte, ungetreue Freunde er hatte, und mit welcher Kraft er fühlte, wird nicht eben den panegyrischen Ton erwarten. Er ist auch um so sparsamer angebracht, da les charactères d'imbecilles, revêtus de la pourpre, de charlatans, couverts de la tiare, et de ces rois subalternes, appellés ministres dont bien peu meritent un nom dans les annales, I. 89. ihm kaum der Schilderung werth schienen. Er spricht also meist wegwerfend von denselben; hingegen verehrungsvoll von Männern, die durch sich etwas waren. Les talens distribués par la nature sans égard aux généalogies; I, 65.

Hin und wieder sind Anekdoten eingestreut, welche, zum Theil, nur er wissen konnte, alle aber sind der Historie würdig, weil sie Zeiten, Menschen und vorzüglich ihn, charakterisiren: z. B., wie Berlin erschrak, da gerade am Tage des Aufbruchs nach Schlesien eine Glocke herunter fiel, und er wieder Muth gab

(cela signifioit l'abaissement de ce qui étoit élévé; or, la maison d'Autriche l'étoit infiniment plus que celle de Brandebourg, I, 135.); das Billet, welches Valori aus der Weste fiel, wodurch Frankreich genöthiget wurde, auch Glatz zu garantiren; Bellisles Unmuth, als er nicht wußte, wem er Mähren geben wollte; der König, wie er Augusten von Sachsen die Landkarte zeigt; der übelbelohnte Patriotismus der Chateauroux; wie der König zu Dresden die Oper Arminius aufführen ließ, und hundert solche Züge. Ueberhaupt ist der politische Theil dieser Geschichte zwar wenig tröstlich (les souverains jouent des provinces et les hommes sont les jettons qui payent II, 214.), aber desto unterrichtender. Man lernt, wie übel ein Staat, oder ein Mensch berathen ist, welcher seine Stärke in der Treue anderer, und nicht in seinem eigenen innern Gehalte setzt. Man sieht den König von seinen Bundsgenossen oft hintergangen, und (in diesem Kriege) nie wesentlich unterstützt; alles ersetzt seine ununterbrochene und allezeit systematische Thätigkeit: in den Waffen, in den Intriguen, in den Vatersorgen für Preußen, ist er immer derselbe; und wenn er auf wohlbedachte Gründe seinen Plan angelegt, so war (II, 221, 244, 283) weder der, auch noch so sichere und glänzende, Anschein eines Vorth 's, noch eine Reihe von Schwierigkeiten fähig, ihn davon abzubringen. Wenn man mit dieser Beharrlichkeit seinen, in

der Historie überall hervorleuchtenden, richtigen Blick verbindet, und bemerkt, wie er eben so wenig in Beurtheilung anderer, als in Bestimmung seiner eigenen Plane jedem Flug einer warmen Einbildungskraft folgte; so wird man, bei allem Schimmer seines Witzes, doch überzeugt werden, daß Verstand und Willenskraft eigentlich die Grundzüge seines Charakters gewesen.

Was bei andern seinen Werken hin und wieder unten vorkommen wird, mag beweisen, daß nicht Bewunderung uns bei diesem geblendet. Nur das ist nöthig, hier noch den allezeit rüstigen Nachahmern zu sagen, (car, notre public est un peu mouton), daß, wenn einer aufstünde, der in eine Historie so viele Epigrammen hereinbringen wollte, als hier in der vorangehenden Schilderung sind, solche ganz vorzüglich seyn müßten, oder des Königs Beispiel würde ihn nicht schützen; non cuivis licet adire Corinthum.

Es werden sich vielleicht viele wundern, daß wir von des Königs politischer Moral geschwiegen, die freilich (Patriotismus und Königspflicht abgerechnet) in manchen Factis nicht eben so stark glänzt. Die Rechte an Schlesien mochten klar und zweideutig seyn; man sieht genug, daß nicht sie vorzüglich die Unternehmung bestimmt. Und in der Vorrede ist über die Haltung der Tractate ein Glaubensbekenntniß, welches die nicht eben ängstlichen Gewissen der Mächtigen da-

durch noch erleichtert, daß ihre Politik hier öffentliche Stimme bekömmt, und ohne weiters behauptet wird. — Allein, wir halten dafür, daß nicht leicht einer solchen Dingen beipflichten wird, welcher nicht selbst oder in Compagnie von 200,000 Mann disponiren kann. Die, welche dieses können, hören uns nicht, und haben immer so gehandelt; die Schwächern sollen der Freimüthigkeit Friedrichs für die Warnung danken. Was brauchen sie weitere Zeugniß? Haben sie es doch vom Verfasser des Antimachiavell selbst gehört: Tractaten seyn gut, aber man müsse wissen sie zu behaupten.

An der Ausgabe dieses, wie überhaupt des historischen Theils der Werke des Königs ist zu tadeln, daß hin und wieder einiges unterdrückt worden, das man, zum Theil wenigstens, wohl hätte abdrucken dürfen. Auch ist, z. B. etwas schwach, daß (eine Stelle ausgenommen) immer drei Sternchen stehen, wo jedermann sieht, daß der König den Grafen von Brühl genannt hatte.

Wir unterdrücken ungern sehr viele Bemerkungen über dieses Werk: aber die kommenden Geschlechter werden es analysiren und mannigfaltig bearbeiten; sie werden es so oft als den Cäsar und Polybius anführen.

II. Histoire de la guerre de sept ans; vollendet den 17. Dec. 1763. II Bände. 8. 358 und 428 S.

Ueberhaupt wird unter den Werken des Königs

wohl keines begieriger vom größten Theil des Publikums erwartet worden seyn, und keines die Erwartung mehr trügen, als diese Geschichte des größten Krieges, welcher seit Hannibal und Scipio geführt worden ist.

Nach der anfänglichen Bearbeitung sollte dieses Werk dem eben recensirten an klassischem Werth und Interesse gleich gekommen seyn. Man begreift aber leicht, wie, als das Manuscript von einem Hunde des Königs vom Schreibtische ins Kamin geworfen und größtentheils verbrannt worden, dem großen Verfasser zur zweiten, eben so sorgfältigen Ausarbeitung die Lust entfallen seyn mag. Er stellte eine Geschichte seines Krieges wohl her, aber mit eilender Feder, meist aus dem Gedächtniß oder nach trocknen Tagebüchern.

Er hatte den gedoppelten Zweck, zu zeigen, 1) daß er an dem siebenjährigen Menschenwürgen unschuldig, daß es das Werk seiner Feinde, seinerseits aber bloße Selbstvertheidigung war; und 2) aus unendlich mannigfaltigen Stellungen und Lagern ein System für den Krieg dieser Lande zu deduciren. Ohne ein zu großes Detail, wo nach Erwägung vieler hier nicht berührter Umstände und Aeußerungen der Mächte und Minister beurtheilt werden müßte, was wohl endlich hätte geschehen, oder unterbleiben können, läßt sich hier nicht sagen, in wie fern der König jene erste Absicht erreicht habe. Auch ließen sich Einwendungen gegen seine Darstellung verschiedener wichtigen That-

sachen anführen. Aber das Wichtige bleibt immer, daß die Nachwelt nun den Gesichtspunkt hat, aus welchem Er seine damalige Lage betrachtet wissen wollte. Es ist, wie beim Lesen Cäsars, zumal de bello civili. In Ansehung der andern, militärischen Rücksicht, ist wohl von mehrern schon erinnert worden, daß er, auch wie Cäsar, was er selbst gethan, gemeiniglich mit genauer Treue, hin und wieder mit eben so charakteristischer Kunst erzählt, hingegen unvollständiger und nachläßiger, was er durch Hörensagen oder die Relationen anderer vernommen. Wir wissen, daß er sich bemühete, die besten Berichte einzuziehen; es ist aber ganz möglich, daß, nachdem die meisterhafte Benutzung derselben, obgedachter Weise den Flammen zum Raub geworden, er, aus mancherlei Ursachen, eben dieselben aufs neue einzuziehen, unterlassen, und nur dem Gedächtniß und magern Excerpten gefolgt. Ueberhaupt aber muß weder dieses, noch das vorige Werk nach den gewöhnlichen Regeln, wie eine andere Historie beurtheilt werden; zur eigentlichen Geschichte haben, und erwarten wir andere, in ihrer Art bessere Quellen; hier spricht aber Friedrich, und jedes Wort ist wichtig, weil es von ihm; wenn er aus einem auch nicht genau erzählten Factum eine Regel zieht, so verdient sie darum nicht geringere Achtung; man sieht immer, daß der Sieger solcher Kriege diese Lehre für wahr hielt.

Tausende werden dieses Buch mit geringem Nutzen lesen; aber äußerst lehrreich werden die es finden, welche die Anstrengung der Aufmerksamkeit nicht scheuen, womit man, um Cäsarn zu benutzen, auf jedes Wort achten muß; bisweilen liegt in einem Beiwörtchen viel. Unsere gewöhnlichen Schriftsteller (hievon viele der berühmtesten nicht ausgenommen) haben unser Publikum von der Kunst zu lesen ganz entwöhnt; wie wenige wissen ein Buch zu studieren! welches doch bei Originalwerken, wo ein großer Mann aus der Fülle seines Geistes schreibt, oder wo Gelehrsamkeit und Genie in viel sagende Worte lauter Gedanken zusammen drängen, durchaus nothwendig, und eigentlich das allein nützliche Lesen ist.

Wer sich zum Feldherrn bilden will, würde wohl thun mit diesem Buch Schlesien, Böhmen und Sachsen zu durchreisen, wie Rec. einst einen englischen General, dem Cäsar durch ganz Gallien folgend, angetroffen hat.

Diese Geschichte des siebenjährigen Kriegs warnt eben so viel, als sie lehrt. Sie zeigt, wozu den König seine außerordentliche Lage oft nöthigte, sie spricht entschuldigend von vielem, das er wagen mußte, auch wenn die Verletzung der sonst sichern Regeln ihm Siege verschaffte. An der Wichtigkeit solcher Fingerzeige wird nur der zweifeln, welcher nicht bedenkt, mit welcher Gefahr für das Vaterland manche Officiers

hätten versucht werden können, zur Unzeit einem so glänzenden Beispiel zu folgen.

Die Lagen sind oft meisterhaft (III, 156) bisweilen auch nachläßiger beschrieben; da verschiedenes fehlt, oder (wie IV, 124) erst am Ende der Beschreibung nachgeholt wird. Vortrefflich die Schlachten. Zum Beispiel; wie meisterhaft die bei Kollin! III, 160—176. — (Solche große Augenblicke waren ihm lebendig in der Seele geblieben, daher der Darstellung nichts abgeht, obwohl er das zweitemal nicht mehr so con amore schrieb). Roßbach, ibid. 212—221, ohne Hohn, so aber, daß man die Ursachen und entscheidenden Bewegungen mit äußerstem Interesse, fast ohne Bewunderung (so natürlich scheint alles), aber mit der lehrreichsten Genugthuung liest; Leuthen 235—246; nirgend überhaupt findet man die Grundsätze der schiefen Ordnung zu einer vollständigen Theorie so gut aus einander gesetzt, wie in diesen Büchern des Königs; der fürchterliche Tag bei Torgau, der über 33000 Menschen-Freiheit oder das Leben gekostet, IV, 170—172. Wir führen wenige an, aber die Schlachten sind alle ungemein gut erzählt. Nicht weniger die allgemeinen Plane (III, 139, 255. IV, 59, 2c.) und die aus der Erschöpfung, selbst durch Siege, unausbleiblich folgende Abnahme des innern Werths der Truppen: wie sie schon 1760 ein Gemengsel sächsischer Bauern und östreichischer Deserteurs geworden, und

wo 52 Officiers stehen sollten kaum noch 12 waren; wie vor der Schlacht bei Liegnitz der König neunzigtausenden kaum ein Drittheil entgegen zu setzen hatte; und er doch hielt, bald siegte, bald unerschrocken stand, und nach Niederlagen mit unbezwungenem Heldensinn trotzte. Il ne lui restoit que deux alliés, la valeur et la persévérance, par le secours desquels il pût sortir honorablement de cette funeste guerre; IV, 79, 273.

Der König spricht, wie im ersten Werk, mit unrücksichtlicher Freimüthigkeit. Er tadelt streng (zur Warnung und Lehre), doch sich selbst so gut als andere. Ja er unterscheidet sehr billig, was Uebermacht oder unvorzusehende Zufälle gethan, spricht ohne Bitterkeit selbst von Uebereilungsfehlern, wenn Muth sie begangen, und verurtheilt (ohne Declamation, in einer halben Zeile) nur die, welchen Kopf und Herz zugleich gebrach. Er verhehlt nicht leicht, welchen oft entscheidenden Antheil am Sieg seinem Seidlitz, oder Wedel, oder Ziethen zuzuschreiben gebührte. Man sieht nun deutlich, wegen welcher Dienste er diesen und jenen grauen General bis an seinen Tod, mit Freundschaft (Gnade wäre nicht das schickliche Wort) bis zur Zärtlichkeit überhäuft. Auch erhellet von Daun seine wahre Meinung, da er hier nicht, wie in jenen Briefen an Fouquet scherzweise schreibt. Man sieht Laudon sich bilden. Es würde leicht seyn, dieses alles

durch Citate zu documentiren, und mit Mühe enthalten wir uns vieler Anmerkungen, um fortzueilen. Eine Recension kann unmöglich, wir wollen nicht sagen erschöpfen, was über diese Bücher zu sagen ist; wir können die Titel der Betrachtungen, wozu sie veranlassen, nicht alle anzeigen.

Das Interesse steigt gegen das Ende, wo die Lage des Königs Tag für Tag unhaltbarer wird, er zwar fest steht, aber nach und nach von allen Mitteln entblößt wird, England, oder vielmehr Bute, ihn schändlich verläßt (ja verräth; IV, 290 ff.), Colberg und Schweidnitz übergehen, die Hoffnungen Theresiens nicht ohne guten Grund aufs höchste gespannt sind; und plötzlich Deus ex machina rettet; Friedrich einen Augenblick mit unerwarteter Kraft neu bewaffnet entscheidendere Siege droht; gleich schnell wieder sich selbst überlassen, in der Ungewißheit künftigen Schicksals derselbe bleibt, und endlich den Frieden ertheilt.

Dieses alles erzählt er mit eben dem Gleichmuth, mit der felsenfesten Geistesunerschütterlichkeit, welche er bei den Begebenheiten selbst gezeigt. Es ist endlich, als wenn er an den menschmöglichen Ressourcen der Klugheit und Kriegskunst ermüdet, sie wirklich aufgegeben, und sich überzeugt gehalten hätte, daß nur un jeu du hazard, un je ne sai quoi (nach seiner Denkungsart) alles wendet und führt, uns aber blos der Ruhm des Ausharrens bleibt. Quelqu'étendu que

soit l'esprit humain, il ne sauroit pénétrer les fines combinaisons, qu'il faudroit prevoir pour arranger les evènemens qui dépendent des futurs contingens; IV, 413. Tels sont les jeux du hazard, qui se riant de la vaine prudence des mortels, relèvent les espérances des uns pour renverser celles des autres, IV, 303 — 410. etc.

Zuletzt macht er einige allgemeine Bemerkungen; schätzt hierauf den erlittenen Verlust aller kriegführenden Mächte (überhaupt sind 853,000 Mann auf die Todtenliste gekommen; von seinem Heer 180,080; Oestreicher 140,000; Russen 120,000; Reichsvölker 28,000; Schweden 25000; Franzosen 200,000; Engländer und Alliirte 160,000), thut Meldung der allgemeinen Erschöpfung und besonders der Verwüstung seiner eigenen Staaten, und schließt wie mit einem tief aus der Heldenbrust geholten Seufzer:

„Veuille le Ciel (si la Providence abais„se ses regards sur les misères humaines) „que le destin de cet Etat mette les Souverains, qui „le gouverneront à l'abri des calamités, qu'il a souf„fert dans ces tems de subversion et de troubles, pour „qu'ils ne soyent jamais forcés de recourir aux „remèdes violents et funestes dont on a „été obligé de se servir contre la haine am„bitieuse des souverains de l'Europe, qui vouloient

„anéantir la Maison de Brandebourg, et extermi-„ner à jamais tout ce, qui portoit le nom Prussien."

III. Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg en 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne en 1775.

Diese Schrift, welche wegen ihres höchst merkwürdigen Inhalts von vielen zuerst und am begierigsten gelesen worden, enthält eine Darstellung der politischen Vorfälle des angegebenen Zeitraums von S. 13 bis 129, hierauf dessen, was der König zu Restauration und Verstärkung seiner innern Macht, im Finanzwesen und beim Heer, gethan, von S. 129 bis 185; endlich die Fortsetzung der politischen Geschichte bis auf die Erlöschung der bairischen Linie des Hauses Wittelsbach, von S. 186 bis 218., so, daß diese Mémoires bis auf den 31. Dec. 1777 gehen.

So wichtig und interessant ist, was der König von seiner innern Regierung erzählt, wo der Held als ein wahrer Vater des Vaterlandes erscheint, und uns den Gesichtspunkt auch verschiedener nicht gebilligter Einrichtungen auf eine wenigstens unterrichtende Weise angiebt; so hat gleichwohl dieser Theil der Mémoires nicht die vorzüglichste Aufmerksamkeit erregt. Wohl auch hauptsächlich deswegen, weil der Minister, Graf von Hertzberg, über diese Gegenstände durch seine akademischen Vorlesungen das Publicum größtentheils schon befriediget hatte.

Hingegen die Geschichte der Theilung Polens ist in ihrer Art einzig; weil sie auf eine so authentische Weise mit einer so beispiellosen Aufrichtigkeit geschrieben ist. Es war Friedrichs würdig, nichts zu verhehlen; er zeigt sich, wie er war, um die Urtheile unbekümmert. Er konnte es auch um so eher thun, da er in der Vorrede der Hist. de mon tems über die Tractaten sein, freilich nicht aufs strenge Recht, gewiß aber aufs leidige Herkommen gegründetes politisches Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, und im 2ten und 3ten Kapitel dieser Mémoires wohl zeigt, welches die wahren, die sichern Stützen der Staaten sind, für welche zu sorgen weiser ist, als durch die Illusionen speculativer Sätze sich in den Schlummer der Sicherheit wiegen lassen.

Der König fängt an mit Versicherung einer getreuen Historie: Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie; encore moins tromperai-je la posterité. Hierauf erzählt er, wie sofort nach dem siebenjährigen Krieg, und nach dem Tod Augusts Rußland sich an ihn gewandt, um einen König von Polen zu machen; wie durch diese beiden Mächte Stanislaus erhoben worden, dès longtems connu de l'Impératrice de Russie et dont la personne lui étoit agréable; wie hierauf Rußland und Preußen, Polen mit einander zu beherrschen, und bei seiner, ihnen, als ihm vortheilhaftern Verfassung, dem Veto, der Schwäche des Heers,

und der Partheientzweiung zu erhalten suchen, wie die Confoederirten (offenbar mit Recht, obwohl aus Noth, mit Waffen der Schwärmerei sich widersetzt, und Frankreich (allerdings bei der Sache höchst interessirt), weil es mit eigener Macht nicht helfen konnte, die Türken erregt. Man sieht, nach diesem, durch den anfangs zu raschen Fortgang des russischen Glücks Wien und Berlin genähert; Negociationen; den Kaiser zu Neisse und Neustadt, und Heinrich zu Petersburg. Endlich, die Theilung; folgendermaßen:

Oestreich (es ist nicht eben klar warum? noch, warum eben jetzt)? bemächtiget sich des Ländchens Zips. Hierüber läßt sich Catharina vernehmen, que si la Cour de Vienne vouloit démembrer la Pologne, les autres voisins étoient en droit d'en faire autant. Nun läßt Preußen eine Erklärung begehren, si ces paroles de l'Impératrice avoient quelque solidité? Die Theilung wird beschlossen, zwischen ihnen beiden. Der König, „um dem Hause Oestreich „seine Freundschaft zu beweisen, räth ihm, „de s'étendre dans cette partie de la Pologne selon „sa bienséance," desto ungescheuter, da es andere auch thun werden. Fürst Kaunitz, der ein ganz anderes Project hatte, und Frankreichs Freundschaft einzubüßen besorgte, will nicht, ja er bietet an, Zips zurückzugeben. Der König läßt sich nicht décourager par ces bagatelles, und weil selbst Rußland noch zau-

derte, beschleuniget er dessen Entschließung. Nur Danzig will die Kaiserin ihm nicht lassen; doch comme il étoit évident que le possesseur de la Vistule et du port assujettiroit cette ville avec le tems, on jugea qu'il ne faloit pas arrêter la négociation pour un avantage, qui n'etoit proprement que différé. Die Russen überspannten die Forderungen zu leistender Bundeshülfe, der König verspricht tous les secours, im Augenblick da er sicher war, qu'il ne pouvoit plus en être question. Dem Wienerhof drohet er, bis zuletzt Kaunitz, um Frieden zu haben, einwilliget. Nun aber fodert Oestreich zu viel. Gleichwohl giebt Friedrich nach; die Augenblicke waren zu kostbar, um genau zu messen. Der Tractat wird geschlossen. Nous ne voulons pas détailler ici les droits. Die Polen firent les revèches; ce sont des têtes sans dialectique. Aber sie müssen gehorchen. Die drei Höfe sind übrigens nicht weniger als auf dem Fuß des Vertrauens und guter Freundschaft; aber Erschöpfung, Furcht und Klugheit hindern einen Bruch. Und hier endiget Friedrich, mit der Reflexion: Il est des hochets pour tout âge; l'amour pour les adolescens, l'ambition pour l'âge mûr, les calculs de la politique pour les vieillards.

Diese Mémoires bleiben immer eine Wohlthat für die Menschheit, gleich so wie ein gewißes ehemals von Friedrich widerlegtes Buch, wo die Eroberer eben auch dargestellt werden, wie sie sind.

IV. Mémoires de la guerre de 1778. Womit verbunden Correspondence de l'Empéreur et de l'Impératrice Reine avec le Roi au sujet de la succession de la Bavière; und pièces authentiques de la négociation de Braunau.

Was der König im letzten Kapitel der Mémoires n. III. von den Vergrößerungsplanen des kaiserlichen Hofs erzählt, verbindet nun dieses mit jenem Werk. Er stellt mit Einfalt ohne alle Kunst der Rede dar, wie der unerwartete Tod Maximilian Josephs und Oestreichs Unternehmung alle Cabineter bewegt, er aber den Federkrieg zu verlängern gesucht bis er sowohl Frankreichs als der Russen Gesinnung erforscht. Nachmals unterrichtet er von seinem Plan, und von den Umständen, welche ihn sowohl zu Veränderung desselben als anderer militärischen Maaßregeln genöthiget; Umstände, welche theils im 7jährigen Krieg nicht waren, theils von der Natur dieses nie mit ganz determinirtem Eifer, noch weniger mit (unnöthiger) Kühnheit und Darstellung von ihm (im geschwächten Alter) geführten Kriegs herkamen. Die Stellung der Feinde fand er zu einem Defensivplan sehr gut; sonst ist er eher sparsam im Lob ihrer Manier, und einmal, wo er der Begebenheit von Neustadt erwähnt (281), spricht er davon mit Empfindlichkeit. La postérité pourra-t-elle croire etc. Die Erzählung der militärischen Bewegungen untermengt er mit Nachrichten

von den kaum je unterbrochenen Friedenshandlungen. Die angehängten Actenstücke documentiren dieselben. Andere sind bloß erwähnt; z. B. 249. der Brief des Kaisers an Maria Theresia. „Wenn sie Frieden ma„che, so komme er nie wieder zu ihr; wolle lieber zu „Aachen oder in einer andern Reichsstadt sein Leben zu„bringen." Endlich folgt der Teschener Frieden, vorzüglich bewirkt durch die Beilegung der zwischen den Türken und Russen obschwebenden Streitigkeiten. Verschiedene Officiers erhalten auch in diesem Buch das erstrittene Lob: am itztregierenden König wird seine Wachsamkeit, seine Thätigkeit und Geschicklichkeit guter Dispositionen gerühmt; überhaupt geurtheilt que les Prussiens avoient l'avantage toutes les fois qu'ils pouvoient combattre en règle, et que les Impériaux l'emportoient pour les ruses, les surprises et les stratagèmes.

V. Lettres du Roi de Prusse et du Général Fouqué. Voran, Vie de ce Général, von einem Ungenannten.

Diesen Theil der königlichen Correspondenz recensiren wir darum besonders, weil Kriegsgeschichte so ganz ausschließend sein Inhalt ist. Das voranstehende Leben ist von einem Verehrer des Generals, aber, so viel aus den Actenstücken selbst erhellet, ohne Schmeichelei noch übertriebenes Lob geschrieben. Die Briefe fangen vom 23. Sept. 1758. an. Die älter-

meisten bis auf seine Gefangennehmung (S. 213.) sind bekanntlich schon im Jahr 1772 erschienen; aber sie erhalten durch das vorhergehende und nachfolgende nun ganz neuen Werth. Der erste enthält als Beilage des Königs réflexions sur les changemens à faire dans la façon de faire la guerre, die wir immer als eine seiner allervorzüglichsten Schriften betrachtet haben, und worin auf 16 Seiten mehr liegt, als in manchem berühmten und weitläuftigen Werk über die Kriegskunst. Man sieht hier den ganzen scharfen Blick und Verstand, auch die ganze Seele des Königs, aus deren Fülle sich diese Schrift gleichsam ergießt, von jenem Anfang an: Qu'importe de vivre, si on ne fait que végéter! qu'importe de voir si on ne fait que d'entasser des évènemens dans la mémoire! etc. Auch sieht man aus diesen Gedanken, wie es kam, daß im Jahr 1778 der König nicht rascher zu Werk ging; er würde auch in jenem großen Krieg viel weniger aufs Spiel gesetzt haben, wenn die Menge der Feinde ihn nicht gezwungen hätte, wider die Regeln zu handeln. Jeder Krieg hat seine eigene Manier.

Gleichwie überhaupt ein Auszug dieser Schriften, welche die Welt in allen Jahrhunderten lesen wird, unnütz wäre, Betrachtungen aber zu weit führen würden, so ist auch nicht möglich von den übrigen Briefen anders, als im Allgemeinen zu reden. Sie sind aus der Zeit, wo der König am unglücklichsten war.

Sie zeigen aber nichts, weniger als Niedergeschlagenheit, sondern eine mit höchster Geistesgegenwart auf jedes Detail gehende Wachsamkeit; eine Seele voll Feuer; eine gegen Männer von ächtem Verdienst unwandelbare Freundschaft, welche die vermeinte Rangsdignität ganz vergißt, und nur den Mann sieht. Keine Geschichte macht uns den König so gegenwärtig wie diese Briefe, wo man die tägliche Arbeit seines mit halb Europa ringenden Geistes sieht. Sie sind auch vortreffliche Muster des militärischen Briefstyls, wie die ad Atticum von Cicero größtentheils vom politischen Geschäftsstyl gegen Freunde. Die Briefe des Generals sind vollkommen im Ton und Geist der königlichen; man sieht ganz wohl, daß er ein Mann für Friedrich war; so ganz lebte er in seiner Pflicht, (welches gerade unter den Menschen das Seltenste ist). Dem Theil des Publicums, der diese Correspondenz gleichwohl minutiös und uninteressant finden möchte, wären wir geneigt, noch die Erinnerung zu geben, daß man sich im Krieg nicht alle Tage schlägt, und eben auch dieses die vorliegende Sammlung schätzbar macht, weil sie dem jungen Militär und andern Ununterrichteten einen Begriff giebt, von den eben so wichtigen Details, welche in Geschichtbücher nicht kommen können.

Sowohl die Lücken im Briefwechsel, als die Geschichte des Unfalls bei Landshut, sind vom Herausge-

der meist (wo nicht überall) aus Originalrapports ergänzt; und recht sehr gut.

Als der König erfuhr, was bei Landshut geschehen, sagte er den Generalen: Fouqüé est prisonnier, mais il s'est défendu en héros; S. 223. Die nach dem Frieden geschriebenen Briefe, des Königs mehr als zehen Jahre gegen den unbrauchbar gewordenen Krieger, der bald nicht mehr gehen, und endlich kein Wort mehr deutlich vorbringen konnte, fortgesetzten Beweise der zärtlichsten Sorgfalt und vertrautesten Liebe, sind allem, was von Trajan oder Heinrich IV. bekannt ist, wenigstens gleich. Uns scheint dieser Theil der Correspondenz eines der nothwendigsten Stücke zur Beurtheilung seines Gemüthes. Was er den Gelehrten schrieb, und etwa gab, ist immer dem Verdacht ausgesetzt, er habe (zwar durch die löblichsten Mittel) der Nachwelt auch von dieser Seite in vortheilhaftem Licht erscheinen wollen. Aber welche Celebrität konnte Friedrich von einem langsam dahinsterbenden Feldherrn hoffen, der nie Schriftsteller war, und in einer Landstadt ohne Akademie sein schwaches Alter einsam, und mit aller Gottesfurcht eines wahren Christen, von der Welt unbemerkt verlebte! Woraus wohl abzunehmen, daß der König sein Herz gern mitgetheilt, aber durch die Erfahrung seiner langen Regierung immer überzeugter geworden, daß äußerst wenige es verdienten.

Nach diesen äußerst rührenden Briefen und der Beschreibung von Fouqués letzten Tagen, folgen einige Aktenstücke des von Friedrich noch zu Rheinsberg gestifteten Ordens der Ritter Bayards.

Dieses Buch erregt ganz andere Empfindungen als die Geschichten der Thaten des Königs; aber letztere geben der hier gezeigten Güte ihren Werth. Die höchste Güte ist bei der höchsten Weisheit und Kraft.

VI. Considérations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe. Geschrieben 1736. Ein Werk der Jugend; aber man erkennt den jungen Herkules. Diese Schrift ist eine interessante Darstellung, wie derjenige sich im Stillen gebildet, welcher nachmals den Ton unter den Mächten angab, und mehr als je ein König auf die Menschheit würkte. Das Geheimniß bestand in seinem genauen Studium der alten Geschichte und in einer scharfsinnigen Anwendung derselben auf die neuesten Begebenheiten. Die Alten verdienen, zumal wegen des, sie charakterisirenden, praktischen Verstandes mehr als irgend eine Klasse der Neuern die Grundlage der Erziehung eines Mannes zu seyn; da sie unsere Vorurtheile nicht haben, so gewähren sie gleichen Vortheil wie Reisen unter fremde Nationen, und (welches das Schätzbarste) sie sind voll Vaterlandsgeist. Der junge Friedrich, ihr Schüler, sah in Frankreichs Politik jene macedonische, und hielt sie für weit gefährlicher als Oestreichs Plan der Unterwerfung Teutsch-

lands, weil der Stolz des Wiener Hofs und seine Uebereilungen allemal zur rechter Zeit wider sein System waffne. Seine eigene Denkungsart giebt er nur im Allgemeinen zu erkennen: doch scheint, er hätte damals gewünscht, einst als deutscher Patriot ein Gleichgewicht zwischen diesen beiden furchtbaren Mächten zu behaupten; das aber sieht man klar, daß er sich mit dem hohen Ideal der Königspflichten ganz erfüllt hatte. Man findet auch eine unerwartete diplomatische Kenntniß der Reichsgesetze und Friedensschlüsse in dieser Schrift, richtige und große Aussichten und Grundsätze, und eine tiefe Verachtung saumseliger Fürsten.

VII. Réflexions sur le caractère et les talens militaires de Charles XII. (Geschrieben im Jahr 1760).

Schon vor einiger Zeit war diese Schrift erschienen; ihren Werth haben wenige gefühlt, weil sie die Excerptensammlungen der Gelehrten mit keinen neuen Factis bereichert. Sie verdient aber alle Aufmerksamkeit, als eine Probe, wie der Geist Friedrichs die in der Historie hervorleuchtenden Charaktere großer Männer bearbeitete, und wie er zur Bildung des seinigen sie benutzte. Selbst Erfahrungssätze die sonst nicht neu sind, bekommen in den Schriften eines großen Mannes gleichsam durch seine Unterzeichnung neue Autorität; indessen man darüber schnell wegsehen darf, wo sie einem armen Schriftsteller nur den Bogen füllen müssen.

Uns bestätiget diese Abhandlung das Urtheil Montesquieu's: Charles n'étoit point Alexandre, mais il eût été le meilleur soldat d'Alexandre. Der König zeigt, wie viel sein Verstand vermochte in jenem ersten Feldzug, da er ihn hörte; wie aber die Leidenschaften seiner feurigen Seele ihn gegen die natürlichsten Regeln mehr und mehr taub machten; wie er, der über alle Despoten despotisiren wollte, selbst über die Natur sich dessen vermaß, indem er blos nach der Kraft seines Willens ohne einige Rücksicht auf die unübersteiglichsten Hindernisse und unentbehrlichsten Hülfsmittel zu Werk ging; und, da er im Anfang ein Scipio und ein Cäsar schien, am Ende weit unter Turenne und unter Alexander dem Großen war.

Es ist mehr in diesen zwei Bogen als in Voltaire's ganzem Buch, dessen Reflexionen auch zurecht gewiesen werden. Die Maximen und Bemerkungen sind keines Auszugs fähig, aber würdig, daß große Officiers dieselben studiren.

Staatswissenschaft.

VIII. Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains; geschrieben 1781. Ein goldenes Buch, wenn je eines, von Menschen geschrieben, verdient, so zu heißen.

Nach mehr als vierzig Jahren der thätigsten Verwaltung, und einem halben Jahrhundert Betrachtung des Gangs der jetzigen und ehemaligen Staaten, zeich-

net hier der König die Pflichten des Monarchen. In so fern diese erfüllt werden, gibt er, wie unter dieser Voraussetzung jeder thun wird, vor andern Formen allerdings der Monarchie den Vorzug. Le gouvernement est le pire ou le meilleur de tous selon qu'il est administré; 63. Er zeigt la seule manière, qui peut rendre bon et avantageux le gouvernement monarchique; 86. In dieser Billigkeit ist sein vielumfassender Geist sichtbar, der diese Verfassung nicht ausschließend nach dem schätzte, was sie durch ihn und eine beispiellose Reihe großer Vorfahren für seine Preußen geworden; so wenig er die republikanische nach der Verderbniß und Schwäche beurtheilte, welche in diesem Augenblick der Charakter bei weitem der meisten Republiken ist. Wenn er sich tiefer eingelassen hätte, so ist wohl kein Zweifel, der große Mann würde entschieden haben, daß nach den Ländern, Völkern, Sitten und Zeiten auch die Formen verschieden seyn müssen; daß es aber in der Hauptsache auf den sie beseelenden Geist ankömmt, und nach dem Maaße, sowohl der Freiheit als der Sicherheit, eine Verfassung glücklich oder das Gegentheil ist.

Es ist auf diese wenige Bogen ein unglaublicher Reichthum von Gedanken zusammengedrängt. Gleichwie der Marschall von Sachsen das Werk Onosanders bei sich zu tragen, und sein Brevier zu nennen pflegte; so sollte diese Abhandlung das tägliche Manual der

Könige und Fürsten seyn. Von allem sagt er etwas, immer das wesentlichste, und sichtbar das Resultat eigner Erfahrung. Wie viel ist in diesen Worten vom Krieg; Aujourd'hui l'habileté du Général consiste à faire ses troupes approcher de l'ennemi sans qu'elles soient détruites avant de commencer à l'attaquer. Pour se procurer cet avantage il faut qu'il fasse taire le feu de l'ennemi par la supériorité de celui, qu'il lui oppose; u. s. f.; in dem, was er S. 76 ff. von der Distribution der Auflagen (daß sie ja nicht auf Lebensbedürfnisse gelegt werden) so weislich und so väterlich erinnert; wie er S. 78. wider die Leibeigenschaft alles das stärkste sagt, ohne zu vergessen, wie ungerecht und wie unweise seyn würde, sie auf einmal abzuschaffen; wie unwidersprechlich er S. 80. die so viel bearbeitete Frage der politischen Oekonomie über die Freiheit oder Einschränkung der Kornausfuhr in wenigen Zeilen entscheidet; wie wohl er S. 81 ff. darthut, daß der Fürst gar kein Recht hat über die Denkungsart seiner Bürger, hingegen aber 84 ff. für die Sitten sorgen müsse. Die ganze Schrift scheint eine Frucht weniger Stunden, und ist ein Monument seiner Gesinnungen für Jahrhunderte.

Philosophie.

IX. Examen critique du Système de la Nature. Geschrieben 1771.

Des Königs Philosophie war, wie bei den großen Alten, zwar eine Frucht seines Nachdenkens und seiner Studien, doch so, daß ihr sein thätiges Leben eine praktische Stimmung gab. Daher vermochten Schriften, wie le système de la Nature, bei ihm wenig, je mehr ihre Grundsätze seinen Erfahrungen und Ideen von den Bedürfnissen der Menschheit zuwider waren. Er zeigt hier, wie unvernünftig es ist, eine verständige Ursache des Weltalls zu läugnen; daß die Fatalität alle Grundvesten der Gesellschaft erschüttert, und der Mensch der Freiheit, welche er so sehr liebt, nicht absolut, aber bis auf einen hinlänglichen Grad genießt; daß die Moral der Bergpredigt, des Evangeliums überhaupt, rein und hoch, nicht verwechselt werden darf mit der Theologie und allen Mißbräuchen der Priesterschaft; besonders aber die Regierungen gar nicht so sind, wie, aus Mangel an Weltkenntniß, der Verf. des Natursystems sie schildert. Er erhebt sich wider den, in der That schlechten, Ton unserer Zeiten, die großen Männer der vorigen herunter zu setzen. Endlich, da der Verf. wider die Erbreiche declamirt, führt Friedrich ihre Vertheidigung, doch so, daß er ihre Unvollkommenheiten nicht läugnet; nur will er qu'on ne propose pas des remèdes pires, que les maux, et au défaut de pouvoir faire mieux qu'on s'en tienne aux usages et aux loix établies. Seine Gedanken über diese Gegenstände sind nicht neu; nur gibt sein Origi-

nalgenie oft neue glückliche Wendungen, und für die Wahrheit sollte seine Stimme desto mehr vermögen, da bekannt ist, wie wenig er die Macht der Vorurtheile gescheut, wie wenig er selbst respectable Ideen, die ihm irrig schienen, geschont.

X. Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit. Eigentlich überhaupt vom Pyrrhonismus. In einem Dialogen, dessen Anlage mit den von Cicero Aehnlichkeit hat (nur daß bei diesem der berühmte Name seiner Interlocutoren der Beredsamkeit mehr Stoff und dem Ganzen ein eigenes Interesse giebt), wird gezeigt, erstlich daß wir nichts wissen; zum andern, daß das Wissen eben auch nicht unsere Sache zu seyn scheint, und endlich, daß unser moralischer Werth nicht hierauf beruhet. Alles dieses ist mit Geist und in einem angenehmen Vortrag unanstößig ausgeführt. Am wichtigsten ist, zu sehen, wie tolerant er eben durch diese Denkungsart wurde. Da der König über die Nothwendigkeit der vollkommensten Erfüllung der großen Pflichten seines Standes gewiß nie der Zweifelsucht Platz gab, so war seine Gleichgültigkeit über Speculationen allerdings nicht nur unschuldig, sondern gut. Was würde nicht geschehen seyn, wenn er ein Dogmatiker gewesen wäre, und mit jener Kraft seines Charakters die Macht seines Zepters hätte geglaubt anwenden zu müssen, um zu seinem wahren oder falschen Sy-

em alle zu bringen, über die sich seine Gewalt er- reckte! Die Könige müssen Gott nachahmen, der die Wahrheit weiß (weil er sie ist), und den Irrthum doch duldet, daß er auch zur besten Religion die Welt cht wider ihren Willen vereiniget.

XI. Pensées sur la Religion.

Unmöglich kann diese Schrift, wenn sie von dem önig ist, so wie wir sie hier lesen, aus seiner Feder eflossen seyn. Einerseits citirt er eine Menge Stel- n lateinisch nach der Vulgata; er, der an protestan- sche Uebersetzungen gewöhnt war, und nicht lateinisch erstand. Er spricht überhaupt wie ein Katholik: Si ous voulez que je regarde l'église Catholique comme ı seule véritable etc.; 263. il y a eu des martyrs ıême chez les Turcs, les Calvinistes etc. 242; von m sieben Sacramenten, 278, u. s. f. Er spricht ie ein Franzose: les conciles ne valoient pas une e nos assemblées du Clergé, 265, u. s. w. Auf er andern Seite findet sich vieles in seine Manier ganz ohl passende; doch nicht hinreichend für einen evidenten eweis. Daher uns ungewiß bleibt, ob diese Schrift on einem andern ist, oder ob die Grundzüge, ob der auptinhalt ihm zugehört, er aber, um, aus vielen aten Gründen, sich nicht als Verfasser zu verrathen, nem französischen schönen Geist aufgetragen, durch

oberwähnte Einstreuungen das Publikum zu verwirren *).

Dem sey wie ihm wolle, sie ist voll seiner Gesinnungen, da sie alles aufs praktische zurück führt, von der christlichen Religion aber so urtheilt, wie, in einer andern Schrift, der König von der teutschen Literatur; nämlich nach den theologischen Ideen der Jahre 1730 u. s.

Sehr wahr und geistreich hat ein Prediger zu Berlin geurtheilt: daß, nachdem der König in der Kindheit vernünftig unterrichtet worden, andere Theologen in den Jahren der Entwickelung seiner Geisteskräfte das Schiff mit so vielem Ballast überladen, daß es anders nicht als sinken konnte. Wenn man dabei überlegt, welchen Eindruck auf seinen emporstrebenden Geist machen mußte, auf der einen Seite Männer ohne Genie, ohne Eleganz, ohne Namen, auf der andern Seite solche, die dieses alles (vom ersten wenigstens den Glanz) im höchsten Grade hatten, beschäftiget zu sehen, jene, ihn unter das Joch der Orthodoxie und einer ängstlichen Andächtelei zu beugen, diese, ihn loszureißen, und frei und kühn die Bahn der größten Helden und Weisen unter dem Zujauchzen der aufgeklärtesten Menschen durchlaufen zu machen; —

*) Diese Pensées sind bekanntlich das Werk eines Franzosen, der sie 1745 unter dem Titel Examen de la religion, als eine Arbeit des S. Evremond herausgab. Hier sollen sie etwas vermehrt seyn. A. d. H.

was mußte der Erfolg seyn! Es kam überdem hinzu, daß die Sterblichen immer geneigt sind, sich Gott nach ihrem Bilde zu denken. Der König von Preußen, der in seinen Staaten, der besonders dem Heer, nichts vergebens gebot, bei dem in allen möglichen Dingen wollen und ausführen einerlei war, konnte sich in den Plan der Vorsehung mit der moralischen Bildung unseres Geschlechts nicht finden; ihm schien so viel unzweckmäßig, und der ganze Gang zu langsam; ihm hätte es militärischer zugehen müssen; im Universum wie zu Potsdam. Ueber dieses fehlte ihm alle Kenntniß todter Sprachen; so daß er sich so wenig als Voltaire in die morgenländische Darstellung zu finden wußte. Gewohnheit und herrschende Ton thaten das übrige.

Man wird in dieser Abhandlung viel wahres antreffen, das ein Christ, welcher seine Religion aus der Quelle kennt, und in letzterer das wesentliche von Einkleidung und Nebensachen zu unterscheiden weiß, ganz gern auch annimmt; vieles, das die protestantische Kirche lange gesagt, noch mehr das beim Fortgang der Denkungsfreiheit und ächten Bibelstudiums zur öffentlichen Meinung geworden; hinwiederum auch Einwürfe, die sich nicht so leicht beantworten lassen; eben wie auf der andern Seite Raisonnements, welche dem König eine gute Philosophie bei ganz uneingenommenem Geist sehr wohl hätte widerlegen können.

Daß die Formen der Religionsdarstellung nach den Zeiten verschieden sind (indessen das Wesen bleibt), hieran wird sich nur der stoßen, welcher das Menschengeschlecht nur in einer Lage und nur einen Augenblick existiren lassen möchte; so wie nur der sich ärgern wird an den schwer zu beantwortenden Einwürfen, welcher nicht bedenkt, wie unvollkommen alle unsere Kenntniß, zumal von so hohen Gegenständen ist. Und die Fehlschlüsse des Königs können über jene trösten. Kein System ist ohne Schwierigkeiten; die Vorsteher des gemeinen Wesens haben blos zu betrachten, ob dieses oder jenes die Ruhe der Gesellschaft nicht störe; der Privatmann aber wird wohl thun, dasjenige zu wählen, worin er fürs thätige Leben die meiste Stärkung, und im übrigen am meisten Beruhigung findet. In jenem, als Regent, hat Friedrich ein Muster gegeben; für sich hat er gewählt; wie gut und schlecht? das richte Gott.

Ein Auszug dieser Abhandlung wäre unnütz, eine Beleuchtung derselben zu weitläuftig.

Gleichwie Caracalla vermeinte Alexander zu seyn, wenn er den Kopf auf die linke Schulter neigte, so ist kein Zweifel, daß auch viele die Religion verachten werden, um etwas mit Friedrich gemein zu haben. Allein das Ganze macht den Mann; unsertwegen mögen sie auch hierin den König nachahmen; sie müssen aber alsdann auch den vollen Umfang mannigfaltiger

schwerer Pflichten mit eben derselben Wachsamkeit, Geistesanstrengung und Selbstüberwindung, wie der große Friedrich, vollstrecken; oder sie haben von ihm gerade soviel als Caracalla vom Alexander gelernt.

Schöne Wissenschaften.

XII. Dialogues des Morts.

Der erste zwischen Marlborough, Eugen und Fürst Wenzel Lichtenstein, die feinste Satire, voll Wahrheit. Wer wird dem großen Mann nicht von Herzen beipflichten, da er mit beißender Ironie die Modephilosophen aushöhnt, welche zum Ruhm keinen andern Weg als Paradoxen wissen, und nun sich zum Geschäfte machen, die verehrungswürdigen Namen großer Männer herunter zu setzen (wie unlängst Pauw die Spartaner); als wäre es nicht eine Sünde an der Menschheit, alle Begriffe umzukehren, und ihre Zierden zu tilgen, an die kein edler Jüngling ohne Begeisterung zu denken vermag. Der König spricht mit gleichem Recht von den Declamationen wider die Kriegskunst, deren Flor denn doch wahrhaftig die beste Sicherheit und Schutzwehre alles übrigen ist.

Das zweite Gespräch zwischen Choiseul, Struensee und Sokrates enthält die Gesinnungen eines Philosophen über politische Verbrechen, wie die, welche der König auch in seinen Geschichtbüchern dem dänischen und französischen Minister beimißt.

Im dritten spricht M. Aurel mit einem römischen Mönch, erkennt sich nicht in seinem Rom, und noch weniger seine Philosophie in den daselbst jetzt herrschenden Begriffen.

Alle drei Stücke scheinen vom J. 1773 Früchte froher Augenblicke, da der König seinem Geist ein Vergnügen erlaubte. Die Schreibart ist vortrefflich, der Ton Lucianisch.

XIII. Avant-propos sur la Henriade. Um 1740. Der König spricht von Voltaire so, daß man seine tiefe Bewunderung merkt, und nun leicht einsieht, wie viel dieser Mann auf ihn würken mußte. Es ist auch ganz natürlich; außer Bayle hatte kein großer Schriftsteller in französischer Sprache (und andere las er nicht) über so viele, den jungen Friedrich so sehr interessirende Gegenstände, ja (wir wollen gerecht seyn) keiner je in irgend einer Sprache über dieselben so angenehm geschrieben. Der Enthusiasmus des Prinzen für die Geistesvorzüge dieses Mannes gab ihm auch für seine Person eine Freundschaft, welche an allen seinen Schicksalen und Interessen Theil nahm.

Die Henriade wird also ungemein, und auf Unkosten Homers und Virgils erhoben, weil der König in jener alles fühlte, diese aber nur aus Uebersetzungen kannte, und sich auch nicht genug in alte Zeiten und fremde Sitten zu versetzen wußte. Er und Voltaire beurtheilen den Homer so, wie die Bibel.

Uebrigens leuchten die schönsten moralischen Gesinnungen hervor. Sie waren beim König im Herzen, beim Voltaire in der Imagination und im Gedächtniß.

XIV. Epîtres à Jordan; welche mit No. XIX. hätten verbunden seyn sollen; allein das blinde Schicksal hatte gesprochen, daß in dem ganzen großen Theil dieser Sammlung, welcher die Correspondenz enthält, nichts an seiner Stelle stehen sollte. Dieser Unstern erstrecke sich nicht bis auf die Recension! Also zugleich:

XIX. Lettres à Jordan; nebst den Antworten. Die Epîtres stehen im sechsten Theil, die Lettres im achten, die Antworten im zwölften. Wer hat je so etwas gesehen! Es entsteht hieraus, daß, wer nicht wenigstens zwei Bände offen vor sich liegen hat, manches gar nicht versteht.

In diesen wirklich vertrauten Briefen und Versen erscheint Friedrich, wie er als Jugendfreund war, ungemein liebenswürdig, voll Munterkeit, Witz, Güte, Thätigkeit, so aber, daß keine seiner Eigenschaften der andern, und am wenigsten eine Neigung seinen Pflichten schadet. Die meisten Verse sind mit äußerster Nachlässigkeit hingeworfen; und manches wird des Drucks unwürdig scheinen, aber nur solchen, die den Werth nicht fühlen, ihn ganz zu kennen, ihn den wirklich Einzigen.

Man lernt hier viele seiner geheimsten Gedanken und Gefühle; man durchlebt mit ihm den ersten Feld-

zug; man erfährt, was er von merkwürdigen Personen im Herzen dachte, welches von dem, was er an dieselben schrieb, nicht selten sehr verschieden ist; niemand wird ohne Vergnügen sehen, wie er Freund zu seyn wußte. Manchen Stücken gibt der Augenblick Werth, in dem er sie schrieb (am Tage vor der Schlacht bei Mollwitz, am Tage des Sieges bei Czaslau). Jordan in seinen Briefen, ist ebenfalls ein geistreicher, wohlgesinnter, zärtlicher Freund, welchem, um allezeit froh und heiter zu seyn, nur leider die Gesundheit fehlt.

Das Gedicht vom König J'étois né pour les arts, VI, 282, ist sowohl durch Inhalt als Ausdruck sehr schätzbar. Man glaubt Alexandern zu hören, wo er schreibt: „Si je n'étois pas Prince, je ne serois que philosophe; enfin, il faut, dans ce monde, que chacun fasse son métier; VIII, 161. 163. Und Cäsarn, wo er sagt: Tout ce que je désire c'est de n'être pas corrompu par les succès; j'espère que mes amis me retrouveront toujours tel que j'ai été, quelquefois plus occupé, rempli de soucis, inquiet, mais toujours prêt à prouver que je les aime de tout mon coeur (178),

moins leur Roi, leur Souverain,
que frère, ami, vrai citoyen. VI, 316.

Man sieht seine Thätigkeit; je travaille beaucoup; je le fais pour vivre, car rien ne ressemble tant à la mort que l'oisiveté; VI, 311. Und die Geistesstim-

mung, welche seine Kräfte unterhielt: Le comble de la folie dans ce monde, c'est la tristesse; VI, 305. Je travaille à l'infini, je m'amuse tant que je puis, et du reste je ne pense qu'à me rejouir; VIII, 174.

Ueber den Breslauer Frieden erklärt er sich gegen Jordan gerade so wie nachher gegen der Nachwelt; VIII, 192; XII, 248; so daß er dieselben Grundsätze damals hatte, nicht nachmals erkünstelte.

Wer große Männer nicht bloß auf der Staatsbühne oder dem Schlachtfelde, sondern auch als Gesellschafter und in Stunden der Vertraulichkeit sehen mag, dem werden diese Briefe gefallen; andere haben keinen Sinn dafür.

XV. Poésies.

Gleichwie mannigfaltiger Anschein von Widerspruch und Unordnung in der Einrichtung der Welt wohl eher einige verleitet hat, an dem Daseyn ihres Urhebers zu zweifeln, gleich so möchte diese Sammlung der nachgelassenen Gedichte des Königs, da sie wie ein Kartenspiel unter einander geworfen sind, manche auf den Gedanken bringen, es existire gar kein Urheber der Sammlung; der Gott des Zufalls, von dem in diesen Werken so viel gesprochen wird, habe sie in aller Unregelmäßigkeit hervorgebracht, welche diesen Ursprung documentiren könne. Da aber ein wirklicher menschlicher Urheber sich den Herausgebern geoffenbaret hat, um, wir wissen nicht mehr ob 1200, oder 2000 Thaler

Belohnung zu ziehen, so bleibt kein Zweifel übrig an seiner Existenz, wohl aber, ob er ein verständiges Wesen sey? Denn wenn man im siebenten Theil S. 5. liest, was hinter S. 327 und 293 gehört, und überhaupt die ganze Anordnung betrachtet; so sollte man wahrhaftig auf blindes Fatum weit eher rathen, als auf die Hand eines vernünftigen Menschen. Ein solcher würde auch wohl nicht Briefe an Voltaire oder Fragmente davon, weil Verse darin sind, aus der Ordnung der Correspondenz gerissen, und in dieses Chaos geworfen haben.

In wiefern man sagen könne, daß ein Ens rationale diese Sammlung besorgt, mögen also die Theologen und Philosophen untersuchen; wir gehen zum Inhalt über.

Als Gedichte sind allerdings diese Stücke von ungleichem Werth. Man findet solche, die unter die Meisterstücke gezählt werden dürfen, welche eine große Seele im höchsten poetischen Schwung hervorbringen mag; zum Beispiel wollen wir nur den herrlichen Brief an d'Argens nennen, Ami, le sort en est jetté! VII, 175. Ueberhaupt pflegen sie zu weitläuftig zu seyn, wodurch viel von der inwohnenden Kraft und Originalität verloren gehen muß. Es ist aber zu bedenken, daß die meisten und wichtigsten im Lager, ja in den Zeiten der äußersten Gefahr, geschrieben, und von dem König nicht fürs Publikum unmittelbar be-

stimmt waren. Es würde viel Pedanterei verrathen, von dem Helden, im Augenblick da er gegen halb Europa den unerhörten Kampf bestand, wenn er das Bedürfniß hatte, seine Entschlüsse, seinen Zorn oder Schmerz in Verse zu ergießen, die Pünktlichkeit und äußerste Regelmäßigkeit eines ruhigen schönen Geistes von Profession zu fodern. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß er in einer ausländischen, bisweilen äußerst eigensinnigen Sprache dichtete, in der sich möglichst kurz zu fassen denn doch nur denen gegeben ist, welche ihrer so ganz Meister sind, wie Montesquieu.

Viele Gedichte sind bei Gelegenheit kleiner Zufälle (wie, als ihm die Chidley einen englischen Pflug schickte, als die Knesebeck durch einen herzhaften Sprung ihr Leben rettete), verschiedene ohne weitern Zusammenhang mit größern Dingen (wie das an seinen Koch, und das an Gellert), andere, wie das im Namen Kienlongs, wie die auf d'Argens Namenstag und Bett in Augenblicken munterer, oder wie das VIII, 122 auf die europäischen Könige in Augenblicken satyrischer Laune hingeworfen. Aber bei weitem die wichtigsten sind aus dem siebenjährigen Krieg.

In diesen sieht man die Empfindungen des größten Mannes neuerer Zeiten in den schwersten Stunden seines Lebens, und Friedrichs des Großen unbezwungenen Geist wider sein Schicksal im Kampf. Er singt im Gefühl eines Helden der alten Zeit von des Vater-

Von diesem Gedicht ist übrigens der Grund historisch, wie man aus der Histoire de mon tems weiß. Historisch ist auch manches in den Charakterschilderungen. Der König ist bisweilen besonders glücklich, wo er militärische Operationen besingt; z. B. den Marsch S. 159.

Von der Versart nur ein paar Proben:

Puis des Saxons la troupe parfumée,
Gens doucereux, et qui, peur d'accident,
Jusqu'à Mon Dieu disent tout poliment.
Le Chevalier, pincé, droit comme un cierge,
Parmi ceux-là paroit avec éclat.

Von den Holländern:

Figurez vous un peuple d'escargots,
Toujours glacés, animaux aquatiques,
Qui dans une heure articulent deux mots.

XVII. Tantale en procès; comédie.

Voran das Factum des Juden Hirsch gegen Voltaire, auf dessen unersättliche Geldsucht der König dieses Stück gedichtet. Es wird wohl nicht nach theatralischem Werth geschätzt werden dürfen; aber daß der tiefe verachtungsvolle Unwillen über die Niederträchtigkeiten du plus ladre et du plus détestable des hommes, de l'auteur de la Henriade, dem großen Friedrich, seinem Bewunderer, dieses abgedrungen, wird immer zur Charakteristik von beiden berühmten Män-

nern ein wichtiges Aktenstück bleiben. Das Factum (von des Königs Hand) ist zumal, auch in dem Ton und Ausdruck, ein Meisterstück.

Am Ende ist eine Schilderung Voltaire's im Jahr 1756 von dem König entworfen, die fast in allem richtig ist, und selbst seine poetischen und philosophischen Werke viel genauer würdiget, als man es erwarten sollte, nach dem Begriff, den die Welt von seinem Enthusiasmus für Voltaire hatte. Wenn man die so äußerst schmeichelhaften Briefe an Voltaire und andere Hochachtungsbeweise hiemit vergleicht, welche der König diesem Mann in viel spätern Jahren und nach seinem Tod gegeben; so sieht man mit Erstaunen, wie viel bei ihm Geist und Geschmack gegolten.

XVIII. L'École du monde; comédie en trois actes; par M. Satyricus. Geschrieben im Jahr 1742.

Den Theil ihres komischen Reizes, den der École du monde zur Zeit und am Ort ihrer Vorstellung locale und individuelle Anspielungen gaben, hat sie nun und bei uns nicht mehr. Hingegen enthält sie Sittenzüge, die denselben eigen waren, und viele Weisheitsregeln, zumal über die Erziehung, welche besonders aus dieser Feder wichtig sind, weil sie desto mehr Eindruck machen werden. In den Schilderungen ist freilich manches überspannt, weil der König nicht genug mit den vorkommenden Klassen der Gesellschaft gelebt, um die feineren Schattirungen der Charaktere sich zu merken.

Vermischte Schriften.

XIX. Oben bei XIV.

XX. Lettres à M. de Voltaire; et ses réponses. Diese letztern sind nur in der Baseler Ausgabe; die Herausgeber haben Briefe und Antworten aufs genaueste zusammengeordnet; die Folge ist auch nur selten unterbrochen, da in der Berliner Ausgabe aus des Königs ersten dreißig Regierungsjahren keine Briefe an Voltaire zu finden sind, (Bruchstücke ausgenommen, die am unrechten Ort, unter den Poesien, stehen); es fehlt also der ganze zweite Theil der Ausgabe von Basel; daher auch unbillig und falsch wäre, diese als Nachdruck heruntersetzen zu wollen.

Doch kann man wohl ihr kein uneingeschränktes Lob ertheilen, verschiedene Briefe sind besser in der Berlinischen (IX, 116, 120 u. s. f.); einige sind letzterer eigen (wie der beim Tod Karls VI. t. IX, 126 u. a.) in der Baseler steht einer zweimal (II, 393 und III, 48); auch diese Herausgeber haben sich Auslassungen erlaubt: charakteristisch ist hierin, daß zu Berlin harte Namen und Ausfälle gegen die Religion (der König und Voltaire pflegten sie immer nur l'infame zu nennen), unterdrückt worden; diese Stellen haben die Baseler alle; hingegen unterdrücken sie, was über den Herzog von Würtemberg vorkömmt, (III, 275 und 277, mit der Berl. Ausg. vergl.) So schonen die Berliner keinen

Reichsfürsten; alle hatten Stellen über die geistlichen Stände, über den vorigen Landgrafen von Cassel, über den Herzog von Würtemberg findet man bei ihnen; hingegen unterdrücken sie die Meldung des Marschalls von Richelieu, des Abbé de l'Isle (X, 63, 13). Noch sonderbarer ist aber, daß in beiden Ausgaben die Data der Briefe so oft verschieden sind; und in der Baseler ist sichtbar, daß die Schreibart correcter hat gemacht werden wollen. Uns dünkt, der eigenthümliche Schwung der Rede des Königs, und selbst fehlerhafte Eigenheiten seines Ausdrucks, wären merkwürdiger, als daß nun ein Buch mehr den ganzen Zuschnitt akademisch bestimmter Wortstellung hat. Wenigstens wissen wir nicht, warum die Baseler ihm aufdringen wollen, le mois d'Auguste geschrieben zu haben, da er, wie der größte Theil von Europa, nach der alten Manier mois d'Août schrieb, und jene Sonderbarkeit ihn darstellt, wie er nicht war, nämlich als Neologen.

Um hierüber abzubrechen, wollen wir überhaupt gestehen, daß von beiden Ausgaben keine noch ist, wie sie sollte; wir glauben auch nicht, eine ganz richtige zu erleben; hier unterdrückt man dieses, dort jenes; und wie, wenn sich die Herausgeber vollends zu Aristarchen der Schreibart erheben! Aechtheit und Vollständigkeit, dies sind die Haupterfordernisse. Es sind in des Königs Werken Stellen, die wir nicht nur nicht unterschreiben, sondern kaum aussprechen

möchten: aber sie sollen da stehen; wie sonst ists möglich, ihn zu kennen? Wie viel weniger schicklich ist, ihn über die Grammatik schulmeistern zu wollen?

Der Inhalt ist höchst interessant. Friedrich erscheint anfangs enthusiastisch für alles Große, Wahre, Gute und Schöne; ihm ist kein Lob, keine Herzensergießung zu warm, für den, in welchem er ein Universalgenie, und einen Mann von hoher Tugend verehrte. Im Uebrigen ist nichts in der Moral, Geschichte, Literatur, Philosophie, und den Künsten, worüber sein Geist nicht oft gedacht; wer wollte erwarten, daß allezeit richtig? aber man sieht seinen Gang und seinen Ernst. Voltaire erscheint von Anfang bis zu Ende als ein schöner Geist, voll der heftigsten Leidenschaften. Es läßt sich merken, daß der König schon früh gelernt, wie er sich über die moralische Seite seines Freundes (so nannte er ihn lang) betrogen; aber seine ganze Niederträchtigkeit und Bosheit lernte er im Jahr 1752 kennen; von diesem Jahr an ist, bis ins folgende Jahrzehend, selten ein Brief ohne bittere Vorwürfe. Voltaire antwortet so, daß man wohl sicher glauben mag, er sey nicht systematisch böse, aber aus Leichtsinn, Schwäche, und jener ihm eigenen Versatilität alles gewesen. Es ist auch merkwürdig zu lesen, wie er dem König manche Fehler vorwirft, welche dieser in seinem gesellschaftlichen Umgang hatte. Bei dem allen blieb dem König Voltaire durch seinen

Witz, der unerschöpflich war, und gemeinschaftliche Verachtung des Christenthums werth. Die Briefe der spätern Jahre betreffen überhaupt einen dieser zwei Gegenstände, deren letzterer bei Voltaire wirklich zur herrschenden Leidenschaft geworden war. Rec. hat ihn gekannt, und weiß, daß neben andern auch hauptsächlich die Eifersucht Antheil daran hatte, womit er, wie den Ruhm aller großen Männer in großen Dingen (car pour lui, il étoit grand homme dans les petites choses, sagte la Beaumelle), so auch Christum betrachtete, der, „ohne etwas geschrieben zu haben, nach einem kurzen Leben unter den unvortheilhaftesten Umständen, Stifter einer Religion geworden sey, die er (Voltaire) nach sechzigjähriger Autorschaft und solchen Werken doch noch nicht aufreiben könne." Wider diese, beiden so schlecht bekannte, Religion stimmen der König und Voltaire in diesen Briefen eifrig überein; doch daß im Plan wider sie das Leidenschaftliche des Poeten, und die Menschenkenntniß und Klugheit Friedrichs sich allzeit sehr unterscheiden. Aber der Ton jener ehemaligen vertraulichen Ergießungen war einmal weg; der König vermochte nicht mehr, ihn ohne Mischung zu ehren; daß er aber nicht aus Furcht vor seinen Satiren, sondern aus Vorliebe zu dem in ihm wohnenden Guten seiner Fehler zu vergessen schien, sieht man aus der Lobrede, welche der König ihm nach seinem Tod hielt. Hingegen die aus Voltairens

Feder geflossene Schandschrift füllte das Maaß der bei Leibes Leben von ihm bekannt gewordenen Infamien.

Wir würden über der Anzeige (auch der kürzesten) der in diesem Briefwechsel berührten Gegenstände die längst überschrittenen Gränzen einer Recension völlig vergessen; übergehen also, was über den Geschmack, die teutsche und französische Literatur, die politischen Begebenheiten, viele wichtige Männer, die Staatskunst und Moral, und eine Menge einzelner Gegenstände interessantes vorkömmt; und sagen auch vom metaphysischen Theil des Inhalts nur so viel, daß ganze Discussionen, z. B. über die Freiheit, über die Seele u. s. f. vorkommen. Die beiden größten Männer des Jahrhunderts (der eine an Charakter, der andere an Geist) suchten im Lauf eines langen Lebens mit einander die Wahrheit, und fanden — Ungewißheit, über diejenigen Gegenstände, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten, und von welchen nichts zu glauben die meisten Sterblichen trostlos und viele verrucht machen würde. Auch fand der Philosoph die Tugend nicht (indem er nie sich bezwingen können), und der König war die Entwickelung seiner großen und die Erhaltung seiner guten Eigenschaften nicht dem Philosophen schuldig, sondern sich selber und den Umständen, in die er durch die Vorsehung gebracht worden war.

XXI. Lettres du Roi à Madame la Marquise de Châtelet, et ses réponses. Etwas Physik; der

Hauptgegenstand: Voltaire; und alle Klatschereien der niedern Literatur, worein man den damaligen Kronprinzen wider alle Anständigkeit mit verflechten und Parthei zu nehmen vermögen wollte. Das epistolarische Verdienst ist auch geringer, weil der Prinz der Marquise nicht so frei und natürlich, wie, zumal nachher, dem Voltaire schrieb.

XXII. Lettres au Marquis d'Argens, et les réponses.

Die Briefe des Königs sind aus den letzten Jahren seines großen Kriegs. Der Marquis d'Argens, ein vielwissender Mann, der Witz und Geschmack hatte, und übrigens ein gutmüthiger Epicuräer war, unter allen französischen Gelehrten beim König der, welcher ihn am redlichsten liebte, entfernt von Intrigue, jovialisch, ganz so, wie man seyn mußte, um dem Weisen von Sanssouci zu gefallen. Daher auch der König ihm vor allen übrigen mit solcher Vertraulichkeit wie ehemals dem Jordan zugethan war. Diese Briefe sind ohne alle Kunst geschrieben, und malen die Seele Friedrichs in den gefährlichsten und unruhigsten Zeiten seiner Laufbahn; sie offenbaren den ganzen Kampf seiner feurigen Gefühle, und der Grundsätze, die er sich gemacht hatte. Man lernt ihn besser als aus dem Briefwechsel mit Voltaire kennen; oder vielmehr, von Seiten, welche er, zumal in selbiger Zeit, letzterm nicht

so zeigte. Die Briefe des Marquis sind vollkommen der andern würdig.

Urtheile, Charakterzüge und Anecdoten sind hier unzählige, und ohne Rücksicht noch einen Gedanken an das Publikum, hingeworfen; gemeiniglich mit Witz und Naivetät ausgedrückt; wie XII, 130.: Il ne sauroit y avoir un Autrichien modeste, de même qu'il ne peut y avoir de la matière sans étendue. Allein wir müssen eilen.

XXIII. Lettres à d'Alembert, et les réponses. Diese Briefe gehören unter diejenigen Stücke einer in ihrer Art einzigen Sammlung, welche, wenn sie besonders erschienen, ausführlich angezeigt und mit allgemeiner Begierde aufgenommen worden wären. Aber im Ueberfluß einer reichbesetzten Tafel muß man sich begnügen, selbst Lieblingsgerichte blos zu kosten. Wir dürfen diese Correspondenz nur einigermaßen charakterisiren, auf ihren Inhalt aber uns nicht einlassen.

Dalembert scheint beim König die Stelle des Präsidenten von Maupertuis gewissermaßen eingenommen zu haben: er war sein gelehrter Rath im Fach der höhern Wissenschaften. Auch fangen die Briefe von dem Todesjahre Maupertuis an, obwohl der König den Dalembert persönlich früher gesehen hatte. Es läßt sich aus dem leicht auf den Hauptinhalt schließen; doch fließt ungemein vieles ein, was Politik, Literatur,

ja fast jeden, der Menschheit interessanten, Gegenstand betrifft.

Man findet einen Philosophen, wie man sie zu Paris eine Zeit lang hatte; scharfsinnig, einen Mann von Geist und Geschmack, sehr eingenommen von sich selbst, seinen Meinungen und den Interessen seiner Eigenliebe, allerdings zu stolz um Distinctionen und Belohnungen zu erschmeicheln, hingegen auch nie glücklich, weil bald wahre Unfälle (wie seine Krankheiten), bald eingebildete Uebel ihn plagten.

Ueberhaupt sind beide, Voltaire's und seine, sonst im Ton sehr verschiedene Correspondenzen, dem König viel vortheilhafter als diesen Gelehrten. Der König hatte von der Natur sehr viel Mutterwitz, den sein thätiges Leben zu großem Verstand bildete. Die Philosophen folgten ihren Speculationen. Selten wurden sie von diesen so richtig wie er geleitet. Sie waren eben darum auch weit überspannter und entscheidender. Z. B. die christliche Religion hätten sie ausgerottet wissen mögen; der König (so wenig er sie sonst kannte) sah ihre genaue Verbindung mit dem Wohl der Gesellschaft, fühlte das Vortreffliche ihrer Moral, unterschied Mißbrauch und Grundsatz, und war gegen alle Religionen und Sekten überhaupt aufs äußerste duldsam. Seine, wenn wir sagen dürfen, praktische, lebendige Einsicht erscheint immer mit Vortheil gegen schimmernden Witz und metaphysischen Wortkram. Hiernächst

ist alles in ihm Stärke, Lebenskraft, Freudigkeit, ächt philosophische Schätzung der Dinge; ein unerschöpflicher Fond von Heiterkeit glänzt überall hervor. Seinen Philosophen aber fehlt alle Augenblicke — bald schrankenlose Preßfreiheit, bald gehörige Achtung bei den Großen, bald die Macht ihre gelehrten Gegner zu vernichten.

In dieser Rücksicht könnten diese Briefe wohl gar schädlich seyn: in den Augen vernünftiger Männer setzen sie ein paar der berühmtesten Schriftsteller herab. Doch dieses soll nur Gelehrte zu ächter Lebensweisheit spornen. Fürsten und Männer von Welt sehen übrigens genugsam, welche brennende Liebe der Wissenschaften in Friedrich war; wie er die Studien allem vorzog, so weit seine Pflicht es zuließ; wie hoch er gelehrten Ruhm setzt; wie viel er diesen Männern der Wissenschaften wegen vergab. Daß also alles tadelhafte in ihnen, und keinesweges in ihrem Stand noch in ihren Beschäftigungen lag. Ueberhaupt, wenn man bedenkt, wie selten Dalembert und Voltaire, die Ungläubigen, und wie selten (laut seinem Tagebuch) Haller der Orthodoxe ruhig und glücklich waren, so sieht man wohl, daß es hiemit nicht sowohl auf theoretische Vorstellungen, als auf die Stimmung des Charakters ankömmt, wo denn die Organisation, Lage, Lebensweise, und wie viele Zufälle! ungemein viel beitragen, ihn männlicher oder schwächer zu machen.

Merkwürdig ist in des Königs Briefen zu vergleichen, wie verschieden er von demselben Geistesprodukt an den Verfasser oder dessen Freunde, und hingegen an andere schrieb. Es ließen sich hierüber viele zu seiner Charakteristik nicht unwichtige Anmerkungen machen. Seine Denkungsart über einen Gegenstand läßt sich nur durch Vergleichung mehrerer Schriften von seiner Hand erkennen, zumal da er nicht systematisch arbeitete, sondern jedesmal nur die ihn eben rührende Seite einer Sache zeigte, obschon er ganz wohl wußte, wie viele andere sie hatte.

Man findet hin und wieder Urtheile über Menschen, worin er sich gewiß betrog, wie dergleichen Beispiele auch in der Geschichte seiner Regierung nicht unerhört sind. Es ist sonderbar, daß es den größten Geistern und welche den Menschen im allgemeinen sehr gut kennen, im Detail sehr oft mißräth. Vielleicht fassen sie zu leicht einen lebhaften Eindruck, über den alsdann ihre feurige Einbildungskraft arbeitet, und ein nicht immer treffendes Bild hervorbringt.

Wie viel wäre bei diesen Briefen zu erinnern! wie viel zu excerpiren! At jam tempus, equûm fumantia solvere colla!

XXIV. Lettres mêlées.

An und von Fontenelle, in jenem Ton (die letztern) altfranzösischer Urbanität und Galanterie. An und von dem guten Rollin, dessen Historien der junge

Friedrich gern las. Der Greis redet in einem seinen Jahren und Grundsätzen geziemenden Ton, höflich, aber auf Tugend und Religion andringend. An und von dem Marquis de Condorcet, der Dalemberts Verhältnisse zu erben schien. Diese Briefe sind meist Empfehlungen einiger Professoren; doch ist einer über Dalembert, welcher seinem Andenken Ehre macht, und ein paar über die Lehre von den bürgerlichen Strafen. Die übrigen sind, einer an Algarotti, nicht eben sehr merkwürdig, und verschiedene an Grimm, aus des Königs ganz letzter Zeit, voll von Scherz und attischem Salz.

XXV. Correspondance avec M. Darget. 45 Briefe zwischen 1749 und 1771; die meisten von 1752 bis 1756. Sie beurkunden einen auch sonst bekannten Zug, wie gütig und liebreich der König mit denen umging, welche seine Person umgaben. Vertrauter Scherz, ja zärtliche Freundschaft, sind hier der herrschende Ton. Es ist schön zu lesen, wie er Darget über den Tod seiner Frau tröstet; aber seine Trostschreiben sind überhaupt vortrefflich (so das an Dalembert über die l'Espinasse); es leuchtet in denselben eine große Kenntniß des menschlichen Herzens, und eine Empfindlichkeit hervor, die (nach so vielen Beweisen) dem Herzen Friedrichs wohl niemand mehr abläugnen wird, obschon der Gedanke seiner Königspflicht ihm nicht gestattete, sich derselben immer zu überlassen, und ob-

schon der siebenjährige Krieg und so lange Erfahrung der allgemeinen Verdorbenheit ihn mehr und mehr härtete.

Bis hieher diese Recension, in der uns viele Ueberwindung gekostet, hundert sich zudringende Betrachtungen der Nothwendigkeit kurz zu seyn, aufzuopfern.

Wo ist nun das Land, wo das Volk und wo das Jahrhundert in der alten und neuen Geschichte (denn alles Gedächtniß des menschlichen Geschlechts darf man auffodern), das stolz seyn dürfte auf einen Weisen, der besser geherrscht, auf einen König, der besser geschrieben: ja wir möchten noch hinzusetzen; das stolz seyn dürfte — auf einen größern Mann!

9.

Wien, bei Stahl: Rerum austriacarum scriptores, qui lucem publicam hactenus non viderunt, et alia monumenta diplomatica nondum edita — ex authenticis bibliothecae Augustae Vindobonensis codicibus manuscriptis — edidit Adrianus Rauch, cleric. regul. scholar. piar. Vol. I. 1793. Nebst Zuschrift und Vorr. 544 S. in 4. —

Bei einer Sammlung dieser Art kömmt alles auf die Auswahl und Einrichtung an. Nicht alles, was im zwölften Jahrhundert geschrieben worden, verdient dem achtzehnten vorgelegt zu werden; und das Verdienst des Herausgebers wird durch das Licht und Interesse, das er den gesammelten Aufsätzen zu geben weiß, um ein großes vermehrt. Herrn Rauch gebühret unstreitig für den Gedanken, die in der kaiserlichen Bibliothek verborgenen Schätze östreichischer Geschichte

der Welt bekannt zu machen, um so mehr Dank, als dieses billig schon längst hätte geschehen sollen. Folgende zehen Rubriken bezeichnen die Ausbeute, welche in diesem ersten Bande enthalten ist:

1) Chronicon Garstense ab A. 953—1258.; 2) Claustroneoburgense ab A. 953—1347; 3) anonymi rhythmicum, 1190—1269. 4) Cremifanense 273—1217. 5) Anecdota quaedam. 6) Chronicon Florianense 1276—1310. 7) Joh. Enenchelii varia. 8) Liber censualis dynastiae Stirensis. 9) Chronicon Lambacense, und 10) Osterhoviense. Die Grundlage und das Muster der meisten dieser Chroniken ist jene des Hermannus Contractus; wo nicht gar (wie man aus der Trockenheit einiger derselben versucht wäre, es zu muthmaßen) der Anfang der in der Bibel so betitelten Chroniken zum Vorbild gedient hat. In Ansehung der Landesgeschichte, durch deren Aufzeichnung die östreichischen Jahrbücher werden, haben sie meist alle eine auffallende, sehr oft wörtliche Uebereinstimmung, unter sich und mit andern, schon von Petz publicirten. Ohne allen Zweifel floßen sie aus einer Quelle; ein östreichischer Nacheiferer jenes Hermanns — habe er zu Mölk oder Neuburg oder Zwetl gelebt! — ist eigentlicher Autor von allen, die hierauf durch Copisten und Fortsetzer mit Localgeschichten ihrer Convente oder Gegenden erweitert, und der besondern Bestimmung, die jeder seiner Arbeit gab, näher gebracht worden sind. Nicht

bauarie ad regem hungarie cujuſ filiam eciam habuit in vxorem proficiſcitur vt ab eo marchiam styrie precibuſ obtineret. — Hac in uia Cyprum obsedit. debellauit. ducem captiuauit). Ich nehme blos Beiſpiele, die ſich mir beim Aufſchlagen zeigen; es gibt aber Stellen, die dem nicht ſehr geübten Leſer faſt unverſtändlich ſeyn müſſen. Unſtreitig iſt dieſe diplomatiſche Genauigkeit in einzelnen, wichtigen Fällen Verdienſt: wenn aber die Geſchichten eines Landes nicht blos für die Archivare und gelehrten Forſcher, wenn ſie auch für den Landſtand, welcher die alte Verfaſſung, für den cultivirten Bürger und Edelmann, der den Geiſt voriger Zeiten durch eigenes Leſen kennen lernen will, geſchrieben werden: ſo kann Rec. einen ſolchen Mangel an Rückſicht für dieſes größere Publikum anders nicht, als zweckwidrig finden. Es iſt gut und ſchön, daß wir den Codex Alexandrinus haben wie er iſt; wenn aber das neue Teſtament gar nicht anders als mit Uncialbuchſtaben ohne Zwiſchenräume und Punktirungsregeln gedruckt würde; ſo zweifeln wir, ob viele Chriſten es zur täglichen Lectür machen würden. Aus gleicher Betrachtung wären bei gar ſchweren Stellen einige Fingerzeige zu ihrer Deutung den meiſten willkommen; wie viele kennen terram que dicitur valewin (p. 73.)! Wenn der Rec. ſolche diplomatiſche Arbeiten ſo zu humaniſiren wünſcht, ſo geſchieht ſolches aus Gefühl für den ungleich größern Werth, welchen ſie in der That

bekommen würden. Das Studium der Geschichte des Ursprungs und Gangs unserer Staaten war nie politisch wichtiger, als eben zu der Zeit, wo wankende Speculationen, und unhistorische Verdrehungen des Geists und der Grundsätze ihrer Institutionen so viele Köpfe verwirren. Die schönsten Arbeiten über das Mittelalter, so nützlich sie sind, würken doch weniger, als — ich sage nicht — jede Klosterchronik, aber als viele gleichzeitige Geschichtbücher unserer Väter würken müßten, wenn sie nicht in Folianten begraben, nicht durch unlesbare Schreibmanieren entstellt, sondern in gefälliger Form und mit einigen wenigen nöthigen Erläuterungen dem Publikum in die Hände gebracht würden; man würde ihnen eher glauben; in der That leben, athmen darin die Väter; man hört, man sieht sie; und ihr Verstand, ihre Kraft sind das beste Gegengift unpraktischer Theorien. —

Wenn ich diese Würkung von vielen Schriften des Mittelalters erwarte, so kann ich auf der andern Seite das Interesse nicht einsehen, welches der vollständige, wörtliche Abdruck eines jeden alten Zinsbuchs haben könnte: Dreye Höve ze Tvdach die man alle dar ahte und saigt nach der gvlte. vnd chorn wirt. von denselben dein hdven. dienet man alle dar ohzehen Swein — nevnn gense, ohzehenn hvennen. sehs Metzzen pon. sehs Schoet horbes vnd nevn Schillinge ayer. So fängt Seite 391. das Urbar der Hof-

mark zu Steyer an, und so geht es 72 Seiten lang fort. Das Resultat würde merkwürdig seyn: wie viel und was eine solche Hofmark nach Verhältniß ihrer Größe ertrug, und nach Verhältniß ihres Ertrags dem Herrn gab; aber dieses zu finden ist dem Leser überlassen — dem Leser, der (sey er Gelehrter, oder nicht) in einem Jahrhundert lebt, welches eine größere Mannigfaltigkeit von Ideen, also von Studien, als keines der vorigen fodert. Wo will er (selbst der Gelehrte) die Zeit hernehmen, alle alten Urbare, ihrer ganzen Ausdehnung nach, zu lesen und zu berechnen? Danken würde er dem Diplomatiker für das Summarium und einige Belege ihres Resultats.

Die originellsten Schriften in dieser Sammlung sind Nro. 3 und 7. nebst 5. Nro. 3., eine sonderbare dunkle Composition wird jedoch nicht so viele reizen wie Ennichel Nro. 7., ein wirklich poetischer Kopf, nicht unwürdig neben andern Dichtern des schwäbischen Zeitalters seinen Platz zu behaupten. Zur Probe lese man die wahrhaft innige, mahlerische Schilderung der Unthat Albrechts des Leichtsinnigen an seines Bruders Weib und derselben Folgen, S. 263—277. Rec. ist weit entfernt, die Erzählung als historische Wahrheit anzupreisen; der gute Ennichel verstößt gegen letztere überhaupt auf jeder Seite; aber die Darstellung ist in den Sitten der Zeit, ist gemäß der unveränderlichen Menschennatur. Nro. 5. enthält einige aufbehaltens-

werthe Urkunden; aber am auffallendsten werden die Verse seyn, welche die Regeln des bei Tafeln zu beobachtenden Anstandes enthalten:

Ich wähn dafs es auch ni wohl stat,
Wer das Bein genaget hat,
Und es wider in die Schüssel thut,
Da bleib die Hübschheit vor behüt etc.

Diese Reime stehen am Ende eines sehr schönen Codex des Schwabenspiegels.

Je mehr Hr. P. Rauch sittenmahlende, Gesetz und Verfassung erläuternde Stücke in seine Sammlung aufnehmen wird, um so schätzbarer wird sie seyn. Auch bleibt, aller obigen Bemerkungen ohngeachtet, seine Unternehmung überhaupt löblich; der Anblick des Guten erweckt die Ideen des möglichen Bessern, und man proponirt sie am liebsten dem, der die Fähigkeit hat, sie, wenn er will, auszuführen.

Rerum austriacarum scriptores etc. Vol. II. 1793. 536 pagg.

Der Abdruck von Schreittweins Geschichte der Bischöfe zu Passau (bis 1455; fortgesetzt bis 1517) und von Doctor Johann Tichtels Diarium (1477 —1493), welche beide Stücke den letzteren Platz in diesem zweiten Band, von Seite 429—563. einnehmen, verdient allen Dank. Schreittwein ist über die

alten Zeiten allerdings fabelhaft, über das dreizehente und fünfzehente Jahrhundert aber merkwürdig; und es ist kaum zu begreifen, wie Gentilotti ihn der Herausgabe deswegen für unwürdig halten konnte, weil zwei spätere Scribenten, Brusch und Hundt, ihn ausgeschrieben; als ob nichts daran gelegen wäre, ihre Quelle selbst vor sich zu haben! Es ist nur zu bedauern, daß dieser Abdruck so ganz nur Copie einer äußerst incorrecten Handschrift, und dadurch, besonders im Anfang, oft unverständlich und sich selbst widersprechend ist. Wir können diese, kritisch scheinende, in der That aber dem Herausgeber so bequeme als für den Leser unvortheilhafte Manier, ein Manuscript mit allen Unvollkommenheiten der Interpunctionen und Rechtschreibung zu ediren, außer bei einigen strittigen oder verdächtigen oder wichtigen Stellen, unmöglich gut finden. Wenn sie angenommen werden sollte, so werden die Quellen der Geschichte der mittlern Zeiten von ihren wenigen Lesern noch $\frac{2}{3}$ verlieren, und bald wird nicht mehr daran zu gedenken seyn, für solche Sammlungen eine Subscription zu Stande zu bringen. Der Rec. hat aber noch mehrere Ausstellungen an diesem Buch zu machen. In voller Maaße hat er zwei Erinnerungen, die bei Recension des ersten Bandes gemacht worden, zu wiederholen.

Erstlich sind von S. 1 bis 208. wieder zwei Rationaria von Oestreich und Steiermark wörtlich abge-

druckt, von denen ein Auszug auf 20 Seiten ein so schätzbares Geschenk gewesen wäre, als das vollständige Detail eine unausstehliche und wenig nützliche Lectür macht. Helwig, Notarius bei König Ottokar, ist Verf. des steyrischen Urbärbuchs; doch nicht der erste, denn ältere aus der letzten Zeit Leopolds (A. 1231) werden angeführt. Das östreichische ist nach diesem Muster gesammelt, und ohne Zweifel (siehe S. 117.) um das Jahr 1298 oder 99., als Albrecht König war, und die Erblande nach und nach der Verwaltung seiner Söhne übertrug. Das über die vordern Lande von Meister Burkard von Frick, wovon ein Stück bei Herrgott abgedruckt ist, und welches gewöhnlich unter das Jahr 1309 gesetzt wird (Hallers Biblioth. der Schw. Gesch. Th. II. n. 1897), hat Recensent in einer Abschrift ebenfalls unter 1299 angetroffen, und es scheint, daß diese Rödel den jungen Herzogen beim Regierungsantritt pflegten übergeben zu werden. Sie enthalten zuerst (und dieses hat verdient, edirt zu werden) den Ertrag der Münze, Mauthen, und Gerichte (die letztern wurden verpachtet; locabantur; wenn die Unterthanen auf einmal gute Christen hätten seyn wollen, so wäre die Herrschaft oder der Pächter in den größten Schaden gekommen). Zweitens gehen sie von Hof zu Hof, von Gut zu Gut, alle sogenannten victualia, die Naturalabgaben, durch; welches,

natürlicherweise, den allergrößten Theil des Inhalts ausmacht, und woraus nichts zu lernen ist, als wie viele Maaß Korn, Eimer Wein, Schweine, Hühner, Eyer, jeder Bauer in ganz Oestreich und Steiermark damals hat geben müssen. Daher ganze Seiten des Inhalts z. B. Seite 144 ff.: due Wolsche 2. porci; Grienhagen, porcus; Jablanach, porcus; Winterpach, porcus; Grussowe, porcus; Mutschen, porcus; etc. etc. Oder: S. 147—150.: Gelinus, urnam (vini); Alheidis et socia, urnam et quartale; Chukerlin, 3. urnas; Gebhardus, 2. urnas; Genanno, urnam; Haenlinus, urnam; etc. Gewöhnlich aber so: S. 83.: In Erla: Henricus: porcum; 6. metretas frumenti; 5. pullos; 30. ova, unum caseum, u. s. f. Ueber solche Herrlichkeiten hätte Rec. sich mit zehen Zeilen Resultat begnügt; er glaubt, einige Barmherzigkeit mit des Lesers Geduld und Beutel wäre nicht übel angewendet gewesen; und da die kaiserliche Bibliothek über die östreichische Geschichte ohne Zweifel noch eine Menge Handschriften besitzt, so hätte das diplomatische Verzeichniß dieser Käse, Eyer, Hühner, Schweine und Kornsäcke wenigstens nicht zuerst zu kommen gebraucht. —

Zweitens enthalten sämmtliche Chroniken, welche hier nach den Rationariis und bis auf Schreittwein, S. 209—428. abgedruckt stehen, mit Ausnahme eines

alten Bruchstücks von einem Gedicht auf Albrechts Krieg wider Adolph, S. 300 bis 309., und weniger einzelen Stellen, die sich leicht auf drei Bogen bringen ließen, wörtlich eben dieselben und keine andern Dinge, als man theils bei Petz, theils in dem ersten Theil dieser Sammlung selbst bereits findet. Die Relation der Schlacht Ludewigs und Friedrichs 1322, S. 309—312. ist von Wort zu Wort bei Petz; eben so die Zwetler Chronik S. 313—334 (mit Ausnahme des nichts neues enthaltenden Nekrologs der habsburgischen Herzoge im Anhang); eben so das meiste, einigermaßen des Aufhebens würdige, was von Bernh. Norici Schriften S. 335—428. und aus einer anonymischen Chronik S. 209—300. enthalten ist. Von Bernh. Norici Schriften existiren mehrere, vielleicht Concepte, oder mit Zusätzen vermehrte Abschriften; anstatt die vollständigste oder ächteste allenfalls (wenn doch alles gedruckt werden mußte) zum Text zu machen, und die Zusätze als Noten anzubringen, sind alle Aufsätze in extenso abgedruckt. Fast scheint es, als hätte der Herausgeber sich begnügt, das erste beste Mannscript so ihm in die Hände fiel, so wie es war, drucken zu lassen; sonst wäre kaum möglich, zwei Quartanten zu liefern, die, verhältnißmäßig zu Größe und Preis, für die östreichische Geschichte so gar wenig neues lieferten. Wenn hin und wieder in Lesearten etwas von

der petzischen Ausgabe unterschieden ist (selten etwas erhebliches), so könnte ein Spicilegium solcher Varianten aufgenommen worden seyn; wenn aber zu einer Zeit, wo es schwer hält, für die Herausgabe wichtiger Diplomatarien und alten Chroniken durch Beiträge des Publicums die Kosten aufzutreiben, anstatt einer Sammlung, wie der große Name der biblioth. Augusta sie erwarten ließ, fast nur solche mikrologische Nachlesen und ein paar Zinsbücher erscheinen, ist das nicht für den Geschichtforscher traurig, darum weil es für das Publikum abschreckend ist?

An Druckfehlern ist auch kein Mangel. S. 208 wird Berchtold Dux Moravie wohl gewiß Meraniae heißen sollen, (497 Otto, gleichfalls); S. 320 steht cum filio, statt consilio. S. 327, civitatem non videntes, das non muß (zufolge der Parallelstelle bei Pez, und der Geschichte selbst) wegbleiben. Von S. 214 doch eine Probe der unbequemen Manier des Abdrucks:

„D. CCCC. XCI. | Theophania . . . obiit.
„Chvnrado rege burgun-
„die mortuo Rudolfus
„filius ejus
„D. CCCC. XCIIII. ignauus successit."

würde die historische Kritik dabei verlohren haben, wenn verständlich gedruckt worden wäre:

„991. Theophania obiit.
„Chunrado, rege Burgundiae mortuo,
„994 Rudolfus, filius ejus, ignavus,
„successit."

Aber die kritische Genauigkeit geht so weit, (daß S. 225 und oft) in vndacio S. 437 imperatori bus mitten in der Zeile abgetheilt ist!

Das oben erwähnte Gedicht über 1298 ist eines der merkwürdigsten Stücke. Der Verfasser war in der Schlacht, von Abkunft wohl ein Kärnthner, mit Namen Hierselein. Auch über die Mischung der Sprache mit ausländischen Wörtern läßt sich manches bemerken: arrir (arrière) refir, blanch, gollier. — Doctor Tichtels Tagebuch ist für den Hausgebrauch geschrieben; sein Arztlohn, sein Salarium als Professor, kömmt häufig vor; aber diese Partikularitäten und die ganz kunstlose Wahrheit empfehlen es, als glaubwürdig auch über größere Dinge, insofern er die wissen konnte.

10.

Nürnberg bei Stein: Analecta seu collectanea. R. P. Marci Hansizii, S. J., pro historia Carinthiae concinnanda. Opus posthumum. Pars I. et II. 1793. 316 Seiten in 8.

Pars prima war auch schon zu Clagenfurt 1783. als ein Sodalitätsbuch erschienen. Hansiz war bekanntlich ein fleißiger Forscher, und welcher durch seine diplomatische Prüfung manchen Irrthum aus der Geschichte des alten Noricums und der verschiedenen darin itzt blühenden Staaten vertrieben. Das richtige Urtheil, welches ihn meistens leitete, ist auch in dieser Nebenarbeit sichtbar, die sich dabei der guten Latinität wegen angenehm lesen läßt. Das erste Buch (bis S. 45) erzählt die Geschichte der Urbewohner dieser Alpen, der Carner, bis auf die Herrschaft Roms; das zweite (bis S. 188) den Zustand des Landes unter den Römern und zur Zeit der Völkerwanderungen im V. und VI. Jahrhundert; von da bis zu Ende beschreibt er das Reich der Slawen in diesem Lande, seine zweite Bekehrung, die Verhältnisse mit Franken und Hunnen, und wie nach und nach Kärnthen in seine

gegenwärtige Gränzen eingeschränkt, die Gestalt erhielt, unter der es im Mittelalter erscheint.

Sehr zu seinem Vortheil unterscheidet sich der P. Hansiz von andern Bearbeitern solcher alten Geschichten dadurch, daß er sie nicht weitläuftiger zu machen sucht, als sie in der That ist. Es ist lustig zu sehen, wie andere (z. B. einige schweizerische Schriftsteller) auf Eroberungen ausgehen, und was nur irgend von Alpenvölkern vorkömmt, in ihren Kreis ziehen; P. Hansiz läßt seinen Carnern zwar nichts nehmen (S. 30 f. vindicirt er, meines Erachtens, mit gutem Grunde, diesen Bergvölkern, die von Walther u. a. für die Helvetier usurpirte Geschichte Liv. XXXIX. 22. und 45); dafür giebt er den Japoden ihre Sachen, welche andere den Carnern zueignen wollten, mit Gerechtigkeit zurück; er entsagt auch für ganz Noricum den, wenn gleich alten, Ansprüchen anderer auf Homers νωρωπα χαλκον; ganze Königreiche gibt er auf. Wie, daß diese Gemüthsbilligkeit den gelehrten Pater auf einmal verläßt, wo er auf die Stifter des Christenthums kömmt! Dem König Bathanatius, dem König Cincibilis frägt er nicht so viel nach; da aber Paulus meldet, Crescens gehe nach Gallien, so kann er sich nicht überwinden, weil doch auch sein Carnien etwa zu Gallien gerechnet worden, außer den Evangelisten Marcus und Lucas (die zu Lorch geprediget) noch den H. Crescens in die julischen Alpen zu führen. Hinge-

gen mit dem christgewordenen Kaiser Philippus und seinem Sohn St. Quirinus will er nichts zu thun haben. —

Ueberhaupt ist er nach seiner Zeit und Lage zu beurtheilen, und gewinnt dabei. Er ist so unpartheiisch, als man von ihm es fordern konnte, und, ohngeachtet er noch aufzuräumen übrig ließ, hat er die Kritik der kärnthischen Geschichte doch um vieles weiter gebracht. Megisers Träume hat er mit gebührendem Spott belegt; von Lazius scheint er etwas vortheilhafter als er sollte zu denken. Diesem Schriftsteller borgt er Inscriptionen ab, die derselbe entweder zu leicht von andern angenommen oder zu kühn ergänzt hat. In der That verdienen Monumente, welche zu selbiger Zeit beschrieben worden, durchaus eine neue Untersuchung; man darf dem unkritischen Auge der dermaligen Historienschreiber nicht trauen. — Hienächst sind hier die sogenannten celtischen Sachen mit dem durch neuere Geschichtforscher darüber verbreiteten Lichte noch nicht vorgetragen; die aus jener Zeit übrigen Namen werden aus einem Deutsch erklärt, gegen welches das der, soviel neuern, Minnesinger alt ist.

Solche in Rücksicht der Zeit, wo Hansiz schrieb, nicht hoch aufzunehmende Unvollkommenheiten, vermindern sein Verdienst nicht. Die Alterthümer der carnischen Städte, die Folge der Könige, Herzoge und Grafen hat er gut beschrieben und aufgeklärt. Recensent

kann sich aus Mangel nöthiger weiteren Daten auf die Entscheidung der Identität Hz. Ingo's mit dem h. Domitianus nicht einlassen (möglich ist sie; und auch, daß Ingo, als Anbeter Perun's geboren, bei späterer Bekehrung sich nach dem heiligen Domitianus genannt, möglich ist aber auch, daß bei der ganzen Sache ein Mißverstand obwaltet); aber für die guten Auszüge des Unbenannten, welcher im neunten Jahrhundert die salzburgische Geschichte beschrieb, verdient der Verf. einen großen Theil des Danks, welchen er durch die vollständige Herausgabe desselben ganz verdient haben würde. Der Ursprung der Markgrafschaften in der alten Carnia (Carantania pflegt sie H. zu nennen) ist gut erläutert.

Dem Andenken des Verfassers gebührt wohlverdienter Ruhm; wer aber noch mehr als er die kärnthischen Sachen entwickelt, würde (denn er war würklich ein dafür, sich wie für eine eigene Sache, interessirender Mann) seinen eigenen Dank verdient haben. In der Geschichte von Inneröstreich zeigt er, wie viel, und was noch zu thun ist.

II.

Innsbruk bei Wagner: Leitfaden zu dem Kenntnisse (der Kenntniß) der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Für die Zuhörer der (Vorlesungen des Verfassers) politischen Wissenschaften, entworfen von Joh. Carl Haukh, ord. öffentl. Lehrer der Policei, u. s. f. 1789, 112 Seiten in 8.

Der Verfasser dieses (noch unter Kaiser Joseph II. geschriebeuen) Lehrbuches handelt in drei Abschnitten: 1) von dem Lande, seinen Gränzen, seiner Beschaffenheit, Cultur und Eintheilung, S. 5. 2) Von dem Volk, den Erwerbungswegen und Bildungsanstalten, S. 55. 3) Von der öffentlichen Verwaltung der Provinzialangelegenheiten, S. 101. Man findet über alle diese Gegenstände in diesen wenigen Bogen sehr viel Wesentliches; sie reichen hin, dem Ausländer einen Begriff von dem Lande zu geben, wie es in den Zeiten Josephs war und regiert war; der Verf. gibt auch hin und wieder patriotische Winke, worunter Rec. nur den S. 30 auszeichnen will, wie rathsam es wäre, dem Landmann über die Gegen-

stände der Cultur gar keine Vorschriften zu geben, weil er am besten weiß, was ihm am vortheilhaftesten ist: ein gewiß nicht neuer Gedanke, der aber wegen Zeit und Ort, da und wo er vorgebracht worden, dem Verf. zum Ruhm angerechnet zu werden verdient. So auch S. 32 und viele andere Stellen. Drei Dinge hätte Recensent noch gewünscht, und es wird dem Hrn. Prof. leicht seyn, bei einer neuen Ausgabe, die das Buch verdient, diese Wünsche zu erfüllen. Erstlich wäre, in dem staatsrechtlichen Theil zumal, einige Nachweisung der Quellen oder der gedruckten weitern Ausführungen ein großer Dienst, nicht nur für den auswärtigen Publicisten, sondern auch für den innländischen Geschäftsmann, dem eine solche Schrift zum Handbuche dienen kann. Sie würde hiedurch kaum um einen halben Bogen erweitert werden. Zweitens (und dieses ist auch nach der ersten Bestimmung dieser Bogen wichtig) ist in einem Buch, woraus die Jugend ihre ersten Begriffe schöpfen soll, die größte Bestimmtheit nöthig; diese fehlt hin und wieder. Von den Gränzen auf der Seite gegen Graubündten wird S. 9 gesagt, „sie waren ungeachtet der vorhandenen Verträge in verschiedenen Gegenden streitig." Sind sie es noch, warum wird gesagt, sie waren es? sind sie es nicht mehr, so hätte der Vertrag angeführt werden sollen, welcher allem Streit ein Ende gemacht hat. S. 11 wird unter den Vortheilen des Gebürges ange-

führt, „es diene statt der künstlichen Wetterableiter,“ und bald darauf werden die vielen Gewitter als ein Nachtheil derselben genannt. S. 8 und 21 die Stellen über den Lago di Garda und über den Bodensee. S. 16 heißt es: „es ist kein Widerspruch, es ist nur „Mangel an Localkenntniß, wenn man bei überflüssi„gen Wäldern dennoch Holzmangel befürchtet.“ Rec. glaubt, mehrere Leser werden mit ihm dieses so verstehen, Holzmangel werde nur von solchen befürchtet, welchen die Lokalkenntniß der Ressourcen des Landes fehlet. Nicht so; der Hr. Prof. führt hierauf eine Menge guter Ursachen an, warum in der That Holzmangel bei allem Ueberfluß an Wäldern doch würklich eintreten könnte. Die obige Stelle hätte demnach ganz anders gefaßt werden sollen. — So ist S. 45 ff. der Artikel von den Gerichtsherren, wenigstens für auswärtige Leser, theils nicht deutlich genug, theils werden viele derselben schwer finden, ohne Beweis zu glauben, daß die Gerichte der Herren überhaupt nur Aeußerungen seyn, welche die landesfürstliche Cammer in ihren Geldnöthen gemacht. Dieses ist wenigstens nicht in der Analogie anderer Länder, wo dergleichen Herrschaftsgerichte häufig aus Zeiten datiren, wo landesfürstliche Cammern kaum existirten. So auch S. 42 f. — Wenn man über dergleichen Punkte mehr Auskunft von dem Verf. wünscht, so ist es Beweis des Zutrauens in seine Fähigkeit, sie zu geben. Auch kann er nicht übel neh-

men, daß ein größeres Publicum, als das von ihm auf dem Titel genannte, seine Schrift sich zuzueignen geneigt ist. Uebrigens und das wäre die dritte Bemerkung; würde die eben verlangte genauere Bestimmtheit wohl von selbst sich gefunden haben, wenn dem Hrn. Prof. gefallen hätte, auf die Reinigkeit der Schreibart etwas aufmerksamer zu seyn (wie man es in einem Lehrbuch seyn sollte); die Schwürigkeit scheint in der That öfter in dem unbequemen Ausdruck, als in der Dunkelheit der Ideen zu liegen. Aber schon das Kenntniß, welches mehrmals vorkömmt, und mehrere unteutsche Wortfügungen, zeigen, daß dieser Punkt ein wenig vernachläßigt worden; der Verf. würde in dem Fall wohl thun, seine Arbeiten vor dem Abdruck von einem hierin geübten Freunde kritisch durchsehen zu lassen. S. 7 hätte probus als Zuname Herzog Leopolds (1386) nicht der fromme (wenigstens nicht nach dem Begriff den man itzt hiemit verbindet) übersetzt werden sollen; eher der brave, der biedere, ehrenfeste. Die S. 78 citirten Privilegien des Bozener-Marktes sind seither vollständiger mit den Statuten gedruckt worden: Imp. reg. statuti e privilegi, per te libere fiere della citta di Bolzano; in Vienna 1793. 57 Seiten in 4. nebst dem regolamento delle tasse della cancellaria.

12.

Leipzig, Kleyb. Die Souverainetät des Papstes hat keinen historischen Grund. 1791. 220 Seiten in 8. —

Der Jahrzahl ungeachtet ist dieses Buch noch zur Zeit Kaiser Joseph II. zu dem Zweck geschrieben worden, um ihn zur Wiederbesitznehmung von Rom und vom Kirchenstaate zu ermuntern. Die Gründe hiezu sind jene, von so vielen protestantischen und gallicanischen Theologen und Publicisten oft angeführten Beweise des Widerspruchs zwischen dem angeblichen Zweck und der wirklichen Uebung der päpstlichen Würde und Macht. Denselben sucht der gelehrte Verf. durch die Aufzählung der verhaßtesten Auftritte, deren viele (wie die Dictatus Gregorii S. 186 der Fußtritt auf den Nacken Kaiser Friedrich I. S. 191 u. a.) nicht leicht ein unpartheiischer Schriftsteller als kritisch erwiesen anführen wird, möglichst auffallend zu machen. Nachdem er die ursprüngliche Einfalt und Subordination, die spätere Präpotenz und gränzenlose Anmaßungen gezeigt, ruft er den Kaiser Joseph auf, dem päpstlichen Staat ein Ende zu machen; denn, meint er, obwohl die Gregor VII., die Alexander III. verschwun-

den, so 1) geschehe dem Papst durch den Umsturz seiner Herrschaft doch kein Unrecht; 2) sey der Kaiser dem Kirchenstaat eine bessere Regierung schuldig; 3) werde der Papst hiedurch in den Krais seines Bischofamts zurückgebracht; 4) sey selbiger der Kirche und 5) Obrigkeit schädlich, denn immer noch sey das Jus canonicum unabgeschafft, das Einkommen der Kirche außer der Gewalt des Regenten, sey der Päpst geneigt, Klagen der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten zu hören ꝛc. 6) endlich gebühre dem Kaiser die Rache des Unrechts, welches von jeher seine Vorfahren (selbst der „gute, friedfertige und großmüthige" Karl der fünfte, S. 202 f.) erduldet. Der Verf. kann fast nicht begreifen, wie bei so einleuchtenden Gründen Kaiser Joseph noch nicht auf dem Capitolium sey, und den ganzen Staat von Rom seiner Macht unterworfen. Diesen seinen gelehrten Schlußreden werden andersgesinnte entgegensetzen: daß, wenn alle existirende Gewalt in die Schranken des ersten Zwecks ihrer Einführung zurückgeführt werden wollte, die päpstliche wohl die einige nicht seyn dürfte, der eine Umwandlung bevorstände; sondern daß eine solche allgemeine Convulsion unvermeidlich wäre, durch die der ganze Zustand der Gesellschaft auseinandergerissen, und, ohne gewisse Aussicht in Jahrhunderte reinster Gerechtigkeit, Ruhe und Genuß für mehr als ein Menschenalter unmöglich gemacht würden. Man wird dem Hrn. Verf.

auch bemerken, daß der Vorwand der Pflicht, altes Unrecht an späten Geschlechtern zu rächen, und Länder zu erobern, damit sie glücklicher werden, zwar nicht neu, hingegen aber auch nicht von der Art ist, daß derselbe die Empfehlung eines (nicht gekrönten) Schriftstellers verdiente. Jedoch das ganze System des Verf. ist von der Beschaffenheit, daß es in praxi ohne Folgen bleiben wird. Nicht weil Joseph II. ihn nicht mehr hat lesen können, besteht noch die päpstliche Mächt: und nicht dadurch gieng Bagdad für Chalif Mostasem verloren, weil Hulaku überzeugt worden war von dem historischen Ungrund seiner Souverainetät. —

13.

Berlin bei Mylius. Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, von Hofrath Spittler in Göttingen. Erster Theil. 1793. 414 S. in 8.

„Bei den großen politischen Bewegungen unsers Zeit„alters — ist es mehr als je Bedürfniß geworden, der „Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten „schon in ihrer compendiarischen Darstellung — die

„Wendung und Form zu geben, in der sie den jetzt „gangbaren politischen Fragen und Untersuchungen ent„spricht." .. Man frägt jetzt in jeder Geschichte gleich darnach, „wenn und wie ist ein dritter Stand empor„gekommen? Wie haben sich die Verhältnisse der „Stände unter einander, und wie die Verhältnisse der „Stände zum Regenten gebildet? wie ist die gerichtliche „Einrichtung geworden? wie giengs mit Steuern und „Finanzen des Reichs?" Aus diesem Anfang der Vorrede erhellet genugsam der Zweck und Geist des vor uns liegenden, recht vorzüglich guten Werks. Die Absicht desselben wird niemand mißbilligen, als wer glaubt um nicht gesehen werden, sey nöthig die Augen verschließen. In der That müssen alle Geschichten neu bearbeitet werden; gleichwie man in der Natur mehr gesehen, seit man die Augen bewaffnen gelernt, so haben sich dem Leser der Geschichte seit Montesquieu's Zeit und durch die Begebenheiten wozu (wie der Hr. Verf. S. 265 sehr gut bemerkt) er den ersten Stoß gab, Gesichtspunkte eröffnet, und es werden vor unsern Augen (kostbare) Experimente gemacht, welche der ganzen Materialiensammlung eine andere Gestalt, einen neuen Geist geben. Es ist ein Glück, wenn in so einem Zeitpunkt gelehrte, richtigdenkende und wohlgesinnte Männer wie Hr. Spittler gewiß ist, den noch unstät irrenden Blick des Jünglings mit Weisheit leiten und fixiren. Solches geschieht in diesem

Buch. Die Geschichte von Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien und den vereinigten Niederlanden wird von der Entstehung dieser Staaten bis in den Frühling des laufenden Jahres mit beständiger Hauptrücksicht auf die Bildung und meist stille Entwicklung ihrer Verfassungen in gedrängter Kürze dargestellt. Zwei vorzügliche Verdienste dürfen wir nicht unbemerkt lassen: das erste besteht in der trefflichen Auswahl der am besten charakterisirenden Züge, und den allezeit kurzen (oft nur in einem leider, oder in einer kaum merkbaren Kunst in der Wendung des Ausdrucks bestehenden) Urtheilen, welche, wenn sie auch, wie ich nicht glaube, in einer ordentlichen Geschichte unterbleiben sollten, in einem solchen Auszug unentbehrlich sind. Ein zweites Verdienst findet Rec. in der Anführung, nicht desjenigen Schwalls von Büchern der den jungen Leser verwirrt oder abschreckt, sondern in der Benennung der besten, bisweilen mit ein paar Beiwörtern, die den Jüngling noch genauer auf's vorzüglichste leiten, und vor den Unvollkommenheiten der sonst empfehlungswerthen Schriftsteller warnen. Es ist nicht genug, zu sagen, daß uns kein Buch dieser Art von so mannigfaltigen Vorzügen für den geschichtstudierenden Jüngling bekannt ist: es ist lehrreich und äußerst unterhaltend auch für den, welcher in diesem Studium schon viele Jahre verlebt; nicht nur, weil es an so vieles erinnert, son-

dern auch, weil es auf die Lücken aufmerksam macht, welche jeder in seiner Kenntniß finden wird. Rec. hätte diesem Band etwa 2 oder 3 Bogen mehr gewünscht; so viele würden hingereicht haben, um dem Werk ein noch weit allgemeineres Interesse dadurch zu geben, daß einige nicht jedem so bekannten Dinge (die Alcavala S. 30, Magellans Moradia S. 112, die Verdienste der Gresham S. 318) mit ein paar Zeilen erläutert, und an einigen andern Stellen die Anzeige der in des Hrn. Verf. Collegien zu beleuchtenden Fragen, zu Gunsten deren, die sie nicht hören können, in eine Anzeige des Resultats seiner Meditationen darüber verwandelt worden wäre. Das Buch ist so viel mehr als es zu seyn brauchte, um ein recht gutes academisches Lesebuch zu seyn, daß es Rec. gern dem ganzen Publicum vollkommen genießbar machen möchte.

Ein Auszug ist so unnöthig als unmöglich, wir wollen nur einige Stellen zu Belegung unsers Urtheils, und auch zum Beweis unserer Unpartheylichkeit erwähnen.

S. 10 ist ein Fehler; von 755 bis 1038 oder nach Jahren der Hedschra von 138 bis 430 kommen keine 308 Jahre heraus. Eben so S. 33; wenn Heinrich III. von Castilien im Jahr 1390 eilf Jahre alt war, so starb er 1406 nicht in seinem 22ten Jahr. S. 100 heißt der Staatsminister Duque de la Alcudia ein Günst-

ling des Königs (ist hier vielleicht ein Druckfehler!). S. 145 wird im Text von etwas gesprochen, das 22 Jahre nach dem Tod Clodwigs (A. 511) geschehen, und dabei stehet die Jahrzahl 567. S. 148 eine treffende Reflexion über die Thorheit, verschiedenartigen Provinzen die gleiche Verfassung aufdringen zu wollen. S. 152 f. könnte der unerfahrne Leser aus demjenigen Herzog, der einmal Otto und einmal Odo genannt wird, versucht werden zwei zu machen. S. 279 treffliche Würdigung Hume's: „Robertson mag von „Seiten des Styls Vorzüge haben, und Gibbon mag „mahlerischer, vielleicht auch in seiner Art gelehrter „seyn als Hume, aber keiner von beiden ist an „Größe des Geistes, Tiefe der Wahrneh„mungen und geübter historischer Abstracti„onsgabe gleich." — Wir können uns nicht enthalten, die schöne Stelle über Ludewig XVI. noch abzuschreiben: „Mit redlicheren und wohlthätigeren Ge„sinnungen hat nicht leicht ein König den Thron be„stiegen. Jedes Jahr seiner Regierung bezeichnete „nicht nur Eine freiwillige Wohlthat für seine Nation, „und wer ihn täuschen wollte, konnte ihn durch Vor„spieglungen von Gemeinwohl täuschen. Mögen „doch alle Könige und Fürsten vergessen, „was sein Schicksal war!" (S. 266). — (Doch könnten sie allenfalls bedenken, daß er nicht darum

gefallen, weil er so gut, wo nicht besser, als Heinrich IV. gewesen, sondern darum, weil er so viele Schwäche des Charakters hatte, als Heinrich Kraft.) S. 323 Clarendon, so wie 370 Wagenaar sehr richtig geschätzt (Rec. hat sich gewundert, über Grotii Annales et Historias nicht auch ein paar Zeilen zu finden). S. 375 wird der Cardinal Granvelle (und S. 385 der Mörder Wilhelms von Oranien) Kleinburgunder genannt. Sonst ist Kleinburgund das Land vom Jura bis an die Aar; Franche-Comté heißt Hochburgund. S. 392 sehr wohl bemerkt, daß die Arminianer die fast ganz erloschene zwinglische Parthie waren. Rec. thut sich Gewalt an, um abzubrechen; er hätte so viel Schönes auszuzeichnen!

14.

Altona, bei Hammerich. Unser Jahrhundert. Oder Darstellung der interessantesten Merkwürdigkeiten und Begebenheiten und der größten Männer desselben. Ein Handbuch der neuern Geschichte, von D. H. Stöver, Dr. der Philos. Zweiter Theil. 1792. 504 S. in kl. Octav.

Der Rec. dieses zweiten Theils hat die von einem seiner Collegen an der A. L. Z. verfertigte Anzeige des ersten Theils noch nicht gesehen. Dieses erinnert er, weil, wenn beide übereinstimmen, es mehr beweist, vorzüglich aber, um, in dem entgegengesetzten Fall, den Anschein zu vermeiden, als widerspreche er sich selbst.

Die herrschende Lesesucht erfodert mancherlei Nahrung; es würde Uebermuth seyn, zu fodern, daß alle ihre Befriediger in dem Geschichtfach Thucydidesse oder Livinsse seyn müßten; ja es ist allerlei Speise nothwendig, seitdem jeder Stand lieset, und seine Autoren haben will. Das vorliegende Werk mit solcher Gestalt gemäßigten Foderungen betrachtet, ist gut.

Rec. findet im Ganzen Richtigkeit (nach den bisher bekannten Datis; neue Quellen sind nicht gebraucht), eine natürliche Zusammenstellung in den einzelen Stücken, eine gute Moral und eine ordentliche Schreibart; alles, was man für so ein Lesebuch zu einer nothwendigen Eigenschaft macht.

Die ersten 316 S. verfolgen die Historie des von Karl XII. angefangenen Kriegs von der Schlacht bei Pultawa bis auf den Nystädter Frieden; es folgt bis S. 350 das tragische Ende des Czarewitz Alexej; hierauf bis 365 die Todesgefahr Friedrich des Großen zur Zeit seines Vaters; dann, die Revolution zu Genua 1746, bis S. 398; endlich die Lebensbeschreibungen Voltaire's (bis 462) und Hallers (bis 504).

Der Verf. hat seine Quellen am Ende eines jeden Abschnitts summarisch angegeben. Der Rec. wünschte nicht, daß in der teutschen Historiographie Mode würde, die Anführung der Quelle bei jedem (erheblichen) Factum für etwas unwesentliches zu halten. Wir müssen unsere, noch wahrheitliebende Nation nicht an das oberflächliche, nicht an bloßen Schimmer gewöhnen, sie nicht gleichgültig in Ansehung der Genauigkeit machen. Wie unbehaglich ist es für einen, nur etwas nachdenkenden Leser, bei einer Erklärung Hrn. Stöver's nicht zu wissen, ob er sie aus Voltaire oder von einem Augenzeugen, aus der allgemeinen Welthistorie, und zwar aus welchem Theil derselben, oder gar aus einer

brochure hat! Es ist eine ganz falsche Idee, die einige Schriftsteller weniger für wahr halten, als (ihrer Bequemlichkeit wegen) für wahr gehalten wissen wollen: daß Citationen den nicht gelehrten Leser abschrecken. Haben sie dem Ruhm des Esprit des Loix geschadet? Hat Hume ihrentwegen wenige Leser? Raynal findet manchmal weniger Glauben als er verdient, weil man seine Quellen nicht weiß; überhaupt werden die beredtesten Schriftsteller hiedurch meistens verdächtig. Der Rec. macht diese Bemerkung nicht nur Hrn. Stövers wegen, sondern weil diese Manier einreißt, und weil, wenn sie dominirend würde, wir endlich zwei Historien bekommen könnten, die ächten kritischwahren, die wegen verwöhntem Geschmack niemand mehr würde lesen wollen, und die halb romanhaften, die größten Feinbinnen der guten Historie, diese Zerstörerin des Zwecks der Geschichtschreibung.

Uebrigens haben wir in den Erzählungen des Hrn. Verf. nicht viel besonders auffallendes bemerkt, einige, meist in den Noten (S. 36, 93, 114, 148, 195, 240, 292, 331) befindliche Anekdoten, oder in den Faden der Geschichte eingewobenen interessanten Darstellungen (S. 158—167, 244—250, 278 f. 283—290 rc.) ausgenommen. Es darf niemand verdrießen, ihn zu lesen; eben so wenig soll jemand viel tiefes Forschen oder in den Lesebeschreibungen die psychologische Analyse der Besonderheiten historischer Charaktere erwarten.

Wir wollen nur über wenige Stellen etwas erinnern. S. 51 und 53 scheinen die beiden Sätze: „daß durch das Haager Concert der Krieg in das Innere Schwedens gezogen worden wäre; und daß Karl XII. übel gethan, dieses Concert nicht anzunehmen," sich zu widersprechen. S. 178 hätte der Heldenscherz Karls, da er sein steinernes Haus gegen die Janitscharen behaupten wollte, und sprach: „Nun streiten wir recht „pro aris et focis" nicht sollen übersetzt werden „für „Religion und Vaterland"; denn an dem Hause hing keines von beiden; wohl aber fand er sich reducirt, nun „für Feuer und Heerd" zu streiten, die man ihm nicht mehr lassen wollte. S. 319 hätte Rec. nicht sagen mögen: „Peter der Große war empfindsam" (Peter der Große empfindsam!) „in der Liebe, deren Unmäßigkeit ihm zu früh das Leben raubte". Angenommen, daß dieses System über die Ursache seines Todes das Wahre sey, so ist er gewiß nicht vor Liebe gestorben, sondern an den Folgen der physischen Wollüste, die er von aller Art sich erlaubte. S. 405 soll Voltaire im J. 1715 bei einem Hrn. von Caumartin gelebt haben, welcher in seiner Jugend noch Heinrich IV. gekannt. In der That ein schönes Alter. Heinrich IV. war vor 105 Jahren gestorben! Auch sagt Condorcet bloß, „que M. de Caumartin a été „lié avec les hommes les plus instruits du siècle de „Louis XIV." (vie de Volt.) S. 420 lesen wir,

daß Voltaire im August 1742 die Nachricht von der Schlacht bei Mollwitz vernommen und dem Parterre zu Lille mitgetheilt. Da diese Schlacht den 10. April geliefert worden, so kann man nicht sagen, daß die Zeitung allzu neu gewesen. S. 485 f. 499—502 finden sich merkwürdige Stellen aus Hallers Tagebuch in Betreff seiner Religionsgefühle. Eben bei einem solchen, so sonderbaren Artikel wünschte man die Gedanken eines psychologisch forschenden Geschichtschreibers. Dem Rec. ist allezeit vorgekommen, daß die Herausgeber dieses Buchs dem Religionssystem, das sie ehren wollten, geschadet haben: was für Ideen (muß der Unpartheiische denken) welche ihrem eifrigsten Verfechter nach einem in den nützlichsten, würdigsten Arbeiten vollbrachten Leben den Gedanken des Uebergangs zu solcher peinlichen Marter machen, einem Haller so wenig von der Ruhe gewähren, womit ein Montaigne, ein Hume entschlief! Dem Rec., der Hallern übrigens äußerst verehrt, und welcher aus einer vieljährigen vertrauten Correspondenz desselben mit einem gemeinschaftlichen Freund ihn genauer kennen gelernt, war das Phänomen seiner Aengstlichkeit und Hyperorthodoxie, das freilich in weit frühere Zeiten seines Lebens hinauf datirt, nie anders als dadurch begreiflich, daß der Mensch überhaupt sich Gott nach seinem eigenen Bilde denkt; Haller war (durch die Energie seines Charakters, oder weil er ungern litt,

gestört zu werden in einer, nicht festen Ueberzeugung, welche er zu seiner Ruhe doch nöthig glaubte!) nicht nur sehr strenge, sondern gegen anders denkende oft intolerant; wenn Gott wäre wie Haller, so hätte man so unrecht nicht, vor dem Tod bange zu seyn.

Die Schreibart ist hin und wieder vernachläßigt. Was heißt S. 55 „Lappereien blieben der Haupter„folg (des Feldzugs)"? Ein Lof Korn hätte sollen S. 59 erklärt werden. S. 124 „Diese Erweibung „war ursprünglich mit Güldenlöwe zu verdanken". Dieser Provincialgebrauch des mit kömmt mehrmals vor, und ist nicht gut. S. 396 „Diese Bewegung „brachte alles in Bewegung"; solche Ausdrücke verrathen eine allzu flüchtige Bewegung der Feder. S. 466 „Haller schien sein Leben nicht auf das Alter des Man„nes bringen zu würden". Ist das auch teutsch?

15.

Züllichau und Freistadt, Frommann. Geschichte Kaiser Friderichs des Zweiten *). 1792. 399 S. in 8.

Ein vorzüglich ausgezeichnetes Buch. Der Verf. hat die besten Quellen benutzt, hat sie nicht copirt, son-

*) Von Hrn. Rittmeister von Funk.

dern bearbeitet, hat eine der interessantesten Perioden mit ächtem historiographischem Geschmack und gesundem Urtheil so beschrieben, daß der gelehrte Leser ihn mit großem Vergnügen, das ganze teutsche Publikum mit mannigfaltigem Unterricht lesen wird. Diejenigen, die durchaus ein Muster zur Nachahmung, einen Stab haben wollen, worauf sie beim Eintritt in die historiographische Laufbahn sich stützen, der sie leiten könne, denen empfiehlt Rec. besonders dieses Buch, welches in mancherlei Betracht musterhaft ist. Es gibt mehr als eine unverwerfliche Manier, die Geschichte zu schreiben; ihre drei Väter, Herodot, Thucydides und Xenophon, haben jeder seine Manier; diese Individualität, ohne die sich kein Originalwerk denken läßt, ist untrennbar von den Arbeiten solcher Männer, die selbst denken und fühlen, und einen ihrer Zeit oder ihrem Land oder andern Umständen besonders anpassenden Zweck und Plan haben; ohne dieses (wovon der Rec. weit entfernt ist) verwerfen oder proscribiren zu wollen, macht er sich kein Bedenken, eine, zu dem allgemeinen Zweck der Belehrung und des Vergnügens cultivirter Menschen geschriebene Geschichte nach den trefflichen Eigenschaften des vorliegenden Buchs eingerichtet zu wünschen.

Es würde unnütz seyn, von dem Innhalt einen Auszug zu geben. Der Rec. führt nur einige charakterisirende Stellen zu Belegen seines Urtheils an: die

Schilderung Innocenz III., S. 22, 66 f.; die richtige Bemerkung S. 92, wie schnell sich das Vatican entschloß, den Kampf mit einem Fürsten zu beginnen, und wie äußerst behutsam Rom war, wenn ein Volk aufgebracht werden konnte; die Entwicklung der Ursachen des Abfalls König Heinrichs von seinem Vater, 169; die Schilderung des damaligen Italiens, 184; die Untersuchung der Stärke der bei Corte nuova gegen einander gestandenen Heere, 203; die lehrreiche Beobachtung, daß es dem Kaiser darum so oft mißlungen, weil er vergaß, die übermenschliche Anstrengung der edelmüthigen Verzweiflung (eines Volks) in Anschlag zu bringen, 215; das dem unerschütterlichen Muth Gregors IX. gegebene gerechte Lob, 249, 273; die geschickte Lösung des Problems, warum die Tataren nicht weiter gegen Occident vorgedrungen, 264; die feine Würdigung des Charakters Innocenz IV. in Vergleich mit Gregor IX., 284 f.; die rührende Beschreibung der, dem physischen Unvermögen und häuslichen Leiden unterliegenden Seelenkraft, 293; die Bemerkungen über den Hochverrath Peters de Vineis, 349.

Gegen die Genauigkeit oder die Deutlichkeit ist beim Durchlesen dem Rec. kaum hie und da etwas aufgefallen. S. 19 soll Constantia bei der Geburt ihres Sohnes (26. Dec. 1194) nicht älter gewesen seyn als 37 bis 39 Jahre, da ihr Vater, vor dessen Tode sie gewiß geboren war, vor beinahe 41 Jahren (17. Febr.

1154) gestorben. S. 29 wird wohl nicht Conrad von Schwaben gemeint seyn; dieser lebte nicht 3 Jahre nach Friedrichs Geburt; er starb 1195, spätestens 1196. S. 251 hätte billig angezeigt werden sollen, daß dieser Thomas, Graf in Flandern, ein Prinz von Savoyen war; dadurch wird diese Erzählung verständlicher. S. 343 wird Hochheim bei Frankfurt ein Schreibfehler seyn. In der Rechtschreibung eigenthümlicher Namen herrscht diejenige Inconsistenz, welche unvermeidlich ist, wenn ohne einige Rücksicht auf Etymologie und Abstammung die so verschiedene Aussprache allein Regel seyn soll: Dinastie schreibt der Verf. für Dynastie; in Zähringen gehört kein h; Innocenz heißt bald Innozens, bald Innozenz, bald wie Rec. ihn schreibt; Palestina sollte Palästina geschrieben seyn; Thuszien, Tuscien; Karizmo entweder Carismien oder Chowaresmien (dieses mehr nach den Buchstaben, jenes der Aussprache in dem Orient gemäßer).

Der Eindruck, den diese Geschichte zurückläßt, ist allerdings Bewunderung für Friedrichs seltene Geistesgaben, aber auch die Ueberzeugung, daß, wenn es ihm gelungen hätte, die Freiheit der lombardischen Städte verlohren gewesen (S. 69 f. 156 f. 184) und vieles Gute und Große nie entstanden wäre, welches aus den Stürmen und dem langen Kampf der Freiheit dort und anderswo hervorgegangen; ein Verlust, wo-

für, wenn er auch Cäsars Eigenschaften vereinigt hätte, Friedrich darum nicht entschuldigen konnte, weil er sterblich war. Es ist auch mehr seine Staats- als seine Lebensgeschichte; in die letztere gehörten mehr einzele Züge seines Privatlebens, seiner Sitten und Gesinnungen, wie man deren in den Quellen hin und wieder findet, und selbst aus den Anklagen seiner Feinde mit unpartheiischer Kritik herausziehen kann. Die Fehler eines großen Mannes (und manchmal sind es Dinge, die nicht jedermann für Fehler hält) sind so interessant als alles übrige, weil sie zeigen, was alles in einem solchen Character sich zusammen finden kann, und combinabel ist. Dieses giebt der Geschichte für die Moral und Psychologie ein Interesse, das verlohren gehen muß, sobald nicht alles gesagt wird.

Bei einer zweiten Auflage (das Buch wird mehrere erleben, und der Rec. wünschet sehr, daß der Verf. ihm viele ähnliche Brüder gebe) würde die Kleinigkeit angenehm seyn, daß oben am Rand jeder Seite das Jahr angezeigt würde, dessen Geschichte erzählt wird.

16.

Leipzig, Weidm. Buchh. **Pragmatische Geschichte der neuesten Kaiserlichen Wahlcapitulation und der an Kaiserl. Majestät erlassenen Kurfürstl. Collegialschreiben. Vom Hofrath und Professor Häberlin, zu Helmstädt.** 1792. 426 S. in 8.

Nach Zuschrift und Vorrede, eine Einleitung, welche erzählt, was vor und bei Eröffnung des Wahlconvents im J. 1790 zu Frankfurt von den Botschaftern vorgenommen worden, S. 1—20; die Berathschlagungen über die Wahlcapitulation, von S. 21—363; hierauf, Anhang oder Geschichte der Verhandlungen über die Capitulation Kaiser Franz II.; Vorrede dazu; und mit fortgesetzten Seitenzahlen, von S. 365 bis zu Ende die kurze Historie dieser, eigentlich neuesten W. C.

Der Verf. wollte einen „raisonnirenden, systematischen Auszug des Wahlprotocolles liefern, worin „alles zusammengehörende unter einem Blick dargestellt „würde." (Vorr.). Dieses hat er in so fern gethan, als er über jeden Artikel nicht nur die Monita der

Churhöfe, die Vorträge und Bemerkungen darüber, sondern auch die Monita, Desideria und Beschwerden der Fürsten und Städte des Schwäbischen Kreises, der Ritterschaft, ja die Aeußerungen des Fürsten von Speier, nebst demjenigen, was die Gesandten fürstlicher und auswärtiger Höfe u. s. f. angebracht haben, getreu erzählt. Pragmatisch nennt er diese Darstellung vermuthlich wegen der eingestreuten eigenen Gedanken und Urtheile. —

Wir würden ihm gerathen haben, diesem guten und nützlichen Werk einen weniger versprechenden Titel zu geben. Pragmatisch (däucht dem Rec.) wäre eine Geschichte der Leopoldinischen Wahlcapitulation alsdann, wenn sie die Ursachen entwickelte, wodurch diese Wahlcapitulation das und nichts anders geworden ist. Hiezu ist nicht hinreichend, anzuzeigen, was über einzelne Monita für Raisonnements gefallen; der Hr. Verf. sieht selbst recht gut ein, daß manches nicht wegen innerm Uebergewichte von Gründen angenommen und verworfen werden; und schwerlich kann er dieses der persönlichen Ueberzeugung der Wahlbotschafter oder Verfasser ihrer Instructionen zuschreiben. Es gibt andere Erläuterungsquellen, deren Kenntniß dem Staatsmann wenigstens eben so interessant wäre, als die pro und contra gefallenen Reden dem Publicisten. Rec. glaubt, eine pragmatische Geschichte der Leopoldinischen Wahlcapitulation hätte mit einer Schilderung

der Regierung des damals letztverstorbenen Kaiser Josephs anzufangen; die Veranlassung zu den Monitis muß sich aus derselben ergeben. Er würde zumal die so merkwürdige Periode nach dem Tod Marien Theresien, die Veranlassung und Einrichtung des Fürstenbundes, alsdann aber auch die weniger bekannte neue Veränderung in den Gesinnungen verschiedener Höfe beschreiben, die sich kurz vor und nach dem Tod Josephs ereignet, und wodurch die Wahlcapitulation eine ganz andere Gestalt bekommen, als man ihr etwa im Jahr 1786 oder 87 zu geben gesucht haben würde. Die Lüttischer Händel, die zwischen K. Maintz und K. Brandenburg darüber geführte Correspondenz, die vielfältige Verwicklungen der Ansprüche der beiden R. Vicariate und des Erzcancellariats im Zwischenreich, würden viel nachfolgendes erläutern. Die Parität, welche bei dem Wahlconvente 1790 so viel gethan und gehindert, würde weniger unbegreiflich scheinen, als sie es einem seyn müßte, der von der Kenntniß der Jahre, wo der Fürstenbund blühete, ohne Unterricht von den Vorgängen der Zwischenzeit, auf die Epoche der Wahlcapitulation überginge. Wenn vollends die innere Geschichte einiger Höfe, wenn die Schilderung der leitenden Männer dazu kommen könnte (dürfte!) dann würde diese Geschichte ein charakterisches Gemälde der politischen Lage Teutschlands darstellen. Aber, auch ohne dieses, was vor dem Ablauf einer Anzahl Jahre sich noch nicht

mit offener Wahrheit wird vorlegen lassen, hätte aus den actenmäßigen öffentlichen Vorgängen immer ein schon sehr unterrichtendes Tableau der Höfe verfertiget werden, und vieles erläutern können.

Obwohl Hr. Hofrath Häberlin auf alles dieses sich nicht eingelassen, dennoch verdient seine Arbeit mehr als ein Lob. Es ist angenehm, alles zu jeder Materie gehörige beisammen zu haben. Seine Bemerkungen sind gut, und wohl ausgeführt. (Beispiele: S. 57 über einen Widerspruch der Publicisten; S. 61 über das Bücherwesen; S. 63 ff. über die Verfügung in Betreff der Autorität symbolischer Bücher (denen Luther und Melanchton nie so vieles Ansehen gegeben, als hier K. Mainz und die adhärirenden Majora); die vom Kraissystem entfremdeten Lande; der Styl des R. C. Gerichtes; die Geburt seines Chefs; das R. Postwesen — über welchen Artikel S. 321 f. dem Hrn. G. J. R. Pütter mit aller gebührenden Achtung ein nicht unerhebliches Versehen zeigt.) — Besonders zeigt sich sein gesunder Sinn bei jedem Anlaß, wo er auf die gegenwärtigen Revolutionszeiten zu sprechen kömmt. Gleichwie er keiner von denjenigen war, die Krieg wünschten, weil sie den Sieg für leicht hielten (S. 160 Vorrede zur Wahlcapitulation Fr. II., S. VI.) so glaubt er auch, daß das wahre Mittel gegen die Ansteckung mit der Revolutionsseuche billige Regierung und gute Behandlung der Unterthanen sey (S. 182);

und man sieht ihm an, wie wenig er Verfügungen billiget, welche dem Unterthan den Weg Rechtens erschweren (S. 219, 284), und wie wohl gethan er es findet, daß das R. C. Gericht hierin sich eher an die älteren Verfügungen der R. Gesetze zu halten gedenkt (Vorrede zur Wahlcapitulation Fr. II. S. V.). In Zeiten wie die unsrigen sind, verdienen gerechte und weise Männer, die Mäßigung und Billigkeit allen Partheyen predigen, Auszeichnung.

Es wird dem Hrn. Verf. angenehm seyn, die Bemerkung einiger Druckfehler hier zu finden, welche er bei einer zweiten Auflage verbessern kann: S. 12, der Baumeister hieß Mangin (nicht Glangin), eben der, welcher die nun in Ruinen liegende Domprobstey zu Mainz gebauen; S. 17, der k. böhmische Legationssecretär hieß Carl Daiser von Sylbach, und war k. k. Rath; S. 18, der Churbraunschweigische, Kestner; S. 199 n. *) hätte der geistliche Rath Bönike wohl erwähnt zu werden verdient, als der mit dem churmainzischen Weihbischof Heimes, gleichwie zu Ems, so in Frankfurt, bei diesem Geschäfte viel gethan. S. 292 steht Mailand für Mantua. S. 368 ist der churböhmische Legationssecretär Franz v. Lerchenheim vollends übergangen worden. Diese Bemerkungen über Kleinigkeiten werden dem Hrn. Verf. zeigen, welcher Aufmerksamkeit dieses Buch dem Rec. würdig geschienen.

17.

Halle, Hendel. Kurzer Abriß einer Geschichte des Ritterwesens und des teutschen Adels, benebst Nachricht von den vorhandenen Ritterorden. Herausgegeben von F. W. 1793. 284 Seiten in 8. (16 Gr.)

Der Jahrzahl ohngeachtet, ist diese Schrift älter als der Anfang der allgem. Literaturzeitung, und gehört wirklich kaum in den Kreis der neuesten Literatur. Da König Friedrich von Schweden der letztverstorbene genannt wird (S. 275), so sollte man sie vor 1771 verfaßt glauben; da jedoch S. 255 auch Johann (hier Philipp) Wilhelm (st. 1716) der vorige Churfürst von der Pfalz genannt wird, so scheint es der Verf. mit solchen Beiwörtern überhaupt nicht genau zu nehmen. Wir begnügen uns also, aus S. 270 zu schließen, daß sie vor dem Tod Friedrichs des Großen geschrieben worden, welcher dort ausdrücklich der jetzt regierende heißt. Ob der Verf. und Herausgeber einer und derselbe, ob das Buch selbst zum erstenmal gedruckt, oder nur mit einem neuen Titelblatt versehen ist, dieses — nec scire fas est omnia — ist dem Rec.

unbekannt. Uebrigens ist sein Inhalt folgender: Eine Einleitung von den Quellen der Rittergeschichte, S. 1 — 11; von dem alten Ritterwesen selbst (eine Schilderung der Gebräuche; vieles Lob der Ritterschaft), S. 11 — 54; von der Rüstung, 55 — 74; vom Turnier, 75 — 96; allgemeine Geschichte des heutigen Adels, 97 — 101; desselben Waffen und Wapen, 102; Abriß der Heraldik, 104; Titel des hohen und niedern Adels, 148; Adelsbriefe, 153; Stammbäume und Stammtafeln, 155; Ahnenprobe, 162; Vorrechte des Adels (persönliche werden 30 oder 39, reelle 11 aufgezählt), 169; wie der Adel erworben und verlohren wird, 193; endlich die Ordensgeschichte d. i. alphabetisches Verzeichniß der vornehmsten Orden, Epochen ihres Ursprungs und Beschreibung ihrer unterscheidenden Zeichen, 207 bis zu Ende.

Daß der Verf. oder Herausgeber auf die unsinnige Revolution von Frankreich (Vorr.) keine Rücksicht genommen, zumal er voraussieht, daß am Ende doch alles wieder in seinen vorigen Zustand zurückkehren dürfte — diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen. Wie hätte er sonst auch sein Buch so erscheinen lassen!

Dieses enthält über die oberwähnten Punkte das gewöhnlich vorkommende. So gar genau muß man es nicht nehmen. Wenn der Verf. S. 21 meldet, daß die alten Ritter gegen die Gefangenen meist groß-

müthig waren, und ihnen die Freiheit wieder schenkten, so möchten sich in der Historie und in den Gewölbern ihrer donjons selbst Ausnahmen finden, durch die sein meist gewaltig eingeschränkt würde. Und wenn er zur Verderbniß der spätern Zeiten, wo das Ritterwesen in Cadence kam, (sein Ausdruck S. 95) rechnet, daß viele Ritter (S. 52) nicht einmal mehr lesen konnten, so möchte man fragen, wenn die Zeit war, wo die meisten lesen konnten? Eben so wenig muß man sich daran stoßen, wenn Papst Paulus III. ein Zeitgenosse Pipins (S. 53) wird, und Clemens IX. (st. 1669) 1688 einen Orden bestätiget, (S. 231, es sollte 1668 heißen). Solche Neuigkeiten, wie z. B. die Errichtung einer bayrischen Zunge des Maltheserordens, darf man hier auch nicht suchen. Endlich wird man kein Muster der Schreibart hier finden; es wird S. 55 von einem ungebildeten Jüngling als einem Hans Dumrian gesprochen; witzig, wie zu Hübners Zeit, wird ein Misthaufen S. 48 theatrum honoris gallinacei genannt. Indessen gibt das Büchelchen dem Zuschauer der Menge ritterlicher Abentheuern, die in diesem Quinquennium auf mancher Schaubühne ihr Wesen treiben, doch einen Begriff von gewissen Sachen und Ausdrücken, welchen er aus den wenigsten dieser unbündigen Stücke selbst fassen könnte. Dabei lernt der gemeine Leser (Junker nicht ausgenommen) auch etwas davon, was der Adel, für und

wider den so viele ohne Kenntniß declamiren, eigentlich seyn sollte, war und in gewisser Rücksicht noch ist. Und so mag das unschuldige Büchelchen immer einigen Nutzen haben.

18.

Berlin und Potsdam. Merkwürdige Geschichte des Lebens des Grafen Emerich von Tököly, und der durch die ungrischen Mißvergnügten erregten Unruhen und Kriege. — 1793. 333 Seiten in 8.

Tökölys Geschichte in gegenwärtigen Revolutionszeiten, ohne Vorrede, ohne Namen weder des Herausgebers noch des Verlegers, und wahrscheinlich unter falsch angegebenem Druckorte — macht aufmerksam. Das ist aber auch der ganze Zweck dieser mysteriosen Publication; von anderen Absichten findet sich nicht die geringste Spur; das Buch ist auch gar nicht dazu eingerichtet. Obwohl anfangs (S. 2) insinuirt werden will, als enthielte es Privatzüge und specielle Anecdoten, welche nur ein gleichzeitiger

Biographe so gut habe wissen können, dennoch finden sich deren äußerst wenige; der Held der Geschichte wird weder genauer bekannt noch interessanter dargestellt, als in seinen letzt gedruckten Mémoires. Der Rec. hat letztere in diesem Augenblick nicht bei Handen, aber das Gefühl hat er, aus diesem Buche nichts erhebliches gelernt zu haben, was in den bisherigen Geschichten derselben Zeit fehlte. Es ist eine ziemlich magere trockene Erzählung ohne alle historische Kunst. Aus einigen militärischen Maximen sieht man, daß Graf Tököly ein Mann von Kopf gewesen; was man sonst aus ihm machen soll, ob er systematisch oder blos unruhig war, ob Schwächen und Privatleidenschaften ihn hinderten, ganz zu seyn, was er (nach seiner Lage) sollte und wollte, ist nicht zu ersehen; es findet sich von seinen Sitten, von persönlichen Eigenschaften beinahe nichts. Die Schreibart ist überdem nicht selten undeutlich; nur ein paar Beispiele: S. 222 „der kaiserliche „General drang in die Siebenbürger, welche unter „der Bedingung, seiner Mannschaft Unterhalt zu rei„chen, Bedenklichkeiten gehabt hatten, sich zu erklä„ren und mit seiner Mannschaft zu der seinigen zu „stoßen." — Ist hieraus ersichtlich daß sie sich zu seinem Willen erklärt? Dieses erhellet nachmals aus Umständen in der Erzählung; gesagt wird es nirgend. S. 241 „der Muth der Kaiserlichen wuchs, weil ihre „Unternehmungen gut von statten giengen, an die sie

„vorjetzt noch gar nicht gedacht hatten." S. 295 ist §. 40. (denn es ist alles in §§ getheilt) ganz unverständlich, weil gesagt wird: „Dieses geschah aus einer „zweifachen Absicht"; da es heißen sollte: „aus fol„genden zwei Planen mußte einer gewählt werden." Man erkennt die Eilfertigkeit eines Uebersetzers. Für den politischen Unterricht läßt sich aus dem Ganzen die Lehre ziehen, daß es mit Revolutionen, die die Magnaten machen wollen, überhaupt bei weitem nicht so viel auf sich hat, wie mit andern; besonders weil es ihnen meistens an Menschenkenntniß fehlt, und weil zu viele Privatrücksichten sie zerstreuen und irre machen.

19.

Altenburg, Richter. Geschichte der europäischen Kriege des achtzehenden Jahrhunderts, von M. Ernst August Sörgel. Erster Theil, 1793. 470 Seiten in 8.

Der Verfasser hat dieses Buch für solche Leser bestimmt, welche zu ihrem Zeitvertreib lieber ein unter-

richtendes Geschichtbuch, als einen Roman in die Hände nehmen. „Wenn er auch," sagt er in der Vorrede, „auf andere Eigenschaften eines guten Geschichtschrei„bers Verzicht thun müßte, so soll doch Treu und „Wahrheitsliebe ihm nicht abgesprochen werden." Diese Versicherung findet er billig um so nöthiger, da er, „um Raum, und dem Leser Geld zu ersparen, die Ci„taten weggelassen," und nur am Ende ein Verzeichniß der gebrauchten Quellen gegeben. Ueber dieses letztere hat Rec. vor kurzem, bei Anlaß des 2ten Bandes von Hrn. Stövers Buch über unser Jahrhundert seine Meinung zu erkennen gegeben. Diese und einige Mängel der Schreibart (wovon unten) abgerechnet, gesteht er, daß dieses Buch zu den wenigen gehört, worin er mehr und die er besser gefunden als die Vorrede verspricht. Es ist nicht blos für Leute die ihre Zeit nicht besser zu tödten wissen, sondern für den besten und edelsten Theil des Publicums eine recht sehr unterhaltende und unterrichtende Lectür. Neue Entdeckungen sind nicht in seinem Plan, aber der Inhalt einer Menge weitläuftiger Mémoires und vergessener Zeitschriften oder bändereicher Compilationen ist auf die interessanteste Manier geordnet und dargestellt. Dieser erste Band enthält in XII Büchern die Geschichte des Kriegs über die spanische Thronfolge bis auf die Schlacht bei Blenheim; der zweite soll diesen Krieg vollenden; es ist dem Rec. fast leid, daß Hr.

Görgel den schon so oft und so gut beschriebenen nordischen Krieg alsdann vornehmen soll; freilich gehört er in den Plan, aber man wird auf andere noch nicht so populär beschriebene begieriger seyn.

Was ein Hauptverdienst dieses Werks macht, ist die Aufmerksamkeit des Verfassers auf die moralischen Triebfedern, welche in dem Charakter der handelnden Personen liegen. Dieses ist der wahre Weg zu dem Herzen des Lesers, der, den die Alten gebraucht, und wodurch ihre Schriften so lang die Menschheit existirt, einen unvergänglichen Werth behalten. Das aber ist auch, was von vielen, sonst gründlichen Werken zumal über die teutsche Geschichte wegscheucht; einige sind für den Publicisten, einige für den Canonisten, einige für den Taktiker lehrreich; für den Menschen werden sie es so lange nicht seyn, als die Häupter der Nation in Ermanglung jeder genauern Schilderung ihrer individuellen Sitten und Gemüthsart, weiter nicht anders bekannt sind als wie Namen die so und so viele Jahre im Staatskalender figurirt und übrigens unter eine große Menge Expeditionen geschrieben worden sind, deren Würkung meist lange erloschen ist. Wie kann die Geschichte eine Schule der Menschenkenntniß und Moral werden, so lang die Hauptpersonen gar nicht oder im Schmeichlerton und etiquettenmäßig geschildert werden! Züge finden sich genug, wenn gleich in kleine Schriften, in Winkel der Archive

versteckt, oder hin und wieder nur durch die Sage erhalten. Sie müssen gesammelt werden, denn alles gehört zusammen um einen Charakter richtig zu schildern. Das Abendmahl, welches Marlborough vor dem Sieg bei Höchstädt empfing (S. 443) ist nicht weniger *interessant* zur Geschichte dieses Tags als irgend ein Punkt seiner militärischen Anordnung; und des Duc de Vendome griechische Liebschaften (S. 248) gehören so gut als seine andere Sonderbarkeiten in die Zeichnung seines originellen Charakters. Hr. Sörgel hat nur selten einen Zug weggelassen, der zur vollständigen Kenntniß eines berühmten Mannes oder eines damaligen Hofs oder der verschiedenen Nationen dienen mochte.

Er zeigt hienächst ein gesundes Urtheil, das von alten und neuen überspannten Vorstellungen gleichweit entfernt ist. Ein Beispiel: so verächtlich er von dem erniedrigenden Aberglauben der spanischen Könige redet, so wenig er den (man möchte fast sagen, durch Erfahrungen S. 366 ꝛc. oft entschuldigten) Wunderglauben Leopolds gelten läßt, so wenig hält er, nach neuerer Weise, unter dem Charakter Wilhelms und Eugens, daß jener gegen alle Secten tolerant und aller Menschen Freund, aber von ganzem Herzen fromm (S. 153), dieser nie bigot, aber der Religion ergeben (S. 110), bemerkt daß Ludwig XIV. intoleranter, Leopold gewissenhafter (144) gewesen; wie rührend Nassau-Saarbrück (S. 187) wie christlich heldenmüthig Ario (S. 369)

ihre letzte Gefühle ausgedrückt. Die Contraste des Glückwechsels stellt er nicht rednerisch zusammen, sie erhellen aus der Erzählung, besonders wenn man das Ende des Jahrhunderts mit seinem Anfang vergleicht (S. 82 die Schilderung der Größe Ludwigs!). Er ist auch kein solcher laudator temporis acti, daß er die Unmenschlichkeiten verheelte, die sich jene Generation eben so fürchterlich als irgend eine zu Schulden kommen ließ (S. 134, 173, von Ludwigs Heeren; S. 348 von den bairischen; S. 354 und 382 von den Tyrolern, u. s. f.).

Am meisten hätte Hr. Görgel auf einige Verbesserungen der, im Ganzen recht guten, Schreibart zu sehen. Die Namen Gallien und Albion (S. 15) lassen in einer Historie des XVIII. Jahrhunderts affectirt. Einige fremde Wörter (Electorat, S. 145, Pläne, 361, oder gar Säkel für Jahrhundert, 101) hat er ohne Noth und Nutzen aufgenommen; hinwiederum einige recipirten mit solchen verwechselt, welche schwerlich Beifall finden dürften (S. 20, Gehör für Audienz; Füßer, 361 und sonst, für Infanterie oder Fußvolk; Granadenwerfer für Grenadier; Blutstürzungen, für blutige Kriege u. a.). In Namen fehlt hin und wieder, doch selten, die Genauigkeit: nicht norische Alpen, sondern rhätische sind jene über die S. 114 Eugenius ging; es ist ungewöhnlich, die untere Erzstift Cöln, S. 162, schlechtweg Niederkölln

Der Rec. glaubt den Thron des Kaisers und der teutschen Fürsten auf das Gefühl des Glücks, welches ihren Unterthanen die Vergleichung ihrer Sicherheit, ihres Wohlstandes und Friedens gewähren muß, allzufest gegründet, und er hat von der Weisheit und Wohlthätigkeit der Maximen ihrer Verwaltung, so wie von dem Biedersinn und gesunden Verstande des teutschen Volkes einen zu hohen Begriff, als daß ihm nöthig scheinen sollte, um eine Revolution zu brandmarken, die täglich mehr die Schande der menschlichen Natur und des achtzehenden Jahrhunderts wird, allem was in der Historie ist, eine andere Gestalt zu geben, als es zu seiner Zeit hatte; mit dem ehrwürdigen Namen Freiheit und Aufklärung eben den Unfug zu treiben, wie die französischen Philosophen mit dem Wort Religion (die sie aller Greuel beschuldigen, wozu sie den menschlichen Leidenschaften oft ihren Vorwand hat leihen müssen); und dadurch gewissem Irrthum entgegenzugehen, daß man einseitig wird, und sich blindlings auf Declamiren gegen Ideen hinwirft, die an sich so unschuldig sind, wie Wein und Brod, obwohl auch jener berauscht, und Linguet gegen dieses geschrieben.

Es sind in der vorliegenden Abhandlung überhaupt viele gute Bemerkungen, aber auch solche, die ungemein mißbraucht werden können; wie S. 7 f. wo der willkührlichen Macht das Wort geredt wird. Incidit in Scyllam!

21.

Wien, Gräffer und Comp. Michael Ignat. Schmidts, K. K. Hofraths — neuere Geschichte der Teutschen. Fünfter Band. Von dem Jahre 1630 — 1648. 1792. 387 S. Sechster Band — bis 1657. 1793. 365 S. in 8.

Schon aus den Zahlen der in diesen Theilen bearbeiteten Jahre ist die besondere Wichtigkeit dieses neusten Stücks der vaterländischen Geschichte des Hrn. Hofrath Schmidts abzunehmen. Der Rec. fügt mit Vergnügen bei, daß die Behandlung des Gegenstandes würdig ist. Eine Erzählung des Hauptinhaltes, den sich jeder vorstellen kann, wäre überflüssig; eine kurze Darstellung des Verhältnisses der Theile und einige Proben des darin herrschenden Geistes wird zweckmäßiger seyn.

Im 5ten Bande werden die Begebenheiten von Anfang der schwedischen Einmischung bis auf den westphälischen Frieden in ihrer historischen Ordnung erzählt. Der sechste Theil hat größtentheils die westphälischen Friedensnegociationen (S. 1—264), den Frieden selbst und seine Folgen (265—308), endlich die Geschichte bis auf den Tod Kaiser Ferdinands III. zum Gegenstande.

In der Unmöglichkeit, alle oder auch nur die hauptsächlichsten und interessantesten Bemerkungen, die der thatenreiche Innhalt beim Leser erregt, oder die der Hr. Verf. macht, vollständig und beurtheilend auszuziehen, begnügt sich der Rec. mit wenigen Beispielen von jeder Art, um so mehr, da das Buch von jedem cultivirten Teutschen selbst gelesen zu werden, zumal in diesen Bänden, gewiß verdient.

Wenn Leser, die von dem damaligen Partheigeiste der Protestanten etwa durch die Eindrücke ihrer ersten historischen Lectüren noch eingenommen sind, das Lob, welches Kaiser Ferdinand II. gegeben wird, für eine Würkung persönlicher Verhältnisse des Verf. ansehen, so werden Erzkatholiken über seine Schilderung von Gustav Adolph und andere, unten vorkommende Züge, nicht weniger seufzen, die unbefangenen aber aus beidem schließen, daß er so unpartheiisch geschrieben, als Menschen möglich ist. In der That gründet sich das Große und Gute, das er von Ferdinand anführt, auf die unverdächtigsten Zeugnisse, und ist mit den seinem Zeitalter anhängenden Intoleranzideen auch sehr vereinbarlich: nur bleibt nach einer gewissen Zeit in dem Gedächtniß der meisten, die die Historie nur aus Compendien oder Essais studieren, blos der Eindruck einer guten oder bösen Seite, von der sie einmal gewöhnt sind, einen Charakter zu betrachten: hiedurch gewinnt oder verliert er alsdann weit mehr, als vor-

mals, da man ihn vollständiger kannte, selbst bei noch lebender Animosität der Partheien. Gustav ist nach Galeazzo Gualdo Priorato geschildert. Unter andern Charakteren, bei deren Betrachtung Herr Schmidt sich aufhält, bemerken wir noch Tilly, Wallenstein, die Landgräfin Amalia, den Herzog Bernhard von Weimar; eilen aber zu dem, was er von den westphälischen Friedensstiftern sagt.

Letztere, so wie ihr Werk, gewinnen durch die genauen Extracte ihrer volumniösen Verhandlungen eben nicht. Der Graf Trautmannsdorf nur erscheint in allem, wie ihn schon Bougeant beurtheilt, als ein gewandter, kluger, standhafter, dabei billiger, sanfter und redlicher Mann (VI, 61), auf dessen Tugend selbst Mazarin sich nicht getraute, einen Angriff zu wagen (120), der aber von den Eiferern nicht blos als gewesener Protestante (zumal auch Vollmar ein lutherischer Prediger war, 149) mit Mißtrauen gesehen, sondern gar förmlich vor das Gerichte Gottes im Thal Josaphat citirt wurde (132). Bei den übrigen wollen wir den Geist der Kleinigkeiten, über dem die großen Sachen versäumt wurden, blos im Vorbeigehen berühren: „Wenn die gottlose Excellenz nicht wäre," sagte der churbrandenburgische von Löwen zu den fürstlichen Gesandten (zwischen welchen und den churfürstlichen, dieses Titels wegen während dem ganzen Congreß nie eine Unterredung statt finden konnte) „dann

„wollten wir schon etwas Gutes zusammen ausrich„ten;" (VI, 47). Aber die Doppelzüngigkeit der Franzosen und die Feilheit der Teutschen und Schweden verdient besondere Erwähnung. Wenn man liest, wie oft Servien zu gleicher Zeit und über die gleichen Sachen versprochen und wiederrufen, betheuert und geleugnet, gesagt und das Gesagte zurückgenommen, gethan und das Gethane vernichtet (S. 291), und sich hat müssen sagen lassen, „que son Excellence achève „de perdre toute créance parmi ce monde ci, où l'on „fait plus d'état (in Holland) d'une verité *massive* „et grossière que de plus délié mensonge," (VI, 225) so findet man Hrn. Schmidts Reflexion sehr natürlich, „wie ihm wohl möchte zu Muthe gewesen seyn, wenn „ihm wäre kund gethan worden, daß die geheimsten „Instructionen Mazarins (denn Servien log instruc„tionsmäßig) mit der Zeit noch durch den Druck der „Welt würden vor Augen gelegt werden" (VI, 228). (Hr. Schmidt supponirt nämlich, daß zur selbigen Zeit bei dergleichen Leuten noch eine gewisse geheime Scham über solche Dinge gewesen seyn dürfte.) Freilich kömmt auch die deutsche Redlichkeit in dem heikeln Puncte wegen der Religionsfreiheit der Unterthanen in den Erblanden des Kaisers einmal auf das Auskunftsmittel, man könnte die Sache endlich so verclausuliren, daß man schiene etwas gethan zu haben, und dem Kaiser vielfältiger Anlaß dennoch gegeben werde, zu thun

was er wolle (VI, 151). Aber, außer daß man allerdings fast nicht anders aus dieser, den Frieden sehr aufhaltenden Sache zu kommen wußte, mögen die 600,000 Thaler, welche die Schweden (wahrscheinlich Salvius, für die geldbedürftige Königin selbst (192—197) heimlich genommen, und ein unbedachtsamer Reichshofrath ausgeplaudert, dem vaterländischen Charakter einige Gewalt angethan haben. Dieses war wirklich die sehr schwache Seite des letztern. Der Churfürst von Brandenburg ließ an Oxenstiern und Salvius 40,000 Thaler auszahlen, damit sie ihm zu Minden behülflich seyn (VI, 160). Hinwiederum nahm der erste churbrandenburgische Gesandte, Graf Wittgenstein, 2000 Thaler von den Franzosen, (VI, 72). Theuer erkauften diese (um 5000, um 10,000 Thaler) die Stimmen im Mainzer Domcapitel für die Wahl Johann Philipps von Schönborn (166). Diese Niederträchtigkeit war aber auch in andern Ländern gemein; die ehrwürdigsten Magistratspersonen in der Schweiz wurden derselben dazumal häufig beschuldigt; und nahm nicht — — Algernon Sidney (Dalrymple, state-papers) Geld von Ludwig XIV!

Ueber den Frieden selbst nur die richtige Betrachtung (VI, 250), daß, da ihn jedermann wollte, (und bedurfte), niemand aber zu bewegen war, ohne äußerste Noth in irgend etwas nachzugeben, und da man sich Sylben für Sylben abdisputirte, es nicht anders

geschehen konnte, als daß man Ausdrücke wählte, die jeder nach seinem System deutete. Eine, Mably's u. a. großen Lobsprüchen auf die Deutlichkeit und Bestimmtheit dieses Instrumentes sehr widersprechende, durch die Erfahrung aber, bis auf unsere Zeiten *allzu* oft erprobte Wahrheit!

Hrn. Schmidts allgemeine Bemerkungen über den Einfluß dieses Kriegs und Friedens auf Teutschland gehören unter diejenigen Stücke seines Werks, wodurch es den ersten Ruhm behauptet und vermehren kann. Traurig ist die moralische Ausartung, da *statt jenes* vorigen zahlreichen blühenden Menschenstamms ein muthloser Nachwuchs bei immerwährendem Glückwechsel des Kriegs, in unaufhörlicher Todesbangigkeit schwebend, endlich durch das Elend stumpf und ganz empfindungslos, ganz von der Willkühr fremder Mächte abhängig wurde (VI, 2); wie hierauf die Franzosen durch fremden Schein bezauberten, die Gesetzgeber der Lebensart und Kleidung wurden. (Bald gingen jährlich vier Millionen Thaler für Modewaaren nach Frankreich), wie die französischen Teutschen allein distinguirt wurden, die Nation aber alle Selbstständigkeit des Charakters, alle Achtung für sich um so mehr verlor, als dieselbe in lauter kleine Staaten zerfiel, deren gemeinschaftliches Band immer schwächer wurde; wie hierauf (auch in den Mémoires de Brandeb. bemerkt) jeder teutsche Fürst ein Ludwig XIV.

seyn, sein Versailles und Marly, die Organisation einer Monarchie an seinem Hofe haben wollte, Maitressen, Soldaten, Obristhofchargen hielt. „Man konnte „(306) nur zu bald wahrnehmen, was für ein großer „Unterschied zwischen Fürstenfreiheit und Nationalfrei„heit sey, und daß letztere oft um so tiefer falle, als „jene sich mehr emporschwingt. Der Adel (307) war „zufrieden, wenn er nur die Lasten alle auf Bürger „und Bauern wälzen konnte." Es wird gezeigt, wie mit dem Mittelpunkte einer Unität aller Gemeingeist erstarb, und immer mehr die einzelne Staaten von einander isolirt wurden; wie jeder Hof seinen Zuschnitt, jede Regierung ihr System bekam, gemeine Teutschheit aber verschwand; also daß auch die Reichsjustiz (S. 332 f.) aus Mangel an Unterhalt fast aufhörte (und nachmals ihre Urtheile ohne Execution blieben, wenn mächtige Stände etwas dagegen einzuwenden hatten).

Rec. muß abbrechen, und wirft nur noch wenige Bemerkungen hin. Im 5ten Theil wird mehrmals die ungleich größere Leichtigkeit bemerkt, welche die, nichts weniger als mildern Schweden, welche ihre Absichten bald genug zu erkennen gaben, bei allen Unternehmungen dennoch vor den Kaiserlichen fanden, und dabei bemerkt, daß die, ihnen günstige Stimmung, das Interesse an ihrer Sache, die herzliche Ergebenheit allein den Unterschied gemacht; und wie ungleich härtere Be-

gegnungen selbst edle teutsche Fürsten von einem gebieterischen, habsüchtigen Oxenstiern, der sich Befreier nannte, als von ihrem Kaiser sich gefallen ließen!

Hienächst sind gewisse Maximen merkwürdig, die der französische Hof damals hatte, weil die Folgen daraus begreiflich werden, und weil das gemeine Beste erfodert, diese Verbindung zwischen Ursachen und Würkungen zu bemerken, damit nicht ähnliche Fehler gleiches Unglück anderswo bewürken. Wenn es dem Volk zu wohl sey, (diese teuflische Maxime ist aus Richelieu's Test. polit. und noch authentischer aus dessen Praxis —), so sey nicht möglich, es in Schranken zu halten; es müsse wie die Maulesel behandelt werden, die sich durch lange Ruhe verderben. (Die gegenwärtige Revolution ist nicht in Ländern entstanden, wo dem Volke wohl ist!): und sein würdiger Nachfolger verlängerte die Kriege, pour purger la France de les mauvaises humeurs (VI, 231); als wenn die Unruhen, wodurch Rom unterging, in tiefem Frieden, und nicht im mithridatischen und nach dem gallischen Krieg entstanden wären. Wenn er hätte vorsehen können, daß ein amerikanischer Krieg unendlich beitragen würde, pour mettre en fermentation les mauvaises humeurs en France! Auch fühlten die damaligen Franzosen, daß (VI, 4 ff.), „um den Luxus weniger Menschen zu nähren, man „dem Volk wirklich nichts mehr übrig lasse als die

„Seele, die, wenn Geld dafür zu haben wäre, auch „längst verkauft seyn würde; daß eine unumschränkte „Regierung wohl für nordische Völker gut seyn möge, „die nichts menschliches haben als ihre Gestalt, aber „nicht für solche, die sich frei geboren glauben. Also „ertheilen viele denjenigen ihren Fluch, die sich wider „Willen in Ehren halten müssen." Daher das Parlament die Königin Regentin bittet, „der Erbarmung „und der Güte im Louvre eine Wohnung zu verstatten."

Von dem elenden Partheigeist, welcher damals zwischen den Religionssecten waltete, finden sich manchmal die auffallendsten Züge. Der Hr. Verf. bemerkt den verderblichen Einfluß der, entweder schwärmerischen, oder durch fremde Politik geleiteten Maximen der Jesuiten (VI, 154, u. a. wo): und er erkennt, daß die (wenigstens eben so arge) Intoleranz der protestantischen Prediger daher kam, weil die Religion bei diesen tieferes Herzgefühl war; da der katholische mehr bei dem äußern stehen blieb (152). Wenn man liest, wie Gustav Adolph (die Schrift, worin es steht, wurde 1640 zu Nürnberg vorgelegt; Theatr. Europ. IV.) „lieber hätte mögen alle Degen und Piken seiner Sol„daten im Busen wühlen haben, als daß durch seine „Waffen den Reformirten etwas in ihrer Religion ac„cresciren sollte;" so vergibt man dem guten Antistes Breitinger von Zürich, daß er in seinem Testamente für unziemlich hält, dieses Königs Bildniß auf der

Wasserkirche (der öffentlichen Bibliothek) zu haben, da, wenn er bis in die Schweiz gekommen wäre, er doch gesucht haben würde, sein Lutherthum an die Stelle der reformirten Religion zu setzen (Manuscript von Breitingers Leben). Neuer aber, und ganz wahr ist Hrn. Schmidts Bemerkung (VI, 186): daß die Furcht der Katholischen vor der Ausbreitung des protestantischen Glaubens weit länger gedauert habe, als die Gefahr. „Man berechnete die Würkungen nicht, wel„che die seit dem eingeführte Gegenerziehung nothwen„dig hatte hervorbringen müssen. Der große Hang „zur Neuerung mußte erlöschen, sobald der Volksun„terricht festgesetzt war. Sey es nur eine Erziehung, „sie mag sonst beschaffen seyn wie sie will, in derglei„chen, der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglichen „Dingen verfehlt sie ihren Zweck nie." Daß der Hr. Verf. in facto recht hat, ist ein Erfahrungssatz; denn sobald erwähnte Gegenanstalten in Würksamkeit kamen, hörte die Reformation auf, sich merklich auszubreiten. Eines nur geschah nicht in gehöriger Maaße, wodurch solche Erschütterungen auf mehrere Menschenalter hinaus vermieden werden konnten: man hätte mehr suchen sollen nach und nach, unauffallend, solche Dinge abzuthun, an denen der menschliche Verstand, wenn ihn wieder einmal jemand ins Feuer setzte, neuen Stoff zu vortheilhaften Angriffen finden konnte. Der Rec. sagt dieses in keiner andern Rücksicht, als weil er in

der Constitution der menschlichen Gesellschaft Ruhe mit Wohlstand über alles liebt, und ungern sähe, daß sie künftig noch mehr erschüttert würde, weil ihre gegenwärtige Vorsteher durch unzureichende Mittel gegen das ansteckende Uebel sie etwa genug zu verwahren glauben möchten. — Die Gränzen einer Recension sind fast überschritten; ich breche ab, und sehe der Fortsetzung dieses Werks begierig entgegen.

22.

Frankfurt und Leipzig. Die Wahrheit in der Geschichte, oder vom historischen Glauben, nach Bayle, mit Anecdoten und Beispielen erläutert, von Hieronymo a Loretto. Aus dem Italiänischen. Neue Auflage. 1793. 304 Seiten in 8.

Die zahlreiche Classe von Lesern, welche die wahre Weisheit nur in verbotenen Büchern zu finden wähnt, wird wohl thun, sich auch dieses anzuschaffen; denn Titel und Vignette haben so etwas unglaubenriechendes,

daß die Herren, welche so viel zu verbieten pflegen, was man schon lange weiß, vermuthlich, zum Besten des Staats und des Verlegers, auch diese Schrift proscribiren werden. In der That wäre sie aber dessen kaum würdig. Sie ist nichts weiter als eine Zusammenstellung historischkritischer Reflexionen meist aus Bayle's berühmtem Dictionaire; die illustrirenden Facta sind auch aus eben demselben; das Buch selbst ist vom Jahr 1781, aus einer Zeit, wo man noch an keine Möglichkeit von Umwälzungen glaubte die seither erschienen sind (S. 3, 244 f.); von den Staatsverfassungen wird mit der gebührenden Achtung, von den Unterscheidungslehren der katholischen Kirche freilich nicht so (S. 9) gesprochen, doch nichts neues dagegen vorgebracht. Im übrigen gewähret das Buch eine angenehme Lectür, wie Bayle. Von Aussichten und Regeln, worauf neuere Begebenheiten aufmerksam gemacht, ist so wenig etwas hier zu finden, als eine tiefe Untersuchung und scharfe Analyse der Theorie des historischen Glaubens.

Es ist mit Leichtigkeit geschrieben, und nicht ohne Spuren einer Vernachläßigung, welche ein Verfasser, der so viele andere richtet, sich nicht sollte zu Schulden kommen lassen. Wir wollen einige Beispiele anführen, um diejenigen Leser, welche das Buch am meisten lieben werden, vor blindem Vertrauen zu warnen.

Der Verfasser macht häufig sehr mittelmäßige, ja

schlechte Schriftsteller, einen Varillas, Matthiae Theatrum, Hondorfs Schauplatz, zu Gegenständen seiner Kritik, und bisweilen glaubt er ihnen wo er nicht soll. Oft glaubt er auch Widersprüche zu entdecken, nur weil er die Worte in zu strengem Sinne nimmt; wie S. 19, wo er die Sagen von Mohammeds des zweiten Gottesläugnerei daraus widerlegt, daß er doch an sein Glück geglaubt habe. S. 28 sagt er, die Schriften Mosis seyen von den Rabbinen vermehrt und verbessert worden. Wie kömmt er dazu, Corn. Nepos mehr für Panegyristen als Geschichtschreiber zu halten? (S. 32) höchstens im einigen Atticus möchte dieser Ton merkbar seyn. S. 34 wird dem Suetonius ein wohl auch nicht billiger Vorwurf gemacht, in einem Detail, für die genaue Zahl von 17 Jahren, 20, als die runde gesetzt zu haben. S. 38 und sonst nennt der Verf. den Bernh. Ochinus Ocellus, welches zwar das Gleiche bedeutet, aber ihn unkenntlicher macht. Theophrastus heißt immer Theophrastes; Zeno von Eleas, für Elea; die Agrigentiner Argentiner; das Griechische ist bis zur Unverständlichkeit fehlerhaft abgedruckt. „Ein gedrucktes Buch, heißt „es S. 75, verdient immer mehr historischen Glauben „als ein Manuscript.“ Dieser Satz erfodert, wenn er etwas Wahres behalten soll, weit genauere Bestimmungen. Man weiß, wie vieles nie, oder nicht unverstümmelt, hat abgedruckt werden dürfen; wie vieles

nothwendig eine geraume Zeit, eben weil es wahr ist, Manuscript bleiben muß. S. 132 ist der Verf. so gut, einen Stammbaum für wahr zu halten, der sich von Belisarius, dem Ueberwinder der Vandalen und Gothen, bis auf unsere Zeit erstreckt. Er kann das Document von König Dagobert dazu legen, wodurch die Abstammung einer bündnerischen Familie (Prepositi, Prevost) von den römischen Fabiern bewiesen wird. S. 140 meint er, es sey gefährlich und eher zu verschweigen als zu erzählen, daß ein Ajax gottlos gelebt und glücklich gestorben, daß Weiber von der ausgelassensten Jugend bis zur Canonisation fromm geworden ꝛc. Er ist nicht der einige, welcher durch Reticenzen die Geschichte unanstößiger zu machen vorgeschlagen hat; er selbst führt solche an, welche die Beschreibung der Unkeuschheiten, die die alten Cäsarn auf alle Manier ausgeübt, an ihren Geschichtschreibern tadeln. Der Rec. indessen ist des Dafürhaltens, daß, wenn die Geschichte etwas nützen soll, sie den Menschen so wie er ist, zeigen muß; daß dieses zu lesen nicht ärgerlicher seyn kann, als zu sehen und zu erfahren, was in der Welt würklich vorgeht; daß eine richtige Schätzung der Zeiten, der Dinge, der Menschen, eine vollkommene Kenntniß voraussetzt; daß das praeparatum pectus, welches man den Lockspeisen der Sinnlichkeit entgegen setzen soll, nur dadurch möglich wird; daß darum nicht jedes Buch jedem, auch dem zartesten Alter in die Hände

gegeben werden soll, sondern hier von dem Mann die Rede ist, welcher seine Mitmenschen weder für besser noch für schlimmer als sie sind, halten, sondern so viel möglich, wie Gott, dessen Ebenbild er trägt, sie in ihrer wahren Gestalt betrachten soll. Es wäre viel darüber zu sagen, wie nützlich es auch für die praktische Moral ist. S. 207 thut der Verf. den sonderbaren Wunsch, „daß besser wäre, wir hätten nur einen Kirchengeschichtschreiber, der aber alle „Begebenheiten zuverläßig erzählte, als so viele deren „Widersprüche uns verwirren." Dieses möchte auf jeden Zweig der Geschichte gleich anwendbar seyn; Schade ist aber, daß die Menschen dergleichen Geschichtbücher schlechterdings nicht schreiben können; wir werden uns also wie in andern Kenntnissen immer der Leuchte der Kritik fortbedienen müssen. Der Verfasser vergeht sich zuweilen in die Felder der Naturkenntniß, sagt aber alsdann Dinge, die auch nur er für erwiesen hält: S. 185, wo er beweisen will, daß ein Verheiratheter sich besser als ein Unverehlichter zum Geschichtschreiber schicke, führt er unter andern Gründen an, „daß der Verheirathete gemei„niglich mehr Knochenkraft habe." S. 220 (wo er die Fabel widerlegt, als hätte Sixtus IV. den Leuten eines gewissen Cardinals für die wärmsten Sommermonate dispensationsweise erlaubt, sich allenfalls durch griechische Liebe zu helfen) meint er, die Menschen ha-

ben in den warmen Monaten am wenigsten Anfechtung von Fleischeslust. S. 231 hat er Unrecht, über Hotmann sich aufzuhalten, daß er die ursprüngliche französische Verfassung für ein Wahlreich hielt. Sie war es, nur kömmt es auf nähere Bestimmungen an. S. 264 hält er für unstreitig, daß Dictys, der Kretenser, über den trojanischen Krieg mehr Glauben als Homer verdiente. S. 272 f. ärgert er sich sehr über das Wort von Aubigné: „Die Heiligenlegende sey ein „Garten der Seele, dessen Pflanzen, wenn sie nicht „heilen, doch einschläfern." S. 285 sollen beide Königinnen Johanna zu Napoli gleich nach einander regiert haben; und es ist ein 30jähriger Zwischenraum. S. 300 Carl Gustav habe einen großen Theil von Teutschland erobert. Der Bemerkungen wären noch viele; nur erlaubt sie der Raum nicht, und diese sind genug, um zu zeigen, daß das Buch zwar angenehm und nützlich zu lesen, aber nicht für etwas Klassisches zu halten ist.

23.

Leipzig bei Göschen. Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1791. Von Friedrich Schiller. 387 Seiten in Taschenkalenderformat.

(Geschichte des dreißigjährigen Krieges, oder vielmehr das erste Stück derselben, bis auf den Sieg der Schweden bei Leipzig und dessen allernächste Folgen.)

Der Recensent kann sich nicht enthalten, seinen Gedanken über diese Schrift ein paar Züge der Geschichte dieser seiner Recension voran zu setzen: und zwar, erstlich, daß, da sie ihm zu einer Zeit in die Hände kam, wo die mannigfaltigsten und zum Theil wichtigsten Geschäfte, und ein Zusammenfluß aller nur ersinnlichen Zerstreuungen ihm kaum Zeit ließen, einzelne Briefe zu lesen, er dieses einige Buch mit unaufhaltsamer Begierde, mit immer neu gespannter Theilnehmung und Aufmerksamkeit, in ein paar Tagen geendiget, und ungemein bedauerte, daß er es bereits zu Ende gebracht. Zweitens, daß, da es ihm anfangs ohne den Titel, auf welchem der Damen erwähnt wird, zugeschickt worden, und er diese seine Bestimmung erst in den ganz letzten Zeilen fand, ihm das

Ganze eine für Männer von Cultur und Staatskenntniß eben so interessante Geschichte schien, als die des peloponnesischen Krieges durch Thucydides ward; daß er aber bei jener nachmaligen Entdeckung auch nicht anders als finden konnte, daß Hr. Schiller diese verwickelten Scenen, zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidlich Trockene durch Reflexionen und Schilderungen (worin er vorzüglich glücklich ist) so kunstvoll und doch so natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotischem Gefühl und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter teutscher Männer zu seyn, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht, lesen werden. So soll es auch seyn: der ächte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. S. hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk eben so wohl einem Kalender für die Nation, als nur für einen Theil derselben einverleiben können.

Man sieht an dieser Arbeit, wem eigentlich es zukömmt, für die Damen, für die Jugend, für die Ungelehrten, zu schreiben: Männern nämlich, die den Gelehrtesten viel sagen könnten. Die andern, welche

auf jeder Messe unter solchen Rubriken zahlreich erscheinen, bereden sich fälschlich, das sey am leichtesten und erfordere am wenigsten, was wirklich die schwerste Arbeit oder vielmehr das reife Resultat vieler Forschungs- und Denkensarbeit ist. Eben darum pflegen solche Bücher, wenn sie von vorzüglichen Männern geschrieben werden, die gemeinnützigsten und berühmtesten ihrer ganzen schriftstellerischen Laufbahn zu seyn. So sehen wir Pütters Entwicklung der Geschichte unserer Staatsverfassung in den Händen aller aufgeklärten teutschen Bürger, deren die wenigsten mit seinen weit mühsamern Arbeiten vertraut sind; und Michaelis Anmerkungen über die Bibel für Ungelehrte werden gelesen, wo manche seiner gelehrtern Arbeiten schwerlich je hinkommen. Daß Hr. S. in den ersten Jahren seiner historischen Laufbahn für ein Publicum schreibt, welchem (nach unserer Meinung) nur lange Studien einen Gelehrten gewachsen machen; dieses wird ihm niemand verargen, wer die Natur und den Geist seiner Arbeit nebst der Geschichte seines Schriftstellerlebens in Erwägung zieht.

Gewöhnt als theatralischer Dichter, den Menschen zu analysiren und in jedem Zug das charakteristische seiner Leidenschaften aufzuspüren; in hohem Grade mit dem Talent begabt, eine Sache deutlich auseinanderzusetzen, und mahlerisch darzustellen; und schon durch die niederländische Geschichte in der Anwendung dieser

seltenen Gaben geübt — — war es ihm genug, die reichhaltigen Quellen, die wir zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges haben, aufmerksam zu studieren, um in denselben weit mehr zu finden, als vorher jemand in Ansehung zumal des moralischen Theils, daraus geschöpft. Wir wissen nicht gewiß, ob wir seinem Buch einen Vorzug rauben, wenn wir sagen, daß er dazu nicht eben viele unbekannte, bisher verborgene Schriften, wohl aber alle die besten mit anderen Augen gelesen. Er liefert uns über diesen großen Krieg, was kein Archivarius ihm geben und keiner vorenthalten konnte: sich selbst: ein mit der ihm eigenen Kunst entworfenes Gemählde; Gedanken und eine Darstellung, die ihm zugehören; eine Arbeit folglich, die zu liefern keinem als einem Mann von Geist und Herz möglich ist. Materialien und auch einzelne Bearbeitungen gewisser Details, Bruchstücke und sonst höchst schätzbare Beiträge mögen andere (und es ist ein wahres Verdienst) suchen, sammeln und in die dicken Bände für die Bibliotheken herausgeben!

Wenn wir von dem Geiste dieses Buchs mehr als von den erzählten Thatsachen sagen, so möchten wir ungern so verstanden seyn, als wären letztere nicht getreu und genau erzählt. Im Gegentheil finden wir die merkwürdigsten Mémoires vortrefflich benutzt. Es ist uns S. 4 aufgefallen, daß in dem ganzen dreißigjährigen Krieg nur dreimal hundert tausend

Mann geblieben seyn sollen (wohl ein Druckfehler); und bei einer andern Stelle (der wir nun uns nicht entsinnen) ist uns auch ein Zweifel aufgestiegen: sonst fanden wir selbst die kleinsten Züge völlig übereinstimmend mit den von uns gelesenen besten Quellen. Allein, die Genauigkeit, welche die Basis aller Historiographie ist, gilt bei einem solchen Buch für eine von selbst sich verstehende Eigenschaft, und ist nicht das Vorzügliche desselben.

Mit ihr ist eine, doch gar viel seltnere, Tugend, welche sich nur bei sehr vorzüglichen Schriftstellern findet, die Unpartheilichkeit, eigentlich verbunden. Wir haben über jene Zeiten der Spaltungen im Glauben und über jene Epoche der Eifersucht gegen die gedoppelte Macht von Oestreich-Habsburg noch keinen Geschichtschreiber gelesen, welchem man weniger ansehen konnte, in welcher Parthei er geboren, unter welcher er gelebt? Kaum sind etwa noch einige, gegen Oestreich etwas harte Ausdrücke dem Verf. entgangen: in den Sachen blickt auch nicht die mindeste Vorliebe durch. Der Grund liegt darin, weil er, was andere zu tadeln sich begnügen, erklärt; und in den Umständen und Interessen pflegt gemeiniglich Entschuldigung zu liegen.

Sollen wir nun ein Skelett des Inhaltes liefern? Es könnte nichts enthalten, was der Leser nicht von selbst in dem Buche suchen wird; die Analyse der Ver-

kettung, zumal jenes ersten Theils, der auf ungefähr 130 Seiten die dem Krieg vorgehenden, entfernten und nähern, Ursachen und Veranlassungen schildert, würde in ein, die Gränzen dieser Blätter überschreitendes, Detail führen; und wer wird nicht lieber selbst lesen, und des Vergnügens der Ueberraschung genießen wollen!

Indem wir dieses Werk durchblättern, um zu wählen, von welcher Art von vortrefflichen Stellen wir dem Leser eine zum Muster vorlegen könnten, erneuert sich in uns das lebhafte Gefühl der Mannigfaltigkeit seiner herrlichen Eigenschaften, und wir sehen uns gedrungen, in der Auswahl uns nicht sowohl an ein Gemählde zu halten, hinter welchem die übrigen zurückstünden, als an das, welches durch seinen hohen Gegenstand wohl am meisten reizen wird. „Gustav Adolph (S. 292) war ohne Widerspruch der „erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste „Soldat in seinem Heer, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer „vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, „welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten „zum Muster diente. Die unbehülflichen großen Escadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem „Zweck rückte er die Bataillons in weitern Entfernungen aus einander. Er stellte seine Armee, welche „gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer

„gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zwote
„anrücken konnte, wenn die erste zum weichen gebracht
„war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu
„ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte,
„welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit
„des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von
„ihm. Ganz Teutschland hat die Mannszucht be-
„wundert, durch welche die schwedischen Heere," (bei
seinem Leben; denn wie es nach seinem Tode ging,
davon zeugen Forstners wehmüthige Klagen; ja
Hippolytus selbst; die Ueberlieferung; die Ruinen)
„auf teutschen Boden so rühmlich unterschieden. Alle
„Ausschweifungen wurden aufs strengste geahndet;
„am strengsten, Gotteslästerung, Raub, Spiel und
„Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen ward die
„Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwe-
„dischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausge-
„nommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des
„Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sit-
„ten des Soldaten wie über die kriegerische Tapferkeit;
„jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendge-
„bet einen Kreis um seinen Prediger schließen und un-
„ter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem
„diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine
„ungekünstelte lebendige Gottesfurcht er-
„höhte den Muth, der sein großes Herz be-
„seelte. Gleich frei von rohem Unglauben . . . .

„und kriechender Andächtelei . . . . blieb er auch in „der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch „Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held „und noch König. Alles Ungemach des Kriegs er„trug er, gleich dem geringsten aus dem Heere; mit„ten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es „Licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem „Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets „fand man ihn auf dem Weg der furchtbarsten Ge„fahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur „allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, „und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Ge„meinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige „wie der Muthige zum Sieg, und seinem alles beleuch„tenden Adlerblick entgieng keine Heldenthat, die sein „Beispiel gewirkt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers „entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstge„fühl. Stolz auf diesen König, gab der Bauer in „Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, „verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der „hohe Schwung, den der Geist dieses Einzigen Man„nes, der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit „seinen Schöpfer."

Mit solcher edeln Einfalt und Eleganz und mit solchem Reichthum sind alle Charactere in diesem Buch gezeichnet. Nur S. 186 beim Angedenken Johann Friedrichs von Sachsen, erhebt sich der Verf. jenseits des,

der historischen Schreibart sonst gestatteten Schwungs. Cogit enim excedere propositi formam operis erumpens animo ac pectore indignatio (Vellejus II, 66); und wer dergleichen Gefühl nicht hat, wird solch einer Unregelmäßigkeit sich nie schuldig, aber auch nie weder so ein Buch machen, noch den Ruf desselben erwerben.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne Teutschland Glück zu wünschen, daß die historische Laufbahn, in der wir sonst noch zurück waren, seit einigen Jahren durch mehrere Schriftsteller mit vielem Ruhm betreten wird. Hr. Schiller ist gewiß einer der vorzüglichsten (wir könnten wohl mehr sagen, wenn die Discussion der verschiedenen Manieren hier Platz finden dürfte), und andere teutsche Geschichtschreiber (wenn sie mehr Gelehrte und Schriftsteller als Bürger sind) haben Ursache ihn zu beneiden; wenn sie aber edle Menschen sind, so werden sie sich seiner freuen.

Zweiter Theil. (Für das Jahr 1792.)

Sehr erfreulich allerdings mußte es jedem patriotischen Teutschen seyn, als die Erscheinung dieser Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges und Hrn. Hofr. Wielands vorangesetzte Vorrede, ihm die Gewißheit gab, daß die Muse eines Schillers nicht erloschen, sondern er von überstandenen Leiden sich hoffnungsvoll zu erholen beginne. Seine Herstellung

ist für jeden Gewinn, der für das gemeine Vaterland fühlt.

Hr. Hofr. Wieland, nachdem er in obenerwähnter Vorrede dieser frohen Zeitung uns vergewissert, geht natürlich zu der Betrachtung über, wie wichtig, zu Pflanzung des in Teutschland noch seltenen Gemeinsinnes die überhaupt gute, populäre, und auch zumal die dramatische Behandlung der vornehmsten Scenen der vaterländischen Geschichte seyn würde. Indem wir hierin ihm vollkommen beitreten, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß, nach neugesammelten Kräften, Hrn. Schiller gerade eben diese Manier vorzüglich gefallen möchte, als wozu gar kein anderer teutscher Schriftsteller die verschiedenartigen Talente in so hohem Grade vereiniget. Was Hr. H. W. weiter zum Lobe der teutschen Verfassung sagt, hat unleugbar viel wahres, und insofern mehrere Gesichtspunkte gleich richtig, die vollkommen wahre Schätzung aber nur das Resultat Aller seyn kann, geben auch wir seinen Bemerkungen Beifall. Nur zwei Dinge dürfen jedoch nie vergessen werden, a) daß, zumal in dem eigentlichen sogenannten Reich die Ausübung belobter Verfassung von dem Buchstaben derselben (der oft Bewunderung verdient) sehr verschieden ist; wovon im Punkte des sogenannten Reichsjustizwesens, wenn Kleine gegen die Großen reclamiren, die Beispiele allzu häufig sind; b) daß wir das Alte mit Recht loben, darüber aber

dessen Vervollkommung und Entwicklung nicht versäumen, und über Preisgesängen nicht einschlummern dürfen, da uns zu wachen und zu würken obliegt. Ueberhaupt geht alles Lob nur insofern auf die vaterländische Verfassung, als sie in der That gehalten wird (in praxi ist, nicht blos in den Büchern steht).

Hrn. Schillers Geschichte, welche (wem brauchen wir es zu sagen?) mit Gustav Adolphs ersten Sieg bei Leipzig aufhörte, fängt hier mit einer Uebersicht desjenigen an, was von demselben Zeitpunkte bis an seinen Tod geschah. Diese Darstellung (S. 389—411) ist mit dichterischem Feuer entworfen, und voll scharfsinniger, politischer und psychologischer Bemerkungen. Einige (unserm Gefühl nach, das wir zur allgemeinen Regel nicht machen wollten) etwas zu poetische Bilder (S. 402, 409) würden die großen Alten vielleicht in eine der Reden, womit sie ihre Geschichtbücher belebten, in den historischen Styl aber nicht aufgenommen haben. Sie sind übrigens ein neuer Beweis, welche herrliche Früchte Schillers Genie in der dramatischen Geschichtbehandlung hervorbringen wird, wo freierer und höherer Schwung erlaubt ist. Er wird der Shakespeare Germaniens seyn.

Die Geschichte selbst (411—472) detaillirt hierauf die erste Eroberung; sie begleitet Gustav Adolphen von dem siegreichen Schlachtfelde bei Leipzig bis zu der Schwedensäule, welche unweit Oppenheim die dortige

Grenze seiner Fortschritte bezeichnet, und bis in die Winterruhe zu Mainz, dessen Churfürst „weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verrieth (451).“ Diese interessanten Scenen werden mit beständiger Hinsicht auf des Königs Charakter und den verschiedenen Eindruck, welchen sie auf die Gemüther machten, geschildert. Es würde unnöthig seyn, sie auszuheben; unmöglich kann dieses Fragment einem gebildeten Teutschen unbekannt bleiben. Was man aber am Ende fühlt, ist die nämliche Empfindung, wie im fünften Buch der Annalen des Tacitus, wo in dem wichtigsten Augenblick der Faden des Geschichtschreibers reißt. Glücklich, daß wir wissen, er werde von Schiller bald wieder aufgenommen werden!

Ueber die drückende Lage, die damals zwischen dem König und dem Pfalzgraf war, wird ihre merkwürdige Correspondenz in Mosers patriot. Archiv seiner psychologischen Betrachtung nicht entgehen.

Noch verdienen die Erklärungen der Monatskupfer und Bildnisse besondere Meldung: sie sind überhaupt voll Empfindung für der Menschen moralischen Werth, mit Feuer, und mit Genauigkeit geschrieben; einige der letztern aber, z. B. über des Cardinals Richelieu Bild, enthalten ganz vorzügliche Bemerkungen über den Menschen, besonders bei Hofe. Das Resultat über den Charakter der Hauptperson ist, was kein wahrer Kenner der nothwendigen Verbindung der Mo-

ral und Staatskunst bezweifeln wird: „Richelieu würde „mehr (wir würden sagen, noch mehr; denn viel war „es gewiß) gewesen seyn, wenn er besser gewesen „wäre.“ Maximilian von Baiern ist vorzüglich gut bearbeitet, insofern die vorgeschriebene Kürze solches gestattete. Aber die Krone dieser Schilderung, wie der Erste der beschriebenen Männer, bleibt der Reichscanzlar Oxenstierna. Es ist schwer nichts auszuschreiben, und schwer zu wählen; aber wozu Extracte von dem, was jeder ganz lesen muß!

Dritter Theil. (Für das Jahr 1793.)

Die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs ist in diesem 3ten Theil vollendet, nur aber bis auf Wallensteins Tod mit gleicher Ausführlichkeit behandelt; die zweite Hälfte ist vielmehr in einem kurzen Abriß nur summarisch, und ohne in die Negociationsgeschichte des (vermuthlich per Antiphrasin genannten) unverletzlichen, heiligen Friedens von Münster und Osnabrück einzugehen, beschrieben. Der Hr. Verf. gibt als den Grund an, weil die weitläuftigere Darstellung für den Kalender nicht schicklich gewesen wäre. Es ist an dem, daß auch eine gewisse Einförmigkeit, besonders nachdem die größten Männer verschwunden, dem Interesse hätte nachtheilig seyn können. Aber der philosophische Forscher des Gangs der menschlichen Dinge wird ihm die Zusage nicht erlassen, das Gemählde an einem

andern Ort in seinen genauen Schattirungen darzustellen. Es wird unter seiner Hand allzu lehrreich für die Beurtheilung des europäischen politischen Systems, dessen Werth und Kraft aus der nähern Kenntniß der Manier und Ursachen seiner Entstehung sich in mancherlei Rücksicht am besten schätzen läßt.

Von der Schmidtischen Erzählung im neuesten (6ten) Bande der n. teutschen Geschichte ist (in Ansehung der Form versteht es sich von selber) die Schillerische zwar in merkwürdigen Punkten, im Ganzen aber doch nicht sowohl in historischen Factis unterschieden, als in dem das Ganze belebenden Geist: letzteres so, daß jene dem Kaiserlichen Hof, diese der Gegenparthei günstiger scheint, ohne daß man (Rec. urtheilt nach seinem Gefühl) den einen oder den andern Verf. der Partheilichkeit irgend beschuldigen könnte, sondern bloß die Verschiedenheit ihrer Standpunkte, welche in der Ansicht nothwendig eine Abweichung hervorbringen muß, bemerkt. Daß Gustav für die teutsche Freiheit und für seinen Ruhm zu rechter Zeit starb, darin stimmen beide überein: daß eine Verrätherei Theil daran hatte, wird bei Hrn. Schiller wahrscheinlicher. Das durchfahrende Betragen, der gebieterische Ton des Reichscanzlars Oxenstierna wird von beiden bemerkt; bei Hrn. Schiller durch die Umstände gewissermaßen entschuldiget. Dem zweiten Ferdinand wird in Ansehung der löblichen Eigenschaften, die ersterer an ihm

rühmt, auch von letzterm das gebührende Lob nicht versagt, über seine politischen Fehler aber weniger leicht hinausgegangen, und bezweifelt, ob jene Thräne, als er Gustav's Goller sah, des erstern so gar große Lobsprüche verdiente. (Auch über Wallensteins Tod floß eine solche Thräne. Ferdinand war Mensch; das plötzliche Verschwinden lang gefürchteter Größe mochte ihn des gemeinen Looses erinnern; ihn, dessen religiosem Sinn die Erwägung des Nichts der menschlichen Größe ein familiärer Gedanke war. Die Thräne war für ihn selbst, und für die Menschheit.) Das merkt man bei Schmidt, und sieht man bei Schiller, daß zur selbigen Zeit die größten Feinde Oestreichs die Jesuiten gewesen, die den Kaiser des Vertrauens und der Liebe der Unterthanen beraubt, und durch die Hartnäckigkeit, womit sie den Hof in günstigen Augenblicken von einer Amnestie abhielten, die wahren Urheber der mißlichen Lage wurden, worin sich Ferdinand III. am Ende ohne Bundsgenossen, gegen Frankreich, Schweden und einen großen Theil des protestantischen Teutschlands, mit einer Armee von höchstens zwölftausend Mann befand. Dahin würden freilich auch die Capuziner und die Magnaten und die Illuminaten eine Monarchie zu bringen im Stande seyn, wenn ihren überspannten Ideen eben so ganz freier Spielraum gelassen würde. Nur sind solche Gesellschaften die gefährlichsten, welche durch den Geist ihrer Einrich-

tung am qualificirtesten sind, über mittelmäßige Menschen (wie die meisten) einer solchen Allgewalt sich zu bemächtigen.

Unter die merkwürdigsten Stücke dieser Geschichte gehört unstreitig Wallensteins in die Erzählung seiner Thaten und Schicksale zerstreute und am Ende schön concentrirte Schilderung, deren Resultat von dem Schmidtischen in dem Hauptpuncte unterschieden ist, daß auf die Aechtheit der Anklagen, welche ihm das Leben gekostet, sehr erwägungswerthe Zweifel geworfen werden, die Hr. Schmidt vielleicht nicht glaubte, sich so erlauben zu können. Den über sein Zeitalter erhabenen Mann erkennt man bei beiden: und einen solchen mit Feinden umgeben, ja ein Opfer ihrer Verleumdungen zu sehen, ist keine neue Erscheinung. Tilly, Banner, Torstenson, der Herzog Bernhard, sind so gemahlt, daß viele Bemerkungen dadurch veranlasset, und starke Versuchungen zum Abschreiben überwunden werden müssen: der Rec. hat aber dieses Buch nur wollen in die Annalen der Literatur vom Jahr 1793 einregistriren.

24.

Ohne Druckort und Verleger. Beitrag zur Revolutionsgeschichte von Worms. Von den Jahren 1792 und 1793.

— — — Careat successibus, opto,
Quisquis ab eventu facta notanda putat.

Mit Beilagen 1793. Zwei Stücke; 88 und 109 S. in 8.

Der geistliche Rath, Procurator Cleri, und, in den Tagen der französischen Herrschaft, gewesene Maire von Worms, Conrad von Winkelmann, gegenwärtig (so viel dem Rec. bekannt ist) Gefangener auf Königstein im Mainzischen, hatte in jenen Zeiten allgemeiner Verwirrung nach der Eroberung von Mainz und dem Rückzug aus Champagne, dem General Custine, der Worms eingenommen, im Namen des dortigen Cleri secundarii, als dessen Procurator, eine von letzterm gutgeheißene Schrift übergeben, worin er dem General den Gedanken zu benehmen sucht, als wäre der wormsische Clerus ein Feind der Freiheit und ein unnützer Auswuchs des gemeinen Wesens von Worms. Als die von ihren bisherigen Vorstehern verlassenen Wormser in einen Clubb zusammentraten, um über ihre Lage ein-

ander ihre Ideen mitzutheilen, genehmigte der Clerus, daß auch er sich zu demselben gesellte, um seines Corps Interessen daselbst in Acht zu nehmen. Er wurde Maire, durch Custine's ungesuchte Ernennung, der er nicht glaubte, sich entziehen zu können, ohne das Publikum und sein Corps der Gewalt irgend eines minder wohldenkenden, vielleicht gewaltthätigen Mannes zu exponiren. Diese drei Dinge wurden ihm von denen, die entflohen waren, sehr übel gedeutet; und obwohl in der Führung seines Amtes ihm weder die Uebung einiger Privatrache gegen alte Feinde noch muthwillige Angriffe auf die vorige Verfaßung zur Last fielen, und er daher auch in dem preußischen Lager Sicherheit und Achtung fand; wurde er eingezogen, und, nach erlittener übeln Behandlung, auf Königstein eingesperrt.

Diese Darstellung seiner Geschichte ist der Gegenstand des ersten Stücks vorliegender Schrift; die Beweise dazu sind in den Beilagen; das zweite Stück widerlegt einen schadenfrohen Gegner. Der Verf. hat es an einer geschickten Wahl der vortheilhaftesten Stellung nicht fehlen lassen; seine Schrift ist mit Geist und Mäßigung abgefaßt. Er unterscheidet sehr wohl zwischen Leuten, welche die Franzosen zum Einfall aufgefodert, und an der Verbreitung ihrer Grundsätze gearbeitet (II, 85) und einem Clerus, der ohne einige Verhaltungsvorschrift (II, 20, 68), in einer Stadt, wo man mit Ungeduld auf den Glockenzug zur Verstei-

gerung der Pfaffengüter lauerte (II, 19), mit einer Nation zu thun bekam, die man dazumal nur unvollkommen kannte (I, 32), im Oct. 92 die am Ende des Märzen 93 bevorstehende Hülfe nicht berechnen konnte (I, 21), und in dieser Verlegenheit nur für den Augenblick sorgen, und durch gute Worte Vernichtung abwenden zu sollen glaubte; — wie bei Errichtung des Clubbs die teutsche Einfalt noch keinen andern Zweck träumte, als durch Erhaltung der alten, oder Errichtung einer der Localumständen gemäßen Verfassung, einem willkührlichen Verfahren von Seite der Eroberer vorzukommen (I, 22); — wie das Volk doch nicht ohne Obrigkeit seyn, also eine wählen, oder sich eine geben lassen mußte (I, 84), und am Ende einer durch Annahme solcher Stellen manches Böse zu hindern sich schmeicheln konnte (I, 40); — wie man den Eid als ein Aequivalent von dem, oft sonst gewöhnlichen Huldigungseide ansah (I, 33) und keinem andern als eben dem Volk der Stadt oder des Districtes Treue in der Amtsführung zu schwören meinte (I, 85); u. s. f.

Nach der Ueberzeugung des Recensenten fehlt es zur Zeit noch sowohl an der nöthigen Leidenschaftlosigkeit bei Innländern, als bei entfernten, an genugsamer Kenntniß des vorherigen Zustandes der Gemüther, um über die Art und Weise, wie in jenen Rheinlanden damals jeder sich gezeigt hat, ein vollkommen richtiges

Urtheil zu fällen. Dieses wird wohl eher nicht als einige Jahre nach geendigtem Krieg, wenn Furcht und Hoffnung nebst andern Personalrücksichten endlich verschwinden, möglich seyn. Auch alsdann wird eine treue Erzählung der Geschichte dieser Gegenden seit ohngefähr 1784, von einem Augenzeugen, die Schätzung der Handlungen um vieles erleichtern. Die Restauration und Historie der Universität in Mainz, das Verhältniß der dortigen Partheien, der Charakter und die Absichten ihrer Führer, der Einfluß des Fürstenbundes, die durch mehrere Veranlassungen erweckte, durch die französische Revolution und den Aufenthalt der Emigrirten mehr und mehr in Gährung gebrachte neue politische Denkungsart, endlich die Umstände, welche das unglückliche Ende des 1792sten Jahrs in diesen Gegenden begleiteten . . . . . das wären lauter interessante Kapitel, für die Leitung des Urtheils teutscher Mitbürger. Was die Richter, die Commissionen, thun oder unterlassen sollen, hievon zu sprechen, wäre für den Rec. in der A. L. Z. eine unnütze Kühnheit. Nur glaubt er unmaßgeblich, daß, wenn je die italiänischen Städte in jenen Zeiten ihrer Partheiungen für gut gehalten, Sachen, die damit verflochten seyn konnten, durch auswärtige Podestà's entscheiden zu lassen, diese Vorsicht in Gegenden, wo Leidenschaften von mancherlei Art auf einen so hohen Grad gestiegen, daß auch der beste irrig sehen kann, oder sein richtigeres

Urtheil vielleicht nicht sagen darf, wohl rathsam seyn dürfte. Zu Herstellung derjenigen Eintracht, ohne welche unmöglich seyn wird, die Sache bald genug wieder herzustellen, scheint eine summarische Untersuchung, mit vollkommner Publicität, und, nach einem gerechten Spruch (durch ganz unpartheiische Richter), eine Amnestie für alle, die er nicht getroffen, das einige Mittel. Recensent hat sich erlaubt, einen Augenblick als Bürger zu sprechen; es war ihm nicht anders möglich, nach den Betrachtungen, welche auch diese Schrift in ihm rege gemacht.

25.

Ohne Druckort noch Verleger: Etwas über die Clubbs und Clubbisten in Teutschland, und was dabei Rechtens ist, 1793. 37 S. in 8.

Der Verf. zeigt vordersamst, was für ganz verschiedene Institute die Clubbs in England und in Frankreich sind, und in Teutschland nach dem Einfall in die Rheingegenden, Oct. 1792, wurden. In der That hatten die Stifter der letztern die Einführung der

neuen französischen Verfassung zum Zweck (S. 23), verhehlten ihn aber den gutmüthigen Bürgern, deren teutschen Sinn sie erst neufranzösisch bearbeiten wollten, und deren viele aus ganz verschiedenen, zum Theil den besten Absichten den Clubbs beitraten. Er *zeigt* alsdann, wie diese Associationen damals weder irgend ein Reichsgesetz gegen sich hatten, noch die Schuld des Vergehens ihrer Stifter oder Führer, selbst wenn sie die meisten Stimmen an sich zu ziehen gewußt, auf jedes einzelne Mitglied brachten. Er leitet diese seine Ueberzeugung theils aus allgemein angenommenen Grundsätzen, theils aus der Natur des peinlichen Rechtes, wo eine besondere Evidenz der Beweise erfordert wird, in ungezwungenen Schlußfolgen her.

Der Recensent kann ihm in der Allgemeinheit so wenig, als in den Thatsachen widersprechen, die er für bekannt annimmt, glaubt aber auch seines Beifalls darin sicher zu seyn, wenn er Ausnahmen in Betreff solcher Individuen statuirt, welche, da sie die stärksten Verbindlichkeiten für das Gegentheil hatten, sich eifrig verwendet haben, die Clubbs zu Aeußerungen und Entschließungen zu stimmen, welche über das, wozu man gezwungen war, und was die Localverhältnisse nöthig machten, weit hinausgiengen. Solcher Verräther werden jedoch wenige seyn; die warmen Köpfe, die der Mangel an Einsicht mißleitete, haben ihren Irrthum theuer genug bezahlt. Dem Recensen-

ten ist eine so klare und billige Auseinandersetzung wie die in vorliegender Schrift, besonders darum lieb, weil, wenn man Teutschland retten will, wichtig ist, die Gemüther seiner Bürger nicht noch mehr gegen einander und wider die Regierungen zu erbittern, sondern wider den Feind, welcher einige betrogen und alle gedrückt, zu vereinigen. Einem Fanatismus, der unterdrückt werden soll, muß man keine Märtyrer geben; besser als peinliche Gerichte wird — in den Zeitungen der Artikel von Paris würken; die wenigen Schwärmer wird der Nationalgeist überstimmen; diesen aber für die Verfassung zu entscheiden, ist Ein untrügliches Mittel — gute Regierung.

26.

Göttingen, ohne Anz. des Verlegers. Systematische Darstellung der Pfälzischen Religionsbeschwerden, nach der Lage, worin sie jetzt sind. Vom geh. Justizrath Pütter. 1793. 319 und XXXIV S. in 8.

Diese ungemein wohl ausgearbeitete Schrift, welche weit mehr leistet, als der Titel verspricht, betrifft ei-

nen Gegenstand, welcher, da er an sich seit langem alle rechtliebenden Menschen interessirte, durch die Zeitumstände in diesem Augenblick besonders wichtig wird; da in einem großen Theil der Pfalz die bürgerliche und Religionsverfassung, wie sie seit hundert Jahren war, dermaßen aus einander gesprengt worden, daß, wenn, wie zu hoffen ist, jene Gegenden wieder unter ihren rechtmäßigen Landesfürsten kommen, dieser ganz freie Hände hat, Usurpationen, welche geheiligt schienen, bei der nothwendigen neuen Creation abzustellen, und überall diejenigen Einrichtungen einzuführen, welche nicht weniger dem Recht als dem Wohl des Landes gemäß, und gegenwärtig zumal die einigen sind, welche der Regierung eine dauerhafte Ruhe gewähren können. Man weiß ohnehin, daß der evangelische Religionstheil am Reichstage die Tilgung der lästigen Clausula Ryswicensis am besten und würksamsten bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen zur Sprache bringen zu können, mit Recht glaubt. Diejenigen, welche das Glück haben, an diesem wohlthätigen Werk arbeiten zu können, bedürfen keine weitere Instruction, als das vorliegende, vortreffliche Werk. Es ist mit so vieler Gründlichkeit als Mäßigung, und mit einer Kraft geschrieben, welche in der Sache selbst liegt. In der That ist kaum begreiflich, wie ein Mann von Gefühl für gemeine Billigkeit,

sey er von welchem Glauben er will, dasselbe unüberzeugt aus der Hand legen könnte.

Der Inhalt ist summarisch dieser. Der verdienstvolle Hr. Verf. entwickelt die eigentliche Beschaffenheit der Kirchenreform in teutschen Ländern, zumal der Pfalz, wo dieselbe bekanntlich sehr vielen Revolutionen ausgesetzt war. Was er hauptsächlich fühlbar zu machen sucht, ist, daß dieselbe nicht von dem Fürsten verordnet, sondern vielmehr durch das Volk in Bewegung gebracht worden war. Dieses ist insofern unstreitig, als hiedurch die Gewalt der öffentlichen Meinung von dem Vorzug einer neuen Einrichtung und einer Absonderung von Rom gemeint wird. Allerdings würde der Fürst eben hiedurch mit gewonnen, und würklich genöthiget (weil die Stimme des Volks eindringende Sprecher hatte, und respectirt werden mußte), die verlangte Aenderung zu treffen. Der Hr. Verf. zeigt, wie nach dem dreißigjährigen Krieg, worin der Fürst gleich anfangs vertrieben worden, der westphälische Friede alles, nicht auf den Fuß, wie es 1624, einige Jahre nach, sondern wie es 1618, nämlich vor dieser gewaltsamen Revolution war, hergestellt wissen wollte. Daß dem also sey, erkannte selbst der Reichshofrath in den unmittelbar folgenden Jahren, wo über den Sinn des Friedensschlußes nicht der geringste Zweifel seyn konnte. Sehr wichtig, auch in andern Rücksich-

Die Darstellung dieser Dinge ist ein wichtiger Beitrag zur Menschenkenntniß überhaupt. Was in der Pfalz geschah, ist auch anderwärts mit mehr oder weniger Glück versucht worden. Diese Grundsätze sind vor dem Lichte der Zeiten noch nicht verschwunden. Und hier erregt sich in dem Gemüthe des Recensenten ein peinliches Gefühl von der Unverbesserlichkeit der Menschen durch Beispiele und Evidenz der Gründe; wenn man bedenkt, wie wenig alles obige zum wahren Wohl der Pfalz geholfen, wie unkräftig es sogar gewesen (denn noch sind $\frac{2}{3}$ des Volks Protestanten), wie weit rühmlicher, wie viel glücklicher die Administration durch ein besseres System geworden wäre, und wenn man den großen Fortgang Josephs II., wenn man die Stufe in Erwägung zieht, auf die das europäische Menschengeschlecht nun einmal gekommen ist, die Fruchtlosigkeit aller in alten und neuen Zeiten gegen eine allgemeine Stimmung gemachten Versuche, und hingegen die schöne Uebereinstimmung des vernünftigsten mit dem erwünschtesten (der Religionsfreiheit mit der öffentlichen Ruhe) sollte man andere Maximen für noch möglich halten! Und sie existiren. Was halfen den unglücklichen Bourbons die Bedrückungen der Hugenoten, als daß der Hof den Geist der Widersetzlichkeit selbst pflanzte, und Leute, die Heinrich IV. auf den Thron hoben, so erbitterte, daß viele derselben besonders thätig waren, Ludewig den XVI. vom Throne herunter

zu reißen! Zwang, das ist erwiesen, vermag nie, Herzen zu gewinnen, und es ist eben so gewiß, daß durch die Stärke des Arms ohne Zustimmung der Herzen regieren zu wollen, ein höchst mißlicher Versuch ist.

Der Hr. Verf. zeigt endlich, daß den reformirten Pfälzern nichts übrig bleibt, als nach dem Rescripte Kaiser Karls VI., 9. März 1720, die endliche Verstellung dessen, was ihnen nach dem westphälischen Frieden gebührt, executivisch zu suchen. Nämlich er hofft alles von den verfassungsmäßigen Wegen, da, wie er S. 43 versichert, „unsere preiswürdige teutsche Reichs„verfassung überhaupt schon keinem Fürsten, seine Un„terthanen despotisch zu behandeln, gestattet." Leider zeigt aber selbst dieses Werk nur zu überzeugend, wie viel von der Verfassung nicht Gestattetes denn doch ein Seculum hindurch ohne Abhülfe geschieht, und daß die gesetzwidrigsten Dinge höchstens eines Mantels von Formen, besonders aber Protection, bedürfen. Mehr hoffen wir von der Nothwendigkeit, welche die Zeitumstände doch fühlbar machen sollten. Ob sie es thun werden, steht nach obigen Bemerkungen freilich dahin. Daß es aber ohne die größte Gefahr und Schaden nicht unterbleiben darf, das ist gewiß.

27.

Ragusa, bei Andr. Trevisani. Georgii Ferrich, Rhacusani, Fabulae ab Illyricis adagiis desumtae. 1794. 140 S. in 8.

Die illyrische Nation, auf ihren wenig (als von ihres gleichen) besuchten Gebürgen und Küsten, an der Gränze von Völkern, gegen die sie theils alten Haß trägt, und welche theils in angestammter Wildheit ohne Cultur fortleben, sie selbst ein schönes, tapferes, biederes Volk, hat vor andern durch Handel und Wandel abgeschliffenern Europäern viele Eigenheiten, viel Nationales bis auf unsere Zeiten gebracht. Hiezu gehören eine Menge Sprüchwörter, worin ihre Lebensweisheit ist. Volkslieder, welche die Sitten schildern, Sagen der Väter von Fehden, von Geistern. Es war eine glückliche Idee des Herrn Abbate Ferrich, die Sprüchwörter, deren er aus tausenden 123 (oder vielmehr 120, denn drei davon sind eher Apophtegmen) hier sammelt, an Fabeln zu ketten und auszumahlen, tiefer einzugraben. Dieses hat er mit antiker Einfalt, in guter Latinität (allenfalls mit Phädrus am besten zu vergleichen) gethan. Wir wollen, um von seiner

Manier einen deutlichen Begriff zu geben, ohne ängstliche Auswahl ein paar Stücke hersetzen:

XXVI. (im ersten Buche).

Ilyr. Ghdje Silla gospodj, s' raplogom nehodi.

Ubi vis imperat, nullus rationi est locus.

CORVUS et VULPES.

Rerum potibus sceptra Leo praeceperat,
Ut quotquot essent, tollerentur stirpitus
Omnes cameli: triste scelus, at regia
Vox legis instar: quod tyrannus imperat,
Differre culpa est, plectitur ferro mora.
Ut praepes ergo fama per terras iit,
Novumque vulpes regis edictum audiit,
Diriguit amens, et fugae quaerit loca
Sibi tuta: mortis undique est comes timor,
Oculisque semper divus occurrit Leo.
Huic corvus alta desidens in ilice,
„Tibi nulla certe causa, cur timeas," ait,
„Te namque Bactra non tulere informibus
„Tumentem gibbis, et reflexo in pectora
„Collo, nec oneris ipsa patiens dorsum habes;
„Canum ergo potius vim time, et hominum plagas!"
Sursum illa spectans, „Porro, corve, es garrulus
„Nugator," inquit, „qui me et annis et bona
„Tibi praeeuntem mente regum addiscere
„Arbitria jubes: forte clitellas tibi
„Si aptet, deindeque, sis camelus, dixerit
„Tibi rex, et idem testis et judex Leo,
„Num judicio abibis incolumis, et rhetorum

„In morem acutis disputabis formulis,
„Ut te camelum haud esse, sed corvum probes?
„Felix quod aevum degis aeria in plaga;
„Sin minus, et ipse mecum hiantia quaereres,
„Ut fata fugias, latibula exesi specus."
Causas tyrannis opprimendi, quos velint,
Nunquam deesse, fabula explicuit brevis.

XXXII.

Illyr. Ghdje velle nauch jera, baersose brod rasbje,
Ubi multi naucleri, cito frangitur navigium.

NAVES DUAE.

Pinus recisae Juliis in Alpibus,
Quas in Gravosii parte declivi sinus (in dem Haven S. Croce, eine Meile von Ragusa, wo die Schiffe gebauet werden.)
In geminas doctus verterat rates faber,
Compactae eadem forma, onustae mercibus
Iisdem, aquóso pariter in Thetidis sinu
Secunda ventis explicabant carbasa;
Cum subito eois intonata fluctibus
Saevit procella, parque monti verberat
Unda utriusque latera; jam nautae gemunt,
Pavore mortis occupante pectora.
Harum una ventis fluctibusque strenue
Victis adivit tuta portus ostia,
Excusso cursu dum vagatur altera
Ventorum arbitrio, nec tumentes sustinet
Undas, profundo mergitur ratis solo.
Quaeris, carinis unde dispar exitus?
Uni illa, multis haec magistris paruit.

Bei der letzten Maxime würde eine nähere Bestimmung nicht übel angebracht gewesen seyn: es kömmt nämlich weniger auf die Einheit der Person, als auf die des Geistes, des Zweckes an; des Verfassers Vaterland von vielen regiert, dürfte leicht den benachbarten Thron der Osmanen überleben, weil jeder Bürger von Ragusa die Erhaltung der Republik, unter den Dienern des Sultans die meisten nur jeder sich suchen.

Uebrigens wünscht der Recensent ungemein, daß Herr Ferrich, von dessen Fleiß, Eifer und Geist sich noch sehr viel erwarten läßt, fortfahre, die Weisheit der Völker, bey denen er lebt, in ihrer mannigfaltigen Gestalt (selbst in Liedern

— — quas ad ignem aniculae
Narrant puellis (S. 6.)

aufzuspüren, und in Umlauf zu bringen. Jene ganze Gegend, hinauf durch das albanische Hirtenland, in die Chimera, nach Akarnanien und herein, Vlakien und Moglenien zu, bis weiter in Rumelien, wo neben verpflanzten Petschenegern Enkel der syrischen und armenischen Manichäer durch byzantinischen Religionseifer genöthiget worden, sich niederzulassen, ist, in Absicht auf innere Völkerkunde, ein unbekanntes, und doch sehr interessantes Land, voll Spuren des Alterthums, voll starker blühender Natur. Wenn (wer wird an der Möglichkeit, ich möchte sagen, an der

Wahrscheinlichkeit, zweifeln!) die osmanische Dynastie sich auflöst, so erscheinen alle diese Völkerschaften, bei denen Freiheit in zum Theil ordentlichen Verfassungen, noch vor wenigen Jahrhunderten war, und welchen der Padishá ihre Sitten gelassen, in wer weiß, welcher Gestalt, auf einmal wieder. Ihre Kenntniß hat für sie und uns Interesse, und eben im Munde des Volks, der Edlen, der Aeltesten, mehr als bei den Popen, ist sie zu finden. Neue Ideen, Bilder, Formen sind immer am besten da zu lernen, wo man der Natur am nächsten ist. Daher der Rec. glaubt, Hrn. Ferrich nicht nur zu weitern Forschungen, sondern auch dazu sehr ermuntern zu sollen, daß er den Geschmack daran in der Gegend möglichst verbreite.

Es wird bei Arbeiten dieser Art angenehm seyn, in kurzen Anmerkungen oder Vorreden etwas genau angegeben zu finden, in was für einem Distrikt, bei welcher Art von Leuten, dieser Spruch, jenes Lied, aufgefaßt worden? Anbei werden die lokalsten, die nationalsten, immer das vorzüglichste Interesse haben.

Wir verbinden hiemit die Anzeige eines früher erschienenen poetischen Werkes des nämlichen Verfassers.

28.

Ragusa, Trevisani: Paraphrasis Psalmorum poëtica, auctore G. Ferrich, Rhac., cui accedit altera in utriusque testamenti cantica; cum annotationibus. 1791. Vorr. XII., Ps. 288. Cant. 35 in 4.

Mit Paraphrasirung hoher dichterischer Werke ists, wie man weiß, eine mißliche Sache, und eine undankbare Arbeit. Unendlich viel geht verloren; zumal wo die Empfindung, nach der Weise des Alterthums, in stark auf einander gedrängten Bildern sich mahlt, oder mit Einem Wort, wie so oft in den Psalmen, kraftvoll spricht, was durch das Diluiren leicht zur gemeinen Formel wird. Auf der andern Seite ist man wohl genöthiget, an einem, zu religiösem Gebrauche geweiheten Buch manches zu gestatten, was man am Horaz verlachen würde; und dann ist immer Verdienst, wenn in so einer Paraphrase der Schwung des Verfassers, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Kühnheit, wenigstens in sofern wir späte Abendländer ihm folgen können, beibehalten ist.

In dieser Rücksicht verdient auch diese mühsame Arbeit Beifall. Der Herr Verf. hatte sich vor Jahren bewegen lassen, die ganze Sammlung Davidischer Gesänge in Hexameter zu bringen; sein berühmter Landsmann in Rom, Hr. Benedict Stay, zeigte ihm die Unschicklichkeit eines solchen Unternehmens für Lieder von so ganz verschiedener Weise, deren jedes ein Ganzes macht. Er, gelehrig und bescheiden, wie er sich in allem zeigt, opferte den größten Theil des Werks der Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Bemerkung auf, und gab nun jedem Psalm die Versart, welche seinem Inhalt am besten zuzukommen schien; daher alle Sylbenmaaße, nicht nur der alten römischen Dichter, sondern auch der christlichen Hymnologen benutzt werden mußten. In Ansehung des auszudrückenden Sinnes entfernte sich der Verf. alsdann von der (am Rande beigedruckten) Vulgata, wenn der Grundtext oder auch die alten Uebersetzungen einen bessern zu geben schienen. Zu seiner Erläuterung setzte er jedem Psalm eine kurze Einleitung vor, worin von dem Verfasser, der Veranlassung, dem Zweck, und unterweilen auch der neutestamentalischen Deutung das nöthige beigebracht wird. Die Noten bestehen gewöhnlich aus ganz wenigen, meistens die Abweichungen von der Vulgata rechtfertigenden Zeilen. Etwas ausführlicher sind die über einzele Gesänge (wie 2 Mos. 15; 5 Mos. 32; Richt. 5; 1 Sam. 2; Jes. 2; Jes. 12

und 38; Hab. 3; Dan. 3), welche am Ende des Bandes abgedruckt sind. Neuere philologische Erläuterungen (auch protestantische, zumal ältere) sind nicht ungebraucht geblieben. Doch dieses war nicht die Hauptsache, scheint auch weniger die vorzügliche Stärke des Verfassers zu seyn, als es der Ausdruck der in jedem Liede herrschenden Idee oder Empfindung ist. Diese übersetzt er denn gemeiniglich in so gutes Dichterlatein, daß man ihn immer mit Vergnügen hört; und Männer von Cultur und Geschmack, wenn sie das Original nicht lesen können, sowohl für die Uebersicht des Inhalts als für ihr Herz, nicht leicht in einer lateinischen Darstellung so viele Befriedigung finden dürften.

Wir wollen zur Probe von einigen in verschiedener Versart gegebenen Liedern den Anfang liefern.

Psalm 130 (beim Verf. 129, nach der Vulg.)

Paene mersus, heu profundis
Dum malorum fluctibus
Te gemente corde posco,
Sancte rector coelitum!
Tu benignas invocanti
Lenis aures commoda u. s. f.

Psalm 137 (136.)

Extorres dulci a patria dum forte sedemus
Captivi, pressique malis, Euphratis ad undam,
Uberibus lacrymis perfudimus ora, gravique
Singultu, et moestis implevimus arua querelis.
Namque animo miseranda Sion disjectaque moles

Se templi exhibuit. Turpi absita pulvere ramis
Nablia pendebant salicum, abjectaeque tacebant.,
Auris ludibrium, citharae; quum praedo cruentus,
Captivos patriis qui nos abduxit ab oris,
Vastavitque solum ferro populatus et igni;
Exigit a miseris in tanto carmina luctu, u. s. f.

Der Raum verbietet mehreres. Daß alles unter dem Original ist, versteht sich so von selbst, als es unmöglich anders seyn kann. Jessäa, (so heißt eine schöne Stelle, die der Hr. Verf. aus einem andern Dichter anführt, und die bei billigen Richtern ihn auch völlig entschuldiget)

Jessaea quisquis reddere carmina
Audet latini pectine barbiti,
Audet redordiri superbae
Turrigeras Babylonis arces.
Quantus Poloni e vertice Carpati
Ruptis inundat Vistula fontibus,
Se fert, inexhaustusque tanto
Isacius ruit ore vates.

Dennoch ist das Buch einer artigen Ausgabe in Taschenformat sehr würdig. Mancher im stürmischen Geschäftsleben oder auf der kriegerischen Bahn vielversuchte Mann, mancher leidenschaftvolle Jüngling, der oft fällt und aufsteht, mancher von tiefen Gefühlen durchdrungene Beobachter des Hofs und der Welt, trägt nebst Horaz, auch David gern bei sich. Auch muß man in unserm Jahrhundert für Emigrirende sorgen.

29.

Prag, bei Albrecht. Geschichtskalender für die k. k. Erblande auf das Jahr 1794, mit 6 in Aberli'scher Manier illuminirten Kupfern. 1794. 200 Seiten in 12.

Die drei historischen Abhandlungen, deren Gegenstände der Verfasser seinen Landsleuten für das Jahr 1794 durch diesen populären Weg besonders ins Gedächtniß zurück bringen zu sollen glaubte, betreffen 1) aus der böhmischen Geschichte, den Mädchenkrieg zu Dewin, in den Zeiten des ersten Przemysl; 2) aus der hungarischen, ein Fragment von Attila's Leben und Tod; 3) aus der östreichischen, die Stiftung des Klosters Neuburg. Das erste Stück ist am ausführlichsten behandelt (1 — 136); und, wie zu erwarten war, in der neuerlich beliebten Zwittermanier, halb Roman, halb Historie oder vielmehr Sage (denn was zu letzterer, wie sie in den Chroniken aufbewahrt ist, Anlaß gegeben, und was an der ganzen Sache wahr seyn mag, darauf hat sich der Verf. nicht eingelassen). Hin und wieder sind Sittenzüge, welche die ersten Tzechen bezeichnen, und gute moralische Betrachtungen eingeflochten. Im Ganzen hat Rec. freilich an dieser ganzen Art nie Geschmack zu gewinnen vermocht; doch kann er nicht anders als den Zweck dieser Ausmahlung löblich, und

auch die Wahl des Zeitalters gut finden. Jener ist eine Darstellung der in der Natur gegründeten Verhältnisse, die, obwohl künstliche Ueberspannung der aufgereizten Leidenschaften etwa davon zu entfernen scheinet, doch am Ende gewöhnlich siegen; eine nicht unnöthige Erinnerung jetzt, wo so viele thörichte und einige schlimme Menschen daran arbeiten, alle Begriffe und Gefühle durch einander zu werfen, und das Werk der Natur zu entstellen. Wohl ist auch das Zeitalter in der fabelhaften Periode der böhmischen Geschichte gewählt; solche Zeiten und Legenden, wo ohnedem niemand auf Wahrheit rechnet, kann man der romantischen Bearbeitung noch am ehesten preis geben, wo sie hingegen lauter Verwirrung in die eigentliche Geschichte bringt.

Schon hier ist in dem zweiten Stück weit mehr Unfug mit der Historie getrieben worden. Begebenheiten, welche (wie S. 147) in andere Zeiten und Gegenden gehören, Namen, die (wie Beßarabien, S. 151) jenem Jahrhunderte fremd sind, offenbare Irrthümer (wie S. 153 die Schwester Kaisers Honorius im Jahr 450 auf dem byzantinischen Thron), Vermengung verschiedener Unternehmungen des Helden (wie S. 154) und eine falsche Darstellung der, als Hauptsache angekündigten Todesart desselben (S. 168), sind Flecken, die man um so mehr weg wünschte, da der Verf. sonst nicht weniger richtige Züge des Charakters von Attila gut angebracht hat. Von jener Art ist an dem Sit-

tenstück, welches als Legende ohnehin freiern Spielraum ließ, weniger auszusetzen.

Drei Dinge muß ich dem Verfasser und Verleger noch ans Herz legen: dem erstern, etwas mehr Sorgfalt für die Richtigkeit des Ausdrucks, welche er (da er die Sprache in seiner Gewalt hat) leicht erreichen wird, wenn er die Gedanken selbst sich immer in der gehörigen Deutlichkeit vorstellt; dem Verleger, einen bessern Setzer oder Corrector, und mehr Rücksicht auf guten Geschmack in den Kupfern, welche, wenigstens in meinem Exemplar, zum Theil durch Schuld der übel aufgetragenen Farben, abscheulich aussehen. Die Druckfehler sind so zahlreich als arg: auf der allerersten Seite, welche die Namen des Kaisers, seiner Gemahlin, Brüder und Schwestern, enthält, sind ihrer 5, in dem zweiten Stück wird der berühmte Aëtius durchgängig Artius genannt; für Scythen wird Szythen geschrieben, Placidia (dieses freilich nach einer allgemeinern Verkehrtheit) Plazidia u. s. f.; als wenn, da wir das c nun doch haben und an dasselbe gewöhnt sind, irgend ein Grund wäre, durch z es zu ersetzen, und alle Etymologie und Verwandtschaft mit den übrigen Sprachen diesem Einfall aufzuopfern.

Wozu aber im July 1795 die Recension eines für 1794 gedruckten Kalenders! Fingerzeige zu geben, auf was alles bei der, sich immer erneuernden Menge, solcher Volksschriften zu sehen ist.

30.

Leipzig, Weygand. Ulrich Holzer, Bürgermeister in Wien. Vom Verfasser der Thekla von Thurn und Philippe von Geldern. In zwei Bänden. 1793. 442 und 424 S. in kl. 8.

Der Titel gibt schon sattsam zu erkennen, daß diese Schrift unter die Zwittergattung gehört, welche, aus Bequemlichkeit, um des Forschens, Zusammenstellens und der ängstlichen Hinsicht auf Treu in Ausmahlen los zu werden, mehr und mehr aufzukommen, und uns mit einer gedoppelten Reihe von Geschichten zu bedrohen scheint, deren eine so tolles Zeug oder so liebe Mährchen in die Köpfe bringen kann, daß, wenn ohnehin in denselben die Einbildungskraft prädominirt, der Geschmack an reiner Wahrheit nach und nach verlohren gehen, und zugleich der praktische Nutzen des Geschichtenlesens, die Bildung des gesunden Menschenverstandes verschwinden muß. Je mehr die Bücher dieser Art sich von der ächten Historie und von den Regeln des Wahrscheinlichen entfernen, desto unschädlicher scheinen sie mir noch; denn in eben dem Grade verschwindet die Besorgniß, daß jemand so gut seyn und ihnen Glauben schenken dürfte. Je toller es darin

zugeht, desto lieber sind sie mir, weil ich weniger befürchte, daß Köpfe, an denen etwas gelegen ist, Belieben daran finden möchten.

In dieser Hinsicht hat Rec. auch diese sogenannte Geschichte des Bürgermeisters Holzer mit einer gewissen Beruhigung aus der Hand gelegt. Es ist nemlich selbige nicht etwa eine Entwicklung des Charakters und eine anschaulich gemachte Erzählung der wahren Geschichte dieses Volksführers, sondern ein aus hundert seltsamen Abentheuern zusammengestoppelter Roman, worin die wahre Historie nur selten durchschimmert, und von den Hauptsachen, von der Catastrophe Holzers, fast gar nichts vorkömmt, Fabeln von Räubern, die in Geheim die Welt regieren, morgenländische Mährchen, schaudervolle Mordscenen, bald halb wahre, halb verzeichnete Schilderungen der wichtigsten Personen, und übrigens, eine im Ganzen honette Moral vorkömmt, welche letztere an dem Gemüthe der Leser nichts verderben, indeß jene Erzählungen sie schwerlich verleiten werden, ihnen zu glauben. Die Absicht ist gut; es ist auf die Bedürfnisse unserer Zeiten wohlmeinende Rücksicht genommen; und so mag es für die Liebhaber solcher Schriften immer noch eine der bessern Lectüren seyn.

31.

Hermannstadt, bei Hochmeister. Geschichte der aboriginen dacischen Völker in Abendunterhaltungen von Michael Lebrecht, Prediger an der Klosterkirche. 1791. 416 Seiten. 8.

Dieses Buch, dessen Aeusserliches, besonders der Druck, etwas abschreckendes hat, und welches auch nicht ohne beträchtliche Mängel ist, verdient eben darum nachgeholt zu werden, weil das Gute, das es enthält, sonst übersehen werden dürfte. Es enthält, freilich mit vielen Abschweifungen in die gothische und hunnische, auch entferntere, Geschichte, die Geschichte der Völker, welche Siebenbürgen von Anfang der Historie bis in das zehnte Jahrhundert besessen zu haben scheinen. Die Form von Abendunterhaltungen ist wohl nicht die glücklichste, aber ausserwesentlich und ohne merklichen Einfluß auf das Ganze. Die historische Erzählung scheint selten aus den Quellen, doch aus guten Büchern, den historischkritischen Arbeiten Timon's, Pray's, Benkö's u. a. über Siebenbürgen, in Sachen des byzantinischen Reichs aus le Beau, über die origines gentium aus Deguignes genommen, und dieses nicht immer mit gehöriger Ge-

nauigkeit geschehen zu seyn. Empfehlenswürdig ist aber das Werk durch den, dasselbe belebenden, Geist reiner Humanität, welcher besonders in einem populären Buch das größte Lob verdient.

Die Beweise dieses Urtheils werden sich bei einzelen Stellen ergeben. Wir wollen bei den Fehlern anfangen, um uns ruhiger dem Lob des Guten zu überlassen. S. 12 soll Kain dem sinesischen Reich seinen Namen gegeben haben. S. 16 Dacien heiße wohl von audacia so. S. 20 steht eine für die Abendunterhaltung mit der Frau von T. etwas unfeine Anmerkung, die wir auch nicht für wahr annehmen können; „die nackten Weiber der alten Scythen seyn in „der Hälfte ihres Lebens nicht halb so wollüstig ge„wesen, als die züchtigsten Damen unserer Zeit in ih„rem vierzehnten Jahr." S. 31, Mariza sey der türkische Name des Hebrus (längst vor den Türken wurde er in der Landessprache so genannt). S. 31 f. dringt L. Calpurnius Piso über die Gebürge Rhodope und Caucasus. S. 46 wird zweifelhaft davon gesprochen, ob Trajans Säule noch steht. S. 109 wird die Edda (das ist arg) Carl dem Großen zugeschrieben. S. 142 und mehrmals, heißt Kaiser Gratianus Oheim des Valens, (da es umgekehrt ist); S. 402 der heil. Martinus von Tours Bischof zu Turin in Frankreich. Genug um zu zeigen, daß über dergleichen Puncte das Buch eine Revision bedarf.

Dafür S. 21 f. eine richtige Würdigung der gepriesenen Tugend wilder Völker. S. 24 vernünftige Grundsätze der Freiheit. S. 37 ff. des Decebalus Geschichte ganz gut, mit Bemerkung von Localitäten, die nur der Einländer wissen kann, und selbst kritischer Prüfung der alten Erzählungen aus gleicher Quelle. Wie denn der Verf. immer sehr schätzbar ist, wo er, wie oft geschieht, Volkssagen und Sitten anführt: S. 83, 89, 90, 92, 98, 100 und häufig. S. 111 f. eine herrliche Stelle über Religionspartheyen: „Maulwürfe zanken mit Ameisen, welche Parthei den „Herrn des Gartens besser kennt. Kätzern auch die „Sterne einander, darüber, daß nicht alle gleiches Licht „haben?" u. s. f. S. 115, „Man verfolgte das Chri„stenthum, weil durch seine unkluge Bekenner der „Saame der Uneinigkeit in sonst ruhigen Staaten aus„gestreut wurde." S. 176 der Wunsch, „daß doch „alle Generale die Sache ihrer Fürsten wenigstens zur „Hälfte zu ihrer eigenen machen möchten!" S. 246 von ursprünglicher Freiheit und weit späterm Anfang der Leibeigenschaft. S. 248 eine menschenfreundliche Stelle zu Empfehlung eines eben so fähigen als gedrückten und vernachläßigten Volks, der Zigeuner. S. 377 der Name Siebenbürgens in einer Urkunde am Ende des eilften Jahrhunderts. (Den Namen Erdeel hat der Verf. nicht berührt.) Von 411 — 416 eine gedrängte Recension und sehr billige, vernünftige Wür-

digung der nach und nach in das Christenthum aufgenommenen Gebräuche und Formen. Das Resultat ist, man habe „die rohen Menschen mit etwas Geklapper „unterhalten, und vor das A B C Buch der Gottes„furcht so Bildchen hinmahlen müssen, woran ihre sinn„liche Kindheit sich satt sehen könne."

---

31. b.

Wien, bei Hörling: Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. 1792. 112 S. 8.

Wo in einem Fürstenthum von 700 Quadratmeilen Flächeninhalt (S. 7) zwölf unterschiedliche Nationen, zum Theil seit Jahrhunderten, beisammen wohnen, und meist keinen andern gemeinschaftlichen Charakter haben, als eben die Festigkeit in Beibehaltung der, eine jede auszeichnenden Lebensweise (S. 8); wo dieser Sinn für Selbstheit gegen zehenjährige Bestrebungen eines Josephs für das Gegentheil sich behauptet hat, (S. 10 ff.) und würklich jede Nation, gerade für sich genommen, sich trefflich zeigt, mit andern gemischt sich nicht mehr gleich sieht (S. 24), da ist eine Schil-

derung der verschiedenen Charaktere so anziehend; als selbst für die Leitung des Regenten wichtig. Der Verf. dieser Schrift liefert mit Unpartheilichkeit den Eindruck, welchen er von der guten und nachtheiligen Seite eines jeden Volks erhalten hat, und vergleicht ihn bisweilen mit Nachrichten alter Geschichtschreiber. Wenn er mehr einzelne charakterisirende Anekdoten (welche zu prüfen, sein Verstand und seine Sorgfalt freilich nöthig war) aufgenommen hätte, so würde die Lectür des Buches noch angenehmer geworden seyn; es ist aber auch das Gelieferte alles Dankes werth, und von mannigfaltiger Anwendung.

Seine Schilderung fängt er mit den Ungarn an, geht natürlicher Weise von ihnen auf die Szekler fort, verweilt bei den Sachsen am längsten, und handelt hierauf kürzer von den Bulgaren und Wlachen, den Landlern (neuangebauten Colonisten), Armeniern, Griechen, Juden, Polen, Russen und Zigeunern. Wir wollen von den Ungarn bloß bemerken, daß er die aus der in ihnen brennenden Feurfülle (S. 28) herfließenden edlen Eigenschaften, so wie ihre Fehler mit Wahrheit schildert (S. 27 ff.) Was die Szekler unterscheidet, scheint eine Folge ihrer Wohnung in den Bergen des Landes, wo die ältesten Sitten sich immer am besten erhalten. Auch in ihrer Geschichte zeigt sich, wie unselig der Gedanke ist, einem Volk seine Eigenheiten nehmen zu

wollen (S. 40 f.). Wie viel besser ist, sie benutzen und jedes auf seinem Weg sich entwickeln zu lassen! Auffallend ist auch in diesem Lande die Biegsamkeit des teutschen Charakters, den man vielleicht ganz wohl darein setzen könnte, so wenig eigenes als möglich zu haben, und vor andern zur Weltbürgerschaft geschickt zu seyn. Die Sachsen hatten offenbar die Verfassung unserer alten Reichsstädte, wurden lutherisch ohne Reformator (S. 61), und empfiengen auch in den neuesten Zeiten am leichtesten jede Form, welche man ihnen geben wollte. Kriegerisch, als der Geist der Zeiten es war, verwandelten sie sich, da es anders wurde, in so fleißige Menschen, daß in der That Siebenbürgen ihnen alle seine Cultur schuldig ist (S. 55—58), und schreiten auch in der Aufklärung ruhigen Schrittes fort, ohne Lärm davon zu machen (S. 61); frei in dem Geist ihrer Verfassung (S. 62), worin sehr viele Gleichheit herrscht (S. 63); dem Landesfürsten aber bis zu beträchtlichen Aufopferungen sehr ergeben (65), und in ihrer Treu die gewissenhaftesten (66); überhaupt solide (67) mehr als liebenswürdige (70) Leute. Es scheint, daß, wenn über den edelsten, ersten, zur Herrschaft ausgezeichnetesten Charakter der Nationen gestritten werden sollte, die Teutsche überhaupt Competenten von Wichtigkeit haben würde; daß ihr aber den Charakter besonderer Brauchbarkeit niemand absprechen wird. Sonderbar ist die Abnahme der Be-

völkerung unter den siebenbürgischen Sachsen (S. 69), wo zumal der Verf. ihre Sitten als ungemein keusch anrühmt. Es muß doch Ursachen haben, deren Kenntniß man wünschte. Bei einzelen möchte der Wunsch, die zu große Vertheilung des Vermögens zu verhüten, eine derselben seyn. Wie ganz anders in allem die Wlachen (86 ff.)! Schon etwas gebildeter (denn sie hatten lang eine ordentlichere Regierung, und überhaupt mehr byzantinische Cultur) die Bulgaren (S. 92). Die letzten Kapitel scheinen hin und wieder mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet; S. 96 wird nicht leicht jemand mit dem Verf. glauben, daß die Geten, Dacier und Agathyrsen lauter Griechen gewesen; S. 101 mögen die sogenannten Russen wohl eher in der That Servier, vielleicht aus Rascien, gewesen seyn. Uebrigens ist das wenige, was von den Armeniern, Griechen, Zigeunern, vorkömmt, immer merkwürdig, und sehr gut gesehen, fruchtbar an Folgerungen für den Staatsmann, so wie für den Beobachter der Menschen.

32.

Dresden. Die Sachsen in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Erd- und Menschenkunde. Von Paul Rudolph Gottschling. 1794. 134 S. in 8.

Der gutmeinende alte Mann zeigt sich in dieser Schrift ganz wie der vorhin angezeigte Verf. des Buchs über die Charaktere der in Siebenbürgen wohnenden Völker seine Landsleute schildert; fleißig; ein eifriger Lutheraner; sonst der Landesherrschaft getreu ergeben; gegen Große (in der Zuschrift und bei Titulaturen) eher zu ceremoniös; übrigens eher etwas niedergeschlagen (S. 140, 110). Sein Buch ist keine Geschichte der Sachsen, als wozu viele Hauptsachen fehlen; es ist eben so wenig eine Geschichte ihres gegenwärtigen Zustandes, da von allem, wornach in der Statistik gefragt wird, wenig, dieses aber meist unbestimmt, vorkömmt. Genauigkeit scheint seine Sache nicht eben zu seyn; er läßt einen Patricier von Nürnberg um das Jahr 1000 nach Siebenbürgen wandern und (eben denselben) im J. 1160 Hermannstadt gründen (S. 10, 11, 12). Orthodox ist er, der gute junge König, der bei Mohaczs blieb, ist ihm ein wahrer

Saulus, ein Christenverfolger (23); es freut ihn, daß Clausenburg, als diese Stadt sich zu Arians (oder Socians — so schreibt er) Lehre bekannte, von dem Corps der Sachsen ausgeschlossen wurde (S. 11 und 79) er beseufzt auch, daß Freigeister den Cometen von 1680 vielleicht nicht für eine Vorbedeutung der Belagerung von Wien werden gelten lassen wollen (S. 32). Die Nachrichten, worüber er am umständlichsten ist, betreffen die Herren Rectores der Hermannstädter Schule (S. 28—37) und besonders die Herren Superintendenten (S. 37—64), wovon ausführlich zu lesen ist, in welchem Jahr ein jeder, ehe er zur „bischöflichen Würde" (S. 59 ff.) erhoben wurde, hier oder dort Pfarrer gewesen ist; worauf dann die Kapitel recensirt werden (S. 67—78), hierauf von dem Burggrafen zum rothen Thurme, meist nach Fabri und Hammerdörfer, gehandelt (81—86) und endlich eine Verzeichniß siebenbürgisch-sächsischer Schriftsteller, nach Benkö's Werk, beigefügt wird (S. 88 bis 108). Merkwürdige Ereignisse kommen freilich, nur nicht mit unterrichtender Umständlichkeit, hin und wieder vor: als, die Verleumdung des Jesuiten Makovsky gegen den Superintendenten Schunn 1747, als hätte dieser die Türken ins Land locken wollen (S. 61); die Hinrichtung des Sachsengrafen von Hartenek 1704 (S. 73 f.); die von der großen Theresia 1772 der lutherischen Geistlichkeit bewiesene Gnade, und ihr

Wunsch der Errichtung einer protestantischen Akademie in Siebenbürgen 1764 (S. 63 und 80); auch Nachricht von dem unscheinbar seyn sollenden Dialecte der Sachsen (S. 108) u. s. f. Letzterer könnte bei näherer Erforschung auf einige Spur des Landes bringen, von dem sie ausgegangen, und welches wahrscheinlich in Niederteutschland zu suchen ist.

33.

Wien, Mösle. Ueber das ausschließende Bürgerrecht der Sachsen in Siebenbürgen auf ihrem Grund und Boden. Von den Repräsentanten der Nation. 1792. 103 S. in 8.

Der um 1142 eingewanderten Colonie ertheilte König Geisa, dem es um den Anbau des noch meist waldichten Landes zu thun war, das Grundeigenthum des ohngefähr 130 Quadratmeilen, ein Sechstheil von Siebenbürgen, betragenden Districtes, den sie übernahm. Diese Urkunde ist nicht mehr vorhanden, ihr Inhalt aber aus Königs Andreas II. Bestätigungsbrief 1224 zu ersehen (S. 11 f.). Die sieben Stühle der

Sachsen sind auch gegen Eingriffe der Benachbarten 1373 und 1441 durch königliche Urkunden hiebei geschützt worden (S. 15 f.); in diesen Rechten bauten sie ruhig ihre territoria, sylvas, prata et alpes (Urk. 1456, S. 18), und zierten das Reich mit herrlichen Städten und Flecken (Urk. 1468, S. 20), welche auch in Kriegsnöthen für die ungarischen und szeklischen Nachbaren Zufluchtsörter wurden (Urk. 1459, S. 32 ff.). Ihre Verfassung war in größerer Gefahr, als bei der Trennung Siebenbürgens von Ungarn die Comitatenser (Ungaren), Szekler und sie eine Nation schloßen, welche die beiden ersteren für eine völlige Gleichstellung hielten (S. 40); so nämlich, daß die (fleißigen, bemittelten) Sachsen zwar so viele oder mehr Auflagen als die (mächtigern) Comitatenser und Szekler tragen, hingegen ihre (auf republikanische Gleichheit gegründete) (S. 27) Verfassung nicht mehr unvermischt behaupten sollten (S. 44. f.). Da die anderen die mehreren Stimmen hatten, und für Jura singularia, wie es scheint, in diesem Punkt keine ausdrückliche Ausnahme gemacht war, setzten sie als communi omnium voto (S. 46) auf dem Landtag zu Weißenburg 1653 Aenderungen durch, welche das lebhafteste Mißvergnügen der Sachsen erregten (S. 51 f.) und deren Unrecht endlich Fürst Rakoczy II, zu welchem der Adel den Sachsen lang den Zugang versperrt hatte, selbst einsah (Originalschreiben 1657, S. 53—59), die auch,

wie er es vorgesehen (S. 57), nie zur Vollziehung kamen (Urk. 1692, S. 67). Als Siebenbürgen an das Erzhaus gerieth, und Kaiser Leopold I. alle Freiheiten feierlich bestätigte, kam es hierüber zu einer förmlichen Untersuchung, worin der Landtag zu Herrmannstadt 1692 der Sachsen Recht an das Grundeigenthum ihres Landes förmlich erkannte (S. 65 f.), der Kaiser aber 1693 dasselbe bestätigte (S. 67 ff.). Dieß ist die Accorda, wobei, als einem Fundamentalvertrag, sie bis 1747 ruhig blieben. Allzu hohe Bürgerrechtstaxen, wodurch Fremden der Zugang erschwert wurde, veranlaßten dazumal eine Erinnerung des Hofes (S. 71), und von den Comitatensern und Szeklern wurde der Anlaß zu neuen Reclamationen wider die Privilegien der Sachsen benutzt. Neue Untersuchung, aber unter der gerechten Theresia, welche im Jahr 1753 alles auf dem Fuß bestätigte, wie es zur Zeit ihres Großvaters ausgemacht worden (S. 83—87). Als nachmals Kaiser Joseph alle Nationen seiner Monarchie gleich machen wollte, nahm er 1781 auch den Sachsen ihre Verfassung (S. 87.) Ueberzeugt von der Unthunlichkeit auch dieses politischen Experiments, gab er sie ihnen aber, vierzehen Tag vor seinem Tod, wieder zurück (S. 88), und Kaiser Leopold II. bestätigte sie (S. 89). Die Repräsentanten der Nation hielten jedoch die Bekanntmachung dieser Darstellung für gut. Sie beschließen sie mit der politischen Bemerkung, daß

nur durch ihre Selbstständigkeit der sächsischen Universität (so heißt die Colonie) möglich geworden, die Hälfte oder über die Hälfte der Lasten eines Landes zu tragen, wovon sie nur $\frac{1}{6}$ besitzt (S. 94): ohne andere gemeine Abgaben, ohne den Aufwand der Unterhaltung ihrer Obrigkeiten, Städte, Kirchen und Schulen bezahlen die Sachsen eine halbe Million Gulden an ordentlichen Steuern (S. 93), und im letzten Türkenkrieg hat das einige Cronstadt mit seinem Kreise von 26 Dörfern vom Aug. 1787 bis Ende Jul. 1790, mit Abrechnung der Vergütungen, 272,507 Gulden 31 Kreuzer prästirt (S. 96); bei allem dem zufrieden und glücklich, wenn die Universität nur bleibt wie sie ist und immer war. Dem Rec. fällt es blos auf, daß die landesfürstliche Erinnerung von 1747 über die Erschwerung der Admission neuer Bürger über oben (bei Recension der Schrift über die Nationalcharaktere) bemerkte Abnahme der Bevölkerung des sächsischen Antheils an Siebenbürgen einigen Aufschluß zu geben scheint, und seines Erachtens wird gut seyn, daß die Universität hierin helfe, weil die Einschreitung der landesfürstlichen Obsorge widrigenfalls am Ende doch sehr natürlich erfolgen dürfte.

34.

Cilli, bei Jenko. Praktische Anwendung aller unter der Regierung Leopolds II. für die gesammten Erblande in geistlichen Sachen, publico ecclesiasticis, ergangenen Verordnungen, in systematischer Ordnung herausgegeben von Johannes Schwerdling, ordentl. Lehrer der Moral und Pastoraltheologie und Secretär des Bischofs zu Agram. 1793. 350 S. in 8.

Da bekanntlich unter der Regierung Josephs II. die geistliche Verfassung in den östreichischen Staaten eine ganz neue Form und (soviel es zu bewürken war) einen andern Geist bekommen, so hatte der Hr. Verf. das nützliche Werk einer Darstellung des Inhaltes der Verordnungen dieses großen Kaisers geliefert, worin alles, was über die Personen, Güter und Rechte der Geistlichkeit, über die Toleranz, das Placitum regium und verwandte Gegenstände bis auf den ersten Jan. 1790 verfügt worden war, summarisch enthalten ist. Kaiser Leopold, welcher die Verwaltung nicht wie sein

Bruder nach einer langen, sehr ordentlich geführten, Regierung, die alles im ruhigsten Zustande und in bereitwilliger Stimmung hinterlassen hatte, sondern in einem Augenblick der furchtbarsten Krisis von innen und außen, und einer Art von Desorganisation, übernahm, bedurfte der weisesten Mäßigung, um von den guten Einrichtungen möglichst vieles zu retten, ohne den Staat noch mehr zu erschüttern. Es versteht sich hienächst von selber, daß viele, die über die vorige Regierung persönlich mißvergnügt waren, alles bewegten, um dem Kaiser ihren Gesichtspunkt als den wahren darzustellen. Kaum hatte Leopold die Geschäfte wieder in eine ruhigere Lage gebracht, kaum hatte er können merken lassen, was er mit der Zeit wohl zu thun gedächte, als dieser weise Fürst starb. Wenn Hr. Schwerdling in vorliegendem Werk zusammenstellt, was er in den zwei Jahren über geistliche Dinge verordnet, so ist daher natürlich, daß alles fragmentarisch seyn muß, und man erblickt hin und wieder die zufällige Gewalt der Umstände deutlicher, als den systematischen Gang des Gesetzgebers von Toscana. An vielen Stellen ist man überdem sehr versucht, auszurufen: felix, qui potuit rerum cognoscere causas. Dieses ist aber das Amt der Geschichte; die Zusammenstellung des Verf. ist indeß nicht nur zur Kenntniß des geistlichen Staatsrechts in den Erblanden, wie Leopold es hinterließ, für Geschäftsmänner sehr unterrichtend,

sondern auch selbst der Philosoph, der auch nur einigermaßen die neueste Geschichte weiß, wird nicht unbelehrt weggehen, und zu mancher Betrachtung über den Kampf der Weisheit mit Vorurtheilen, des allgemeinen mit eingeschränktern Interesse Stoff finden. Das Andenken Leopolds wird dabei nicht verlieren; man wird sehen, daß er sich in so vielen wohlthätigen Anstalten, als die Zeit es zuließ, gezeigt und so gut als es nur immer mit der Klugheit vereinbar war, mit den Leidenschaften der Menschen capitulirt hat.

35.

Frankfurt, bei Eßlinger. Auswahl interessanter republikanischer Reden, gesammelt und herausgegeben von Franz Gustav Iselin. 1795. 300 S. in 8.

Je weniger wir in diesem Fache neben anderen alten und neuen Völkern glänzen, und je weniger Meisterstücke selbst diejenigen teutschen oder schweizerischen Staaten aufzuweisen haben, deren Verfassung die Beredsamkeit mehr als andere zu begünstigen scheint: um so mehr ist der Gedanke einer Auswahl zu billigen,

deren Inhalt Senatoren und Bürgern, die sprechen müssen, zum Muster dienen könnte. Rec. muß jedoch gestehen, daß diese Absicht hier nur unvollkommen erreicht wird. Nicht die Hälfte der Aufsätze sind würklich gehaltene Reden; bekanntlich ist z. B. das, was Rousseau über die Staatswirthschaft schrieb (S. 213—300), wohl ein Discours, aber R. ist nie öffentlich aufgetreten, um vor einem Senate, Volke, oder Fürsten zu reden. Zweitens sind diese Abhandlungen und Reden sämmtlich übersetzt, und, nach dem Gefühl des Rec. nicht eben wie Redner übersetzt werden sollten: sie sind weder teutsche Originalwerke, noch zu teutschen Reden gemacht worden. Der grammaticalischen Versehen sind nicht wenige. Endlich würde z. B. der Eindruck, den Tronchins Reden (S. 1—90) machen sollen, durch eine Einleitung, worin der Verfasser, der Zweck, warum, die Umstände, unter welchen, die Rathsversammlung, vor der er auftrat, geschildert worden wäre, nicht wenig gewonnen haben. Von diesem allem erfährt man gar nichts; und ob Roustan über Vaterland und Freiheit geredet, und vor wem, oder ob er nur davon schreibt, ist dem Rec. selbst nicht bekannt. Auf diese Mängel wollte er den Herausgeber darum aufmerksam machen, weil derselbe in den Anmerkungen zu Tronchins dritter Rede sich als einen denkenden Kopf und in verschiedenen Wendungen als einen Mann zeigt, welchem das Schriftstellertalent

nicht fehlt. Wenn man seine offenbar gute Absicht dazu nimmt, so verdient er alle Ermunterung.

Wir wollen kürzlich den Inhalt durchgehen: 1, 2 und 3 Tronchin (Jean Robert), Procureurgeneral von Genf, über den Partheigeist und über die Gesetze. Diese drei Reden, welche schon sonst übersetzt waren (s. Hallers Bibl. Schweiz. Gesch., Th. IV.), haben allerdings vorzüglich verdient, wieder in Umlauf gebracht zu werden. Nur, da sie bei ihrem übrigen Werthe auch Meisterstücke der Diction sind, war die Uebersetzung kein leichtes Unternehmen; und Rec. würde sie lieber im Original wieder gelesen haben. Sie stellen die ächten Grundfesten und die Natur republikanischer Verfassungen (die jetzt von dem Partheigeist so sehr verkannt werden), dar. Man erkennt in ihnen den Mann, von dem Montesquieu sagte: den Artikel von den Republiken im Esprit des Loix versteht er besser als ich selbst. Tronchin ist nun tod; die Regierungsform seiner Vaterstadt sah er nach mehreren Erschütterungen fallen; Freunde und Feinde derselben sind wirklich in gemeinschaftlichen Ruin verwickelt: aber die hier vorgetragene Weisheit ist keinen Revolutionen unterworfen; sie trifft die Ueberspannungen aller Partheien. Dem Rec. war besonders merkwürdig, was über die Religion vorkömmt. In diesem Punkte dachte Tronchin außerordentlich frei; er

war durchaus nichts weniger als gläubig; was er von dem Gebrauch der Religion in freien Verfassungen sagt, hat um so mehr Gewicht; und er unterscheidet sehr sorgfältig die denselben vortheilhafte Religion von der (S. 41), „deren Diener nicht mehr Bürger seyn woll„ten, um desto sicherer Despoten zu werden; welche „den Menschen das geheiligte Recht der Untersuchung „rauben möchten u. s. f." Eine hierauf sich beziehende Stelle paßt so gut auf unsere Zeit, daß Rec. sich nicht enthalten kann, sie (wo möglich zur Stillung der Gänse auf unserm Capitol) herzusetzen: „öffentlich anzeigen, „daß die Religion bedrohet wird, heißt, sie in Gefahr „setzen; weil es eben so viel ist, als anzeigen, daß „sie eine große Menge Ueberläufer habe. Dadurch muß „das Volk, als gegen Meinungen, worüber man ihm „sehr viele Leute, als hinweg zu seyn, vorstellt, ganz „gleichgültig, und, von diesem Zaume frei, unbe„zwinglich werden: oder es wird in finstere Aengstlich„keit verfallen, und da es sich von unbekannten Fein„den umringt glaubt, geneigt seyn, diejenigen dafür „anzusehen, welche Haß, Rache und Schwärmerei ihm „als solche dargestellt haben!" Er ist überhaupt der Meinung, daß nichts von der Aufklärung an sich, wohl aber davon zu fürchten ist, wenn die, welche gebieten, mit denen, welche gehorchen sollen, hierin nicht gleichen Schritt halten. In Roustans Reden oder

Discoursen ist mehr Wärme, bei Tronchin mehr Licht. Jener fällt bisweilen (wie S. 174 ff. auch Hr. Iselin wohl erinnert) in Declamationen, z. B. über den Luxus, dessen Begriff und Gradationen er bei weitem nicht genugthuend entwickelt.

Im übrigen handeln seine Aufsätze 4) von Vaterland und Freiheit (S. 91—126); 5) von den Mitteln, ein Volk vom Verderben zu retten (S. 127—184), an eine wohldenkende Gesellschaft in Bern. Es ist genug, nur anzuzeigen, daß 6) Rousseau über die Tugend der Helden, 7) über die Staatswirthschaft, angehängt ist. Das Ganze bleibt bei allen obigen Erinnerungen ein recht nützliches Lesebuch, zur Bildung, wo nicht von Rednern, gewiß, was mehr ist, von rechtschaffenen Bürgern.

36.

Salzburg, im Verlag des Verfassers. Beschreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegend, verbunden mit ihrer ältesten Geschichte. Von L. Hübner. Erster Band: Topographie. 1792. 594 S., nebst 2 Kupfertafeln. Zweiter Theil: Statistik. 1793. 620 S., nebst einer Kupfertafel. 8.

Ebendaselbst: Ein Auszug des nämlichen Werks durch den Verf. selbst. 1794. 8.

Salzburg, die Residenz eines der vornehmsten Prälaten in der teutschen Kirche, der Hauptort einer in mehreren Rücksichten merkwürdigen Völkerschaft, und ein Sitz der Literatur, welcher selbst jetzt noch eine anständige Freiheit genießt, und durch diese Freiheit blühet, verdiente allerdings eine genaue Beschreibung. Hr. Hübner, schon durch mehrere Schriften, und durch die Besorgung der oberteutschen allgemeinen Literaturzeitung, rühmlich bekannt, hat dieses Werk mit ungemeinem Fleiß und mit Geschmack ausgeführt. Er benutzte hiebei, außer eigener Beobachtung, nicht nur die bekannten, sondern mehrere ungedruckte, wie es

scheint sehr umständliche, salzburgische Geschichtschreiber, und für die ältere Geschichte gleichzeitige Denkmäler und Urkunden, deren er eine große Anzahl eingerückt hat. Die Einrichtung des Werks ist folgende: nach einer kurzen, bündigen Darstellung der Geschichte von Salzburg, geht er alle Gassen und Gegenden der Stadt auf beiden Seiten der Salza durch, und beschreibt jedes merkwürdige Gebäude sowohl topographisch als historisch; eben so die Vorstädte Nonnthal, Müllen und Stein; die Straßen und Gegenden vor den Thoren, und (um hierin Reisenden bequem zu werden) die benachbarten Städte und Landschaften Hallein, Berchtholdsgaden, Reichenhall und Laufen. Im zweiten Bande handelt er von den Einwohnern, der Verfassung, den gelehrten und milden Stiftungen und Anstalten, und schließt mit Nachrichten zur Belehrung für Reisende. An der Spitze des Artikels von den Einwohnern steht der Erzbischof, und wird in den Würden und Eigenschaften seines geistlichen Amtes und seines Reichsfürstenstandes betrachtet. Es folgt hierauf das Domcapitel, das Ministerium, der Hof, die Dicasterien, die Landschaft, die Stadtobrigkeit, Geistlichkeit, Adel, Militär und Bürgerschaft. Dem literarischen Artikel ist ein Verzeichniß aller in dem Erzstift lebenden Schriftsteller und Künstler beigefügt.

Ein Auszug dieses reichhaltigen Werks würde kaum kürzer seyn können, als der oben angeführte,

welchen der Verf. selbst herausgegeben hat. Es kann demnach hier weiter nichts erwartet werden, als daß die verschiedenen Gesichtspunkte gezeigt werden, woraus dieses Werk interessiren kann, und daß man von den unzähligen Datis, die es enthält, einige Proben gebe.

Der Mensch ist es, was man in jeder Geschichte billig zuerst sucht; die Lage der Menschen das erste, wornach bei jedem Lande gefragt wird: ob sie glücklich oder unglücklich sey, beruhet auf unwiderstehlichen physischen Einflüssen oder meistens noch mehr auf der Denkungsart des Volkes selbst; welche letztere durch Anstalten gebildet, durch die Verfassung veredelt, oder durch jene daniedergehalten, durch diese verdorben wird. Was über alle diese Punkte hier zu finden ist, wollen wir überhaupt anmerken.

Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorstädte wird auf 16,000, die des ganzen Landes auf nicht viel über 200,000 (auf jede Quadratmeile 833⅓) berechnet. Die Ursache, warum ihrer nicht mehr sind, findet sich hauptsächlich in den unten vorkommenden Verbannungen der unkatholischen Christen: es ist aber auch sehr auffallend (was II, 85 vorkömmt, und vorher und nachher tabellarisch gezeigt wird), daß in diesem ganzen Jahrhundert (nur das J. 1711 ausgenommen), also in Zeiten der Möncherei und der Aufklärung, vor und nach der großen Emigration, in einem Lande, wel-

ches seiner Gestalt und Lage nach gesund seyn muß, die Anzahl der Gestorbenen die der Gebornen allezeit, und oft sehr beträchtlich, übertroffen hat. Dieses wird sich kaum irgendwo finden, und verdient eine genaue und freimüthige Untersuchung. Der Verf. gibt an, daß nach den Auswanderungen zu viele Bauerngüter zusammengekauft worden; daß seit der strengeren Conscription im Oestreichischen wenig neue Ansiedler kommen; daß die Besoldungen bei zunehmenden Preisen der Dinge für die Unterhaltung einer Familie unzureichend geworden; daß man (wohl eben aus Mangel an Auskommen) gewöhnlich erst nach dem dreißigsten Jahre heirathet.

Wenn man den Stand der Religion und Geistescultur, wie er unter der preiswürdigen Regierung des Erzbischofs Hieronymus ist, mit dem vergleicht, was er war: so läßt sich nicht leicht eine Verbesserung denken, wozu diesem Fürsten Wille und Muth fehlte, oder welche von den Fortschritten der Aufklärung in seinem Lande nicht zu hoffen wäre. Als Rec. von den Abbildungen Voltaire's und Rousseau's las, welche in dem erzbischöflichen Cabinet aufgehangen sind, konnte er sich nicht enthalten, an gewisse Porträte zu gedenken, welche der große Friedrich überall hatte, weil man die dadurch vorgestellten Personen nie aus dem Auge noch Andenken verlieren müsse. Was kann ein geistlicher Fürst besseres thun, als die Zeiten bedenken,

worin er lebt, mit denselben fortleben, und seine Verwaltung so einrichten, wie ihr Geist sie erfordert!

Aus der Geschichte wird gezeigt, daß Unzufriedenheit mit dem herrschenden Lehrbegriff schon 1340 im Salzburgischen sichtbar geworden, II, 8. (Da dieses Phänomen sich schon weit früher in der ganzen Gebürgskette hin und wieder geäußert, so verdient es wirklich nähere Beleuchtung. War in diesen Leuten ein Rest altchristlicher Einfalt, oder Mysticismus, oder die Ueberlieferung manichäischer, gnostischer Ideen wirksam?); daß beim ersten Anfang einer Religionstrennung im Salzburgischen nie Anhänger der Opposition gefehlt, II, 9; wie gewaltig Luther, und wie schnell er, zumal bei dem gemeinen Manne, gewirkt habe. Hiebei eine Beschreibung der Strenge, womit Erzb. Matthäus Lang den Neuerungsgeist unterdrücken wollte; in welche Gefahr, Verlegenheit und Schaden er dadurch, selbst indem er siegte, gekommen. Dieser Abschnitt ist mit merkwürdigen Urkunden belegt, und es finden sich Züge darin, welche unwillkührlich an die gegenwärtige Zeit erinnern. Am Ende sieht man, daß die Volkswuth endlich einem systematischen Benehmen weichen mußte, daß aber der Kampf der Fürsten und des Volks traurige Wirkungen hinterließ, welche hätten verhindert werden können, wenn man beiderseits von Extremen zurückgekommen wäre. Die traurige Verfolgungsgeschichte währet unter den fol-

genden Regierungen fort. Nur hört man gern, daß der Erzb. Johann Jacob Kuen von Belasy (mit andern, wie Daniel Brendel von Homburg, Mainz, den Kaisern Ferdinand und Maximilian selbst) Versuche gemacht, den römischen Hof zum Nachgeben zu bewegen. Es folgt endlich, zu Anfang der Regierung des raschen Wolf Dietrichs von Raitenau, die große Auswanderung des J. 1588. Rec. hat in einem fernen Lande ein Denkmal der evangelischen Pietät einer solchen ausgewanderten Familie gefunden. Es war ein silbernes Kästchen, worin siebzehn mit ungemeiner Feinheit von Abraham Reinhard, einem augsburgischen Künstler verfertigte, Gemählde lagen: eine Menge Emigranten, Männer, Weiber und Kinder, in der Mitte Christus, und die Worte: Folge mir nach! Die Emigration, mit den Worten: Gehe aus, aus deinem Land; ein Landchärtchen von Salzburg; ein Prediger mit den Werken Luthers (Aufschrift: Wahrheit); Soldaten, die das Volk aus seinen Wohnungen treiben; ein Bücherbrand (Aufschrift: unsere Herzen brennen); segnende Prediger; u. s. f. Dabei war (Rec. weiß nicht warum) ein Chärtchen von Litthauen; endlich das erzbischöfliche Edict, mit der Aufschrift: Deine Wohnungen, Herr, sind gut überall. Nach andern Vorgängen ähnlicher Art erfolgt 1731 die Emigration von 25 bis 30,000 Menschen, welche der Erzb. Leopold Anton von Firmian die vaterländischen

Gebürge zu verlassen nöthigte. Die Bearbeitung der 26 Foliobände Acten, welche diese Trauergeschichte betreffen, würde ein Verdienst seyn. Man könnte die ganze Sache besser beurtheilen; es könnte auf politische Bemerkungen leiten, die für das Land heilsam wären; geheime Wunden könnten entdeckt und vielleicht geheilt werden. Wie sehr contrastirt mit dieser Geschichte die schöne Reihe von Verordnungen des regierenden Erzbischofs, von seinem ersten Jahre an! In denselben ist nicht weniger seine Aufmerksamkeit und sein richtiges Urtheil, als seine Klugheit und Mäßigung sichtbar; wie er alles läutert, ohne etwas Wesentliches im mindesten zu gefährden; wie er Nationalvorurtheilen nachgiebt, um nur dem gepflanzten Keim besserer Dinge, der einst jene von selbst ersticken wird, um so eher Eingang zu verschaffen; wie er am sorgfältigsten für die Volksbildung auf dem Wege der Erziehung, durch gute Lehrer und teutschen Gottesdienst sorgt. Man sieht mit Freuden, wie gut es gelingt, wenn ein Fürst nicht wider, sondern in dem Geiste seiner Zeit arbeitet. Er hat keine Orden aufgehoben, eher sich für seine löblichen Institute Geld von ihnen geben lassen. Aber die Orden hören von selbst auf, wie gewisse Vögel bei anbrechendem hellem Tage sich nicht mehr sehen und hören lassen: die Franziskaner sind von 60 auf 14 gesunken; die Bartholomäer haben aufgehört; die Kapuciner von Tamsweg sind

aus dem Lande gelaufen, als ihnen das miraculöse Pulver wider Behexungen weggenommen wurde; es sind im ganzen Erzstift keine 300 Ordensleute mehr, und diese (selbst Kapuciner), machen sich nützlich. Außer sehr armen, hülflosen Studenten meldet sich niemand mehr, denn die Einkünfte werden immer unergiebiger und alles Terminiren ist verboten. Nun ist auch alle Zauberei (57 Zauberer und Hexen wurden noch 1678 hingerichtet) verschwunden. Das Gnadenbild von Plain, wunderwirkend seit dem dreißigjährigen Krieg, im J. 1751 und seither jährlich mit Gold und Edelgesteinen gekrönt, bekömmt kaum noch ein Drittheil ehemaliger Pilgrime; Votivgemälde, Krücken, Crucifixe mit sechs Zoll langen Fußzehen, eine Menge verunstaltende Bilder hat der Erzbischof aus den Kirchen geschafft.

Wir müssen, der Kürze wegen, die Nachrichten von den niedern Schulen übergehen, um von der Universität zu bemerken, wie schwer und sonderbar ihr Aufkommen gewesen. Vergeblich bemühete sich Erzbischof Johann Jakob Kuen von Belasy; vergeblich wandte sich Wolf Dietrich an mehrere Orden. Es mag wohl seyn, daß die Salzburger sich überhaupt lieber mit einträglicheren Speculationen beschäftigten; aber dem Rec. scheint ein Haupthinderniß darin gelegen zu haben, weil der Zweck dieser hohen Schule nicht gewesen zu seyn scheint, Aufklärung zu verbreiten,

sondern die neuen Meinungen zu unterdrücken; daher war sie unpopulär. Unter dem thätigen Erzb. Marcus Sittich von Hohenems kam die Universität, vornämlich durch den Eifer der Abts Joachim Puechauer von St. Peter, eigentlich durch Verbindung einiger dreißig benedictinischer Klöster zu Stande, war aber in der That nur Gymnasium. Der Geist, welcher darin herrschen mußte, ist schon an diesen Umständen zu erkennen. Billig hielt der einsichtsvolle Erzb. Paris von Lodron dieses Institut nicht für ganz geschickt, praktische Männer zu bilden; hiezu, scheint es, errichtete er, wenigstens als kleine Pflanzschulen, das rupertinische und marianische Collegium. Ganz anders sieht es, bekanntlich, nun aus; wie der Lectionscatalogus und das Verzeichniß der nun lebenden Schriftsteller zeigt. Merkwürdig ist, daß niemals eine medicinische Facultät bei dieser Universität hat aufkommen können. Das Capital der Universität wird, außer verschiedenen Gütern, deren Werth und Ertrag nicht bestimmt sind, auf 72,000 Gulden berechnet, welche von der Landschaft mit fünf Proc. verzinset werden. Die Bücher des berühmten Besoldus waren der Anfang der Universitätsbibliothek, die nicht über 13,000 Bände stark ist. Es werden aber billig die 40,000 Bücher der (auch an Handschriften nicht armen) Bibliothek zu St. Peter und die 20,000 Bände der (auch mit Prachtwerken prangenden) Hofbibliothek, in der

Schätzung literärischer Hülfsmittel für Salzburg mit in Anschlag gebracht. Die wichtigen Mineraliencabinette des Hofkanzlers Baron Kürsinger und Hofkammerraths Schroll, das Naturalienkabinet des Generaleinnehmers Baron Rehlingen und der Gewächsgarten des Handelsmanns Hrn. Ränftl, haben zu viel eigenes, um nicht Auszeichnung zu verdienen. Endlich dürfen beide gelehrte Zeitungen und die vielfältig ausgestandenen Kämpfe wider „einen Obscurantenclubb" nicht übergangen werden. Von älteren Gelehrten, die gelegentlich vorkommen, machen wir auf das aufmerksam, was bei Gelegenheit seines Sterbehauses und Grabmals von dem berühmten Paracelsus, gesagt ist. Aus einer sehr seltenen Schrift ist sein Testament und Inventarium abgedruckt zu lesen. Auch Luthers Freund, Staupitz, der hier als Abt zu St. Peter starb, hat ein würdiges Denkmal; seine Schriften und Bücher vernichtete der Eifer eines spätern Abts.

Von alter Kunst scheinen sich keine erheblichen Ueberbleibsel gefunden zu haben. Doch verdient der (vorgebliche) Antinous Erwähnung: Ein ungemein schöner Jüngling, eine Streitaxt haltend, neun Fuß hoch, von Bronze, ist im J. 1502 bey St. Veit in Kärnthen ausgegraben worden, und steht nun in der Residenz; ihn für einen Antinous zu halten, dazu hat man keinen andern Grund, als seine Schönheit; noch

dazu ist nicht gesagt, ob es der Charakter der Schönheit ist, welche den Antinous unterscheidet. Eine Menge alter Münzen ist in der Silberkammer, aber in Teller und Schüsseln eingelegt, freilich sehr unbequem, zu sehen. Aus den mittleren Zeiten haben wir nicht viel gefunden, das besondere Betrachtung verdiente (einige Kirchengeräthe; ein Evangelienbuch, das des h. Ruprechts gewesen seyn könnte). Die unterirdische Welt bietet eine etwas größere Zahl von Merkwürdigkeiten dar: Billig wird angezeigt, was in gewissen Gräbern bei ihrer Eröffnung gefunden worden; auch durch welchen Ausdruck von Schmerz oder Bewunderung die Alten gesucht, geliebte oder verehrte Personen im Gedächtniß der Mitbürger zu erhalten. Das fürchterlichste Grab ist wohl das, welches in der Nacht vom 16. Julius im J. 1669 beinahe dreihundert Menschen unter einem von dem Mönchberg herunterrollenden Fels gefunden: und (was allein nützliches dabei zu thun war) es ist zur Warnung angezeigt worden, daß die Unglücklichen oder ihre Väter zu viel in die Seiten des lockern Berges hineingebaut hatten; wie er denn von dem an jährlich untersucht wird.

Details über die Baukunst können bei einer so ausführlichen Stadtbeschreibung nie fehlen. Wir zeichnen hier nur aus, was über die erzbischöfliche Residenz, I, 316—394 über das Lustschloß Mirabell, I, 520—546, über Hellebrunn I, 190—202, von der

majestätischen Domkirche I, 412—416, von der Spitalkirche u. a. m. ausführlich gemeldet wird, und nicht ohne Vergnügen, manchmal mit Bewunderung dessen, was mit so beschränkten Hülfsmitteln hat geschehen können, zu lesen ist. Dem Fleiße des Verf. entgehen auch weniger in die Augen fallende Dinge nicht: z. E. die seit 1562 in einem Bürgerhause bestehende fliegende Stiege; die zu Abwendung von Erdbeben unter den Thürmen des Doms angebrachten tiefen Cisternen. Die Festung Hohensalzburg wird, wie sie im sechszehnten Jahrhundert war, und wie sie nun ist, gut beschrieben. Unter den Zierden der Palläste können wir vorzügliche Gemähldegallerien nicht übergehen: von der Sammlung auf Leopoldskron (Firmianisch) ist ein Verzeichniß; wir nennen davon blos die 217 Porträts von Mahlern in dem Billardzimmer. Die Gemähldesammlung des jetzt regierenden Erzbischofs, in Verbindung mit der von dem Erzb. Harrach hinterlassenen (II, 580—584) Gärten wollen wir den Lodronschen in Aigen anführen.

Die Verfassung wird eigentlich im zweiten Bande geschildert. Von dem Ursprung des Erzstifts liefert Hr. H. gute Nachrichten; in der Chronologie tritt er Hansiz bei, und läßt den h. Ruprecht zu Anfang des achten Jahrhundertes an den Ort kommen, wo Gesträuch die Trümmer Juvaviens deckte. Hierauf handelt er von der Manier, wie seine Nachfolger zu

der obersten Würde gelangt sind; nämlich (wie meist überall) durch freie Wahl der Geistlichen, der Großen und des Volks, welcher damals eine Vorwahl zu St. Peter vorgehen mochte. Es wird gezeigt, wie nachmals das Domkapitel, zumal nach seiner Säcularisirung, das Wahlrecht allein ausgeübt, und wie man sich mit einer Proclamation an das Volk begnügt habe. Die Formen der Wahl vor 1612; die vielfältigen Versuche des Domkapitels, theils während der Sedisvacanz, theils vermittelst bedungener Wahlverträge mehr Gewalt auszuüben, als man ihm, ohne Gefahr für die Finanzen u. s. f. überlassen zu können glaubte; wie der Reichshofrath jene Eingriffe 1784, die Ansprüche eines Condominiums eben derselbe 1779, und der römische Hof 1701 wirksam zurückgehalten habe. Die Primatie wird aus dem Recht eines Legati a latere deducirt. Es wird bemerkt, daß man seit mehr als hundert Jahren den Cardinalshut nicht mehr gesucht, weil die Würde eines Erzbischofs in der That höher ist. Die Taxen sind von 26000 auf 7000 Scudi gesunken. Die Regentenmacht wird in allen ihren Zweigen beschrieben. Da keine Wahlkapitulation mehr statt hat, so ist sie einerseits unumschränkter, als in vielen andern geistlichen Wahlstaaten; doch kann der Erzb. weder ohne das Domkapitel etwas von Gütern und Rechten veräußern, „noch ohne Rath und Zuthun" der Landschaft Auflagen machen. Wir fügen nur noch

bei, daß er seit 1777 ein Privilegium de non appellando besitzt, wodurch die Appellationssumme von 400 Rthlr. auf 2000 Gulden erhöhet wurde.

In Ansehung des Domkapitels wird urkundlich beigebracht, wie im J. 1122 S. Ruprechts Chorherren Augustinermönche geworden, im J. 1514 aber, vornehmlich durch Vorschub des Cardinals von Gurk, Matthäus Lang, den sie zum Erzbischof wählten, den Ordenshabit, nicht ohne vielen Widerspruch des Adels und der Landschaft, wiederum abgelegt haben. Unter dem Domprobst (nachmaligem Erzbischof) Andreas Jacob von Dietrichstein, 1733, wurde das noch bestehende, obwohl nie bestätigte, Statutenbuch abgefaßt, aus welchem der Verf. einen nützlichen Auszug liefert. Die Ahnenprobe kam (obschon auf edle Abkunft, doch unausschließlich bloß moralisch edler Männer, auch zuvor gesehen worden) in dem sechzehnten Jahrhundert auf. Zu Grafen wurden die Domherren von Salzburg unter Kaiser Leopold I. erhoben, und sind es seither meist alle; Wolf Dieterich hat 1606 mit dem Capitel verabredet, nie aus den großen Häusern Oestreich oder Baiern zu wählen; dieses Statut sey nicht bestätiget (dafür ist es aber beobachtet) worden.

Spuren einer Landschaft werden schon 1387 in einer Bete gezeigt, welche die Geistlichkeit und Ritter nebst der Stadt S. „mit Willen und Gunst anderer Landleute und Städte" ausgestellt; worauf im J.

1403 eine „Verbündniß der Geistlichen, Ritter, Knechte und Städte" vorkömmt. Der erste förmliche Landtagsreceß ist vom J. 1525. Erneuert wurde die landschaftliche Verfassung von dem Erzb. Paris, Grafen Lodron, der im Anfang des dreißigjährigen Kriegs (den er ganz und glücklich durchlebte) nach seiner Weisheit fühlte, wie nothwendig Popularität in der schweren Zeit ihm seyn würde. Nun besteht sie aus acht Prälaten, deren bei dem jährlichen Landtag die Hälfte erscheint; den vier Erbämtern, dem Comthur von St. Ruprecht und den Rittern von der Landtafel, welche zusammen acht Deputirte senden; der Bürgerstand besteht aus sechs Ständen und 23 Märkten: die Städte senden drei, die Märkte Einen Deputirten. Man erkennt auch hieraus, wie im XIV. und XV. Jahrhundert Bürger und Landleute ein großes Gewicht erworben, welches sie einbüßten, als die Religionsneuerung, die sie häufig beitraten, ein Vorwand wurde, sie zu trennen, und andern Ständen mehr Gewalt zuzueignen; und daß zwar der Adel auch hier so viele Glieder als die beiden übrigen Stände zum Landtag abordnet, doch gemeine Landleute auch hier von einer öffentlichen legalen Stimme nicht ausgeschlossen sind. Ein glücklicher Umstand! weil, wo Gesetze dem Landmanne keine Stimme geben, sie nur tumultuarisch ausbrechen kann. Von der Stadt läßt sich merken, daß auch sie schon um 1287 Freiheit gesucht, mannich-

faltig (und am gewaltsamsten, wo Religion den Vorwand gab) eingeschränkt, von den Kaisern begünstiget, aber von dem Landesherrn durch sogenannte Coups d'état (wie II. 290) und, in Zeiten allgemeiner Verwirrung, da sie geschwächt und ermüdet war, vollends um die Selbstständigkeit gebracht worden, die sie sich hatte geben wollen. Uebrigens ist mit der Landschaft die Landmannschaft nicht zu verwechseln: diese besteht aus dem Landadel und hat eigene Privilegien.

Das nächste, wonach man weiter fragen wird, dürfte das Militär seyn: dieses ist nie zu Unterdrückung des Landes, sondern zu seinem Schutz gehoben worden: die innerlichen Unruhen hat die Geistesgegenwart der Fürsten und bairische Hülfe gestillt. Lange war das Militär des Hofs höchst unbedeutend; in der That wurde an keine andere Furcht, als an die der osmannischen Waffen, gedacht; als Paris Lodron den Staat in höchster Noth sah, wandte er sich an die Landfahne; 24,000 Mann standen auf; der Feind kam nicht. Nach diesem casarmirte er eine beständige Miliz. Aber wie könnte sie drückend seyn, da sie aus kaum 820 Mann besteht.

Soldaten erfodern Geld, und Geld gewinnt der Steuerbare durch Landbau, Fleiß und Handel. Speditionshandel war in jenem, für die teutschen Städte glücklichen Zeitalter, als die vornehmste Straße aus Indien über Kairo und Alexandria, von da mitten

durch Teutschland nach den Hanseatischen Städten gieng. Eben der hieraus entsprungene Wohlstand gab den Salzburgern so viel Muth; so, wie nachmals der Verfall dieses Handels gewiß auf die mehrere Biegsamkeit ihres Charakters wirkte. Es ist merkwürdig, daß auch der Handel mit Weinen von eigener Cultur im XIIten Jahrhundert vorzüglich war. Jetzt sind in der Stadt 55 stehende Handlungen, 457 Gewerbe; alle Meister können Gesellen und Knechte halten, so viele sie wollen; wo aber die Verordnung entweder nicht von 1657 oder nicht von Erzb. Paris ist (denn er starb 1653). Hinlängliche Angaben, in wiefern der Ertrag jener Handlungen und Gewerbe wichtig ist, fehlen; wenn man II, 303 ff. den Factor Sigmund von Hafner im J. 1787 an Legaten und milden Stiftungen, außer dem, was er seinen Universalerben läßt, über 795,295 Gulden disponiren sieht, so ist man begierig zu wissen, auf welchem Wege sein Haus so viel erworben, und ob mehrere dieser Art sind.

Uebrigens scheint die Finanzverwaltung entweder sehr sorgfältig gewesen, oder von glücklichen Speculationen (wie es dem Erzb. Johann Ernst von Thun mit holländisch-ostindischen glückte) mächtig unterstützt worden zu seyn; man sieht die Fürsten, selbst in schweren Zeiten, sehr große Summen zu Stiftungen verwenden. Wie hoch sich ihr ordentliches Einkommen belaufe, finden wir nicht angegeben. (Dem Rec. ist

von 800,000 Gulden gesprochen worden; andere nehmen es um ein Drittheil höher an.) Der reine Gewinn der, bekanntlich wichtigen, Berg- und Hüttenwerke, wird auf jährliche 227,000 fl. gerechnet (II, 247; vgl. I, 577, 582 ff.) Die jährliche Ausmünzung beläuft sich auf 300,000 fl. Die Einkünfte der Landschaft (von Steuern, Abzuggeldern und grundherrschaftlichen Decimationen) auf 317,166.

Mit Vergnügen erkennt man das Bestreben um den Fortgang der Cultur in dem Beispiel, das schon früh in Betreff der Obstpflanzung u. a., unter Leopold Anton von Firmian durch Verbesserung der Stuterei gegeben wurde, und durch die Viehzucht auf dem fürstlichen Meyerhofe erscheint, besonders aber in Benutzung des großen Moores sichtbar ist, worin, wenn auch nicht ganz Juvavia, doch gewiß prächtige Villen der Alten versunken sind, und welches, seit Erzb. Firmians löblichem Beispiel, endlich abgeleitet, bebaut und besonders zu Torfstechereien mit größtem Nutzen gebraucht wird.

Rec. wollte noch Proben von dem geben, was für die Sittengeschichte aus diesem Werk zu lernen ist, oder für und wider den Charakter verschiedener Erzbischöfe daraus erhellet: Er wollte nun von der einfaltvollen Milde der Alten, von unschuldigem Aberglauben, von der Bestimmung einer ordentlichen Stunde zu Schlägereien, hinwiederum von ihrer Grausamkeit

gegen Juden, von dem Erzbischof, der dem Domprobst die Augen ausstechen ließ, weil er ihn verklagt hatte, von ihrer fürchterlichen Malefizmaschine, von Steinhausers sehr naiver und merkwürdiger Schilderung seiner Mitbürger, von Jagd, Turnierwesen und Gastfreiheit manches ausheben. Er wollte ferner auf die beigebrachten Polizeiordnungen aufmerksam machen, auf die Preise der Lebensmittel, wie sie 1460 bestimmt worden, auf Matth. Langen Malefizordnung von 1533, in Vergleichung jener um 200 Jahre ältern, den Keuschheitsverwahrungen durch die Missionärs 1736, und der weisern Rücksicht auf die Schwächen der Menschheit, welche nun, was nicht übersehen werden kann, nur väterlich züchtiget. Ueberdies wäre über die alten Pestanstalten, über die Kornpolizei, über die Brandassecuranzcasse, über die gute Einrichtung im Spital vieles zu sagen gewesen. Endlich, weil das Andenken der Fürsten doch nicht aus vorgeschriebenen Lobreden oder bezahlten Zuschriften, sondern aus Monumenten, die sie hinterlassen, und manchmal aus dem Eindruck, der in der Ueberlieferung von ihnen bleibt, sich beurtheilen läßt: so hätte sich zeigen lassen, wie eifrig doch die meisten Erzbischöfe bemühet waren, durch löbliche Stiftungen oder Anstalten einen verehrten Namen auf die Nachwelt zu bringen; persönlich würde Paris, aus den Grafen Lodron, als der größte, erscheinen, der auch dem Staat in gefahrvol-

len Zeiten militärische Consistenz, und dem Militär durch strenge Ordnung und gemeinnützliche Arbeiten wahren Werth zu geben bedacht gewesen. Man würde bei der charakteristischen Kraft Wolf Dietrichs von Raitenau ihm etwa vergeben, daß er auf seinen fürstlich geehrten Bruder (mit Recht oder Unrecht) endlich Zorn gefaßt (er wurde doch wieder sein Wohlthäter); und noch lieber, daß er die schöne und gute Salome Altin von Festin zu sich holen ließ, die, von jedermann verehrt, ihm seine letzte Regierungszeit angenehmer machte. Er hat die Stadt gepflastert; er war eifrig für die Orden, welche er allein als Volkslehrer kannte, und er versäumte nichts, für die Bildung derer zu sorgen, welche andere lehren sollten. Seine Strenge rettete sein Volk von der Pest: er hielt in Stürmen wie der von Ungewittern unerschütterte Thurm, der sein Sinnbild war, und kann überhaupt kein gemeiner Fürst gewesen seyn, da er, seiner Schwachheit für die Altin ungeachtet, in der Meinung des Volks nach seinem Tode verehrt geblieben. Man würde an Marx Sittich von Hohenems den Geschmack für religiösen Pomp entweder als eine Popularitätsmaaßregel betrachten, oder doch nicht vergessen, wie er übrigens Menschenfreund, Freund der Natur und Stifter der Universität gewesen; den sonst guten Max Gandolphen von Kuenburg wegen seines an einen Unwürdigen verschwendeten Vertrauens

bedauern, und es loben, daß er sich nicht scheute, den Irrthum zu erkennen; an Johann Ernst von Thun Schwäche der Menschlichkeit finden, wo er gegen die Stiftungen und Ideen des Vorwesers Leidenschaft verräth, aber nicht vergessen, was er für die Armen, für das Alumnat, für edle Jünglinge, und als Stifter des Leihhauses, was er sowohl für die Stadt als das Militär durch den Casarmenbau, was er selbst gegen den Aberglauben, und wie viel er von diesem allem aus eigenem Vermögen, und wie ohne Rücksicht auf nachrechnendes Lob (er verbrannte die Rechnungen), er alles gethan. Man würde in unserem Jahrhundert Jacob Ernst von Lichtenstein und Andreas Jacob von Dietrichstein gleich wohlthätig für das Volk, und diesen unterstützen sehen, was jener unvollendet ließ. Aber die Gränzen einer Anzeige sind schon überschritten.

37.

Wien, bei Alberti. Anton's Edlen von Geusau, des H. R. R. Ritters, Off. des L. Magistrats zu Wien, Geschichte der Stadt Wien, in einiger Verbindung mit der Geschichte des Landes. Vier Theile, mit 20 Kupfern. 1792 u. 93. Zusammen 1386 S.

Diese schätzbare, analytische Sammlung aller Wien betreffenden historischen Merkwürdigkeiten hat vor den sämmtlichen ältern Arbeiten über den nämlichen Gegenstand die unleugbaren Vorzüge, daß sie in gedrängter Kürze größern Reichthum von Sachen enthält, und von dem ersten Ursprunge sich bis auf das Ende d. J. 1793 erstreckt. Im Einzelnen werden über die Frage, ob dieses und jenes noch herein oder hinaus gehörte, die Meinungen verschieden seyn; dem Verf. gebührt aber Lob dafür, daß er den Wunsch einer jeden Art von Lesern zu befriedigen gesucht. Es ist auch ganz gut, daß er sich weder in die Philosophie der Geschichte eingelassen, noch in der Darstellung ästhetisches Verdienst hat suchen wollen; die hiezu erforderlichen Talente und Studien sind von anderer Art, und ein ver-

unglücktes Bestreben würde seine Arbeit nur entstellt haben.

Bei der unzähligen Menge von Materialien müssen wir uns auf die Bemerkung einiger Hauptmomente beschränken. In der ältesten Geschichte beleuchtet Hr. v. G. mit kritischem Fleiße nicht nur die Arbeiten seiner ältern Vorgänger, sondern auch die neueste des Hrn. von Prandau. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu seyn; es ist aber eine umständliche Erörterung von uns um so weniger zu erwarten, als bei aller Mühe doch wenig sichere Resultate heraus zu bringen sind. Wie kann es anders seyn, da Jahrhunderte lang (I, 122; von 568 bis 791; von 900 bis 1042) gar keine urkundliche Erwähnung dieser Stadt zu finden ist. Der Verf. verdient Beifall, daß er den ganzen Zeitraum vor Heinrich Jasomirgot in einen mäßigen Band zusammengedrängt hat. Die Spuren der Römer und die aus St. Severins Leben gezogenen Notizen über das Rügenland (das nördliche Oesterreich) hat er gut auseinandergesetzt. Diese Arbeit über die ältern Zeiten ist überhaupt gründlich, und die Angaben sind mit meist wörtlicher Anführung der Quellen unterstützt. Aus den mittleren Jahrhunderten sind schätzbare Urkunden ganz, oder auszugsweise, eingerückt. Wir zeichnen hier nur (II, 23) den Freiheitsbrief von 1198 beispielsweise aus: da wir hinlänglich wissen, wie diejenigen Stadtregierungen gebildet worden, deren

Originaltypus Magdeburger, Lübisches oder Cöllner Recht war, so hat es ein eigenes Interesse, die Entwicklung einer Municipalität, welche in einer ganz andern Lage entstand, zu verfolgen. Man wird jedoch finden, daß auch hier die Natur der Dinge auf ähnliche Resultate gebracht hat: die 24 „vortrefflichen, vornehmen Bürger" (II. 29) waren wohl ohne Zweifel das Stadtgericht, die hundert „getreuen Männer „aus allen Gassen, da die Verständigern wohnen," der Senat, welchen an die Stelle der Volksversammlung zu setzen, das Interesse der Ordnung und (da die Stellen ohne Einkommen waren) meist überall der eigene Wunsch des Volks war. Wie viel wäre nicht über die Züge in dieser Urkunde, welche die Sitten charakterisiren, anzumerken: und über die ähnliche Urkunde von 1237 (II, 76), wo schon so viele Sorgfalt für guten Jugendunterricht sichtbar ist. Nicht weniger ist der Stiftungsbrief von St. Michael 1221 und der Auszug der Acten der Synode 1267 (II, 44, 108) wichtig. Ueberhaupt, wenn man jene Zeiten actenmäßig studiert, scheint der emporstrebende teutsche Geist eine Entwicklung zu versprechen, welche man am Ende ungern durch Umstände und Anstalten anderer Art gehindert sieht. Die Darstellung davon hat wirklich praktisches Interesse, und die Geschichte der Teutschen müßte würken, wenn sie nur einst geschrieben würde. Desto schätzbarer sind solche Beiträge. Das Stadtpri-

vilegium de non appellando, 1278 (II, 138); Wien, „des Reiches Hauptstadt," 1281 (II, 146) der Sinn des Wortes Rathhaus (II, 183); der kurzweilige Rath Otto Neidhard Fuchs, 200 ff.; die Revolution in der Kleidung, 204, und viele andere Punkte hatte der Recensent sich zu Bemerkungen ausgezeichnet; aber die Reichhaltigkeit des Ganzen erlaubt es ihm nicht, bei einzelnen Materien stehen zu bleiben. Eine Menge Fabeln, die zum Theil in Schriften, theils auch in der Sage herrschen, erhalten in diesen ersten Theilen ihre Erläuterung. Wir übergehen die Anzeige des Anbaues der verschiedenen Gassen und Vorstädte, weil für den Ausländer dieses kaum in Kürze verständlich zu machen wäre; Einwohner aber hoffentlich das Buch selbst lesen werden. Rec. war bisweilen unschlüssig, ob die, zumal in neuern Zeiten, sehr umständliche, Witterungsgeschichte nicht allzu ausführlich beschrieben wäre; er erwog jedoch, daß außer dem Nutzen für den Beobachter der Natur, welcher gern darüber alles beisammen finden wird, auch dem Bürger die Erinnerung an alte Zeiten dienen kann, ihn von mancher Furcht und abergläubischen Eindrücken zu heilen. Im dritten Bande kommt vieles zur Literargeschichte dienliche vor. S. 73 ist Aeneä Sylvii Beschreibung Wiens mit Recht übersetzt; eine ähnliche aus jedem Jahrhundert wäre die schönste Zierde dieser Geschichte; die auch von Moser (patriot. Archiv III, 249) aus

Conſtantini Germanici itinerario abgedruckte Beſchreibung wäre beim J. 1680 ſehr an ihrer Stelle geweſen, um das Volk zu ſchildern, welches drei Jahre ſpäter die türkiſche Belagerung aushielt. Die Fronleichnamsproceſſionsordnung von 1464 (III, 101), iſt darin ſehr merkwürdig, daß ſie eine Vertheilung der Gewerbe zeigt, welche unerwartet mannichfaltig war, und auf den Flor derſelben ſchließen läßt. Die beiden türkiſchen Belagerungen ſind (III, 162 bis 214, IV, 88 bis 161) umſtändlich und mit jener ungeſchmückten Einfalt erzählt, welche die Theilnehmung des Leſers für große Begebenheiten am meiſten erregt; die Erzählung iſt durch richtige Plane erläutert. Billig iſt nicht unterlaſſen worden, derjenigen Männer aus allen Ständen, die das Glück hatten, ſich auszuzeichnen, namentlich zu erwähnen. Vom Cornet von Zedlitz, (III, 207) von dem edlen Biſchof Kollonitſch, (IV, 164) war es ohnehin zu erwarten: man wird aber, zumal vom J. 1683, eine Menge wenig bekannter Anekdoten antreffen; wie denn dieſe Noth weit über die vorige gieng, und Wiens Erhaltung durch Wunder von Energie bewirkt wurde. Einer wehmüthigen Betrachtung kann man ſich (IV, 145, 165, 168) bei Sobiesky's Erwähnung, und bei der Inſchrift (Duo longe maximi Europae monarchae) nicht erwehren, und man hat nöthig ſich zu erinnern, daß ſein Volk eben dadurch ſein Unglück zum Theil verdiente, daß es die Heldengröße und den edlen Sinn

eines solchen Mannes so wenig zu schätzen wußte. Angenehm ist es (III, 256 f., 262, 267) auch die Gaben der damaligen Reichsstände zu Befestigung der Vormauer des Vaterlandes in Stein verewiget zu finden. Aus den milden Zeiten des ersten Ferdinands und Maximilians II. kommen (III, 258, 266, 268, 272 und sonst) allerlei merkwürdige Züge von Toleranz vor: es ist aber (IV, 16, 19 und sonst) unter Ferdinand II. und III., und, unter Leopold I., eben so betrachtungswürdig, wie bei allen Fortschritten, welche der Protestantismus in der öffentlichen Meinung gemacht zu haben schien, die Unterdrückung doch möglich geworden. Dieses wollen wir nicht als eine Billigung jener Dinge bemerkt haben, wohl aber zu einiger Aufmerksamkeit für die, welche zu geschwind gewisse Ideen, die eben herrschen, durch die vorgebliche Stimme des Publikums bis zur Unüberwindlichkeit erhoben glauben. Solche Dinge erregen, je nach dem Gesichtspunkte, den jeder hat, Hoffnung oder Besorgniß. Die fürchterlichen Hinrichtungen durch Rad, Viertheilungen, Zungenausschneiden, Spießen bei lebendigem Leibe (III, 281, 284) gehören zum Sittengemählde der letzten Jahre des XVI. Jahrhundertes; wie der Contrast grausamer Mordthaten (IV, 40) mit der eifrigen Religiosität, welche die öffentlichen Handlungen auszeichnete. Rec. wollte hier etwas von der Verfeinerung der Gefühle

in unsern Zeiten und von den Würkungen freierer Verstandescultur sagen; aber er erinnerte sich der Landsleute Racine's und Voltaire's! Ueber die berühmten Hinrichtungen von 1671 sind (IV, 55 ff.) aus dem Stadtarchiv noch einige Umstände beigebracht. Erschütternd ist die Beschreibung der Pest, welche im J. 1679 zu Wien bei 123,000 Menschen getödtet (IV, 60 —69). Die Eröffnung des ersten Caffeehauses kömmt gleich nach der letzten türkischen Belagerung vor. (IV, 171); die erste Beleuchtung der Stadt im J. 1688 (IV, 184). In der Geschichte der letzten hundert Jahre ist der Verf. in der Beschreibung der öffentlichen Feste manchmal etwas ausführlich: allein, in der Geschichte des Geschmacks und der Sitten eines Volks haben auch diese Dinge ihr unverkennbares Interesse. So wird in alten Erzählungen von dieser Art, Pracht und Würde, wobei am Ende der Sinnengenuß doch nichts verlor, immer charakteristisch erscheinen. Beim Anfang des laufenden Jahrhundertes wird der Anfang der Wiener politischen Zeitung bemerkt (IV, 207); bei 1703 die große Unternehmung der Linien (IV, 210); bei dem J. 1705 die Errichtung der Bank (215); in demselbigen Jahr, unter dem Hofcanzlar Grafen Sinzendorf die Akademie der Künste (217); die Ingenieurakademie (242). Aber von dem an vervielfältiget sich die Erbauung von Pallästen unter Karl VI., die Zahl

der Anstalten und Verordnungen unter Maria Theresia, der Reformen und Versuche unter Joseph II., auf einen solchen Grad, daß es in einer Recension unmöglich ist, auch nur Hauptsachen vollständig auszuheben. Die kaiserliche Bibliothek, von Karl VI., bello ubique confecto, amplis aedibus, zu öffentlichem Gebrauch eröffnet (1726. IV, 258), darf in einer A. L. Z. nicht übergangen werden. Von IV, 267 folgt eine gute Beschreibung der Vorstädte. Bei dieser ist Rec. das ausserordentliche Mißverhältniß der Häuser und Einwohner aufgefallen; zu St. Ulrich 45,000 Einwohner in 400 Häusern, auf dem Spitalberg in 150 Häusern 10,000, auf der Leimgrube 6400 Einwohner von 40 Häusern, u. s. f. (IV, 286, 288 f.). Daß zu Wien insulae, nach dem alten Sinn, mehrere hundert, auch mehrere tausend, Bewohner haben, ist bekannt; fast sollte man aber jedes der obigen Häuser für eine solche halten; immer wäre einige Belehrung über diesen Punkt nicht überflüssig gewesen. Der schnelle Anwachs der Volksmenge in diesen Vorstädten hat eigentlich nur für den etwas unglaubliches, der nie beobachtet hat, wie geschwind sich dieselbe überall mehrt, wo eine gewisse Wohlhabenheit herrscht, und nichts die Bevölkerung hemmt. Wir können die Anstalten Theresiens in ihren ersten großen Gefahren (IV, 325 ff. 336 f.) nicht unerwähnt vorbeigehen. Die große Frau wußte aber

durch Freude ihr Volk munter zu erhalten; S. 333 die Beschreibung des Frauencarrousels; die Festins S. 338, 342, 382, 416, 432 u. a. Hiemit ist ihre Vorsorge für die Armen (S. 345), für die Jugend (ihr Theresianum) (S. 348, 357, 367), für die Universität (S. 364, 387) zu verbinden. Das Observatorium und Hell, van Swieten's Ehren, die durch Fürst Kaunitz emporgebrachte Kunstakademie, das Münzkabinet (S. 386, 401, 429, 417, 409) verdienen so gut ihre Auszeichnung, als daß der Theresienorden 1757 gestiftet, 1764 der Stephansorden erneuert, und 1760 die ungarische Garde errichtet worden (S. 393, 403, 398). Am wenigsten wird den mehreren Einwohnern und Reisenden die Erinnerung gleichgültig seyn, wie der Prater 1766, wie 1775 der Augarten, eröffnet wurde (S. 411, 449). Die Militärconscription datirt von gleichem Jahr 1771, wie die Normalschulen (S. 436 f.). Der Geist neuerer Zeiten wird immer merkbarer: zugleich wurden die Frühpredigten eingeführt, und die Feiertage vermindert (1772. S. 439); die Aufhebung der Jesuiten wird S. 443 angezeigt. Großhändler entstehen (1774. S. 446) und das Hoftheater wird von Joseph Nationaltheater genannt (S. 447). Das bequeme Institut der kleinen Post, die Vorlesungen über Landescultur, und über die Vieharzneikunst, die Anstalt für die Taubstummen, die ordentliche Be

leuchtung der Stadt, die Einrichtung der Bildergalerie (S. 441, 448, 429, 458, 459, 453, 450), ist alles noch aus Theresiens Zeit. Die thatenreichen Jahre Josephs, insofern er sie durch Verordnungen für Wien oder daselbst blühende Institute merkwürdig machte, füllen 103 Seiten (466—568). Mit besonderer Ausführlichkeit ist aber der Aufenthalt des Papsts (471—499) beschrieben, und im Anhang sind noch vier sich darauf beziehende Schreiben beigefügt. Wir zeichnen nur noch die Veranstaltung des allgemeinen Krankenhauses, die Einrichtung der Pfarren, das Armeninstitut, die neue Organisirung der Wiener Municipalität, die Reformen bei der Universität, die protestantischen Kirchen, und die Abschaffung vieler abergläubischen Gewohnheiten aus (505, 534, 507, 518, 521, 536, 537 f., 511, 532, 548, 556). Die neuern Begebenheiten sind noch jedermann bekannt. Der Verf. schließt mit einer Uebersicht der Größe Wiens: 1270 Gebäude, nämlich Palläste, Häuser und öffentliche Gebäude in der Stadt, 4878 in den Vorstädten enthalten die Anzahl von 270,000 Einwohnern (S. 590 ff.), welche Schatzung nicht übertrieben ist. Man rechnet 6000 Lakeien, überhaupt 40,000 Dienstboten beiderlei Geschlechts. So wie im Anhange des zweiten Bandes die Pfarrer, des dritten die Pröbste zu St. Stephan, jene seit 1147, diese seit 1365, und die Bischöfe von

1480 bis 1612 verzeichnet worden, so folgen am Ende des letzten Theils die übrigen Bischöfe und Erzbischöfe von Wien, unter welchen sich verschiedene mit Recht verehrte Namen auszeichnen; die Bürgermeister, von Paltram (dem die Chronik zugeschrieben wird), 1276, bis auf diesen Tag; die Stadtrichter seit 1217; von 1228 bis 1408 Münzmeister; die Stadtschreiber seit 1302; die Stadtanwälde seit 1400. Hierauf die Namen der gegenwärtigen Municipalität, mit Einschluß der Grundrichter in den Vorstädten. Endlich eine Nachricht von dem Bürgerregiment, Artillerie und Schützencorps.

Wer es versucht hat, oder sonst einsieht, was erfodert wird, um eine Geschichte so lange Jahrhunderte hinab ohne Lücken durchzuführen, wird diese mühsame Arbeit mit Dank benutzen, und wünschen, daß dem patriotischen und fleißigen Verfasser nur noch mehr archivalische Quellen mögen geöffnet werden, um sie mehr und mehr zu berichtigen und zu ergänzen.

als einen Werth. Man erkennt bisweilen, daß, und warum, Pontanus falsch gelesen, oder seinen Text, wenn auch nicht unglücklich, doch willkührlich, verändert. Die Hauptomissionen aber sind von zweifacher Art: theologische und diplomatische. Jene haben zweierlei Gegenstände: sie beziehen sich auf die Religionsstreitigkeiten mit den Lateinern, oder auf den Islam. Ueber jene äußert sich Phrantzes auf eine, seinem Verstande zu Ehre gereichende, Weise. Man erkennt den Staatsmann, dem die Controvers Nebensache war. Bei Anlaß des Conciliums zu Florenz eifert er nicht gegen die lateinische Glaubensform, wohl aber gegen den übergroßen Trieb, sie zu der alleinherrschenden zu machen; die griechische hält er für die älteste, und exemplificirt nun S. 39 den Stand der Sache so: „seit vielen Jahren wandeln wir in Constantinopel „die große breite Straße, die nach der Sophienkirche „führt: Es ist nicht unmöglich, daß jemand eine eben „dahin leitende Gasse findet, und für besser hält: aber „warum will er mich zwingen jene zu verlassen? Ey „so gehe denn jeder seinen Weg, an dem ich ihn nicht „irren will; in der Sophienkirche finden wir uns doch „wohl zusammen.“ Zum andernmal kömmt er auf die Lateiner bei Anlaß der unfreundlichen Vorwürfe, welche man nach dem Verlust Constantinopels im Occident hören mußte, als wenn er eine göttliche Strafe des eigensinnigen Schisma wäre. „Aber sind denn“ (frägt

er S. 69 ff.) „die Moslemin durch ihre Rechtgläubig„keit so glücklich? Und wenn unsere Glaubensform „uns das Unglück zugezogen; wie kömmt es, daß doch „Rußland, bei eben derselben bestehet und aufblühet!" Er zeigt, wie thöricht, ja wie schädlich es sey, die Ursachen von Staatsrevolutionen da zu suchen wo sie nicht sind: in der That werden alsdann auch unzweckmäßige Vorbauungsmittel gebraucht. Seine Polemik gegen den Islam ist ausführlicher und weniger merkwürdig: seine Begriffe von der mohammedanischen Religion sind zwar geläuterter, als bei ältern Byzantinern: doch ist, was er von dem Propheten sagt, weder von Fabelwerk rein, noch gehörig beleuchtet: hiezu fehlte dem Protovestiarius eine gründlichere Kenntniß orientalischer Sachen und der Quellen, aus welchen Mohammed seine Vorstellungen aufgefaßt hatte. Dennoch sind auch diese Kapitel, hin und wieder durch angeführte Umstände, und im Ganzen in sofern merkwürdig, als sie die Begriffe zeigen, welche man zu Constantinopel von dem Glauben der Eroberer hatte. Die allerletzte unter den diesem Werk von dem Hrn. Prof. Alter beigefügten Schriften setzt dieses Verhältniß der beiderseitigen Religionsideen in ein noch interessanteres Licht; wir reden von der Darstellung, welche der Patriarche Gennadius dem Eroberer von dem christlichen Glauben machte: Mohammed II. war ein für seine Zeit und Nation sehr aufgeklärter Herrscher, und

behandelte diesen Patriarchen mit ungemeiner Gnade. Die Schrift des Gennadius ist in ihrer Art meisterhaft; er weiß die Puncte, welche einem Muselmann vorzüglich auffallen mußten, in das empfehlendste Licht zu stellen. Nachdem er den Höchsten und Einigen auf eine Weise vorgestellt, welche dem Sultan gefallen mußte, kömmt er auf die Dreieinigkeitslehre mit folgender Wendung: „Es sind denn auch gewisse Eigenschaften „(ιδιωματα) in Gott, welche aber seine Einheit gar „nicht ändern: gleichwie in unserm Gemüthe (νου) „Verstand und Wille unterschieden werden, so sind „mit der göttlichen Natur Λογος und Πνευμα (wie „Licht und Wärme, mit dem Feuer) verbunden" (S. 26, der 2ten Abth.). Eben so natürlich beschreibt er, wie der göttliche Logos ενεδυθη τὸν ἄνθρωπον (S. 27). Mit einem Wort, er wußte den Sultan ganz wohl zufrieden zu stellen.

Von diplomatischen Bereicherungen wollen wir zwei bemerken: S. 39 eine im Jahr 1333 ausgestellte δεφενδευσις (Handelsfreiheit) des Kaisers Andronikus des Jüngern zu Gunsten der Einwohner von Monembasia (Napoli di Malvasia) und ihrer in vielen Städten seines Reichs subsistirenden Factoreien; woraus man sowohl die Gegenstände ihres Handels als die überaus lange Reihe von Abgaben und Erpressungen kennen lernt, von denen sie befreit werden. Diese Urkunde bereichert auch das Glossarium Graecitatis

derselben Zeit; welches überhaupt aus Phrantzes mehr als einen Zusatz bekömmt. Die zweite Urkunde ist neugriechisch: ein Schreiben des Cardinals Bessarion an den Pädagogen der emigrirten Thronerben von Constantinopel, Andreas und Manuel Paläologus; S. 92 ff. Dieses Stück hat eben jetzt ein eigenes Interesse; der gutmeinende und vernünftige Cardinal gibt den ausgewanderten Prinzen Lehren, deren Befolgung andern im gleichen Fall sehr dienlich hätte seyn können. Der Geist seines Schreibens ist überhaupt: wie sie doch ja vergessen sollen, daß sie Enkel von Kaisern seyn, um nur sich zu erinnern, daß sie vertrieben, daß sie ολοπτωχοι (von Grund aus ruinirt), nun vom fremden Gelde leben; daß nur Eigenschaften sie beliebt und geehrt machen können, (wie überhaupt, η ευγενεια χωρις αρετης ουδεν ειναι τι ποτε, ohne Verdienst es um den Adel eine elende Sache sey): sie sollen daher die Sitten der Abendländer respectiren (sonst müssen sie auch ihren Subsidien und ihrer gastfreien Aufnahme entsagen); nicht viele unnütze Leute halten; jedermann auf den Gassen, der vor ihnen die Mütze (καππασιν) abnehme, eben so freundlich wieder grüßen; Besuche mit allem zuvorkommenden Anstande sowohl annehmen als erwiedern; von den 300 Ducaten (δουκατων oder auch Φλωριων; Goldgulden), die der Papst ihnen gebe, ja vornemlich geschickte Lehrer bezahlen u. s. f.

Aus allem erhellet genugsam, daß es der Mühe

werth war, den Phrantzes griechisch und vollständig zu ediren. Dieses ist mit derjenigen Genauigkeit geschehen, die man vom Hrn. A. nach seinen frühern Arbeiten zu erwarten gewohnt ist. Die Bücher und Kapitel sind, wie in der Urschrift, geblieben, die Citate aus der lateinischen Uebersetzung passen daher nicht. Vielleicht würde der Herausgeber einigen Dank verdient haben, wenn er die Abtheilungen letzterer am Rande hätte bemerken wollen: aber die Unternehmung war mehr für die griechische Nation, als für die abendländischen Geschichtforscher bestimmt. Der Text ist nicht ohne Druckfehler; doch ist dem Rec. keiner aufgefallen, der ihn für einen Augenblick irre gemacht hätte: und vielfältig läßt sich zweifeln, ob die fehlerhaft scheinende Lesart nicht aus dem Codex selber ist. Nur zwei hätte der Rec in jedem Fall bemerkt oder verbessert gewünscht: Phrantzes sagt in der Vorrede, er wolle den Ursprung der paläologischen Regierung beschreiben απο του πρωτου βασιλευσαντος εκ του γενους αυτων, αχρι της αλωσεως κ. τ. λ.; und mitten in dieser Phrasis, nach πρωτου, bricht die Vorrede ab, und nimmt auf dem folgenden Blatte das erste Buch mit βασιλευσαντος den Anfang. So gehört S. 72. Col. I, ενδοξου — προσχαιρως ην, noch zu dem vorigen Paragraphen; indem sich ενδοξου auf Ενετου bezieht. Der Codex ist an solchen σφαλματων die Hauptursache; er

soll sehr schlecht geschrieben seyn; man sieht es auch am Pontanus, der mehrere Stellen unrichtig las.

Hr. A. hat die Titel der ersten drei Bücher mit Abdrücken einiger byzantinischen Münzen geziert. Auf die mit S. 100 sich schließende Chronik folgt bis 119 ein Register der Kapitel; bis S. 127 ein Verzeichniß der von Phrantzes angeführten Stellen der Bibel, worin der unermüdete Fleiß des Sammlers jener unzählichen Varianten kennbar ist; endlich πιναξ των διορθωσεων γενομενων εν τω αντιγραφω ηγεμονοελεκτορικω της Μυνχεν (Tabelle derjenigen Lesearten des Codex, welchen in der Wiener Ausgabe andere substituirt worden sind) bis 133.

Die beigefügten kleinen Schriften sind folgende: Glaubensbekenntniß der Lateiner, vom Papst Gregorius (IX.) an den Patriarchen Germanus, nebst desselben und seiner (zu Nymphaeum gehaltenen) Synode απαντησει (Rückäußerung), S. 139 — 149; in Beziehung auf den Ausgang des heil. Geistes vom Sohn. Es sind einige Symbolen aus Handschriften beigefügt, und in der Vorrede handelt H. A. besonders ausführlich von einem Exemplar des Athanasianischen, das ihm αρχετυπον και γνησιον συγγραμμα του αγιου Αθανασειου scheint (Vorr. S. XI — XXVII). Die Gränzen der Rec. erlauben nicht, in diese Discussion einzugehen.

Die besonders paginirten Zusätze sind aus dem

selten gewordenen Werk des Crusius Turcograecia, in Ansehung ihres innern Werthes und der Verwandschaft mit den von Phrantzes beschriebenen Begebenheiten, mit Recht neu abgedruckt, und ihnen auch die Abbildung verschiedener kaiserlichen Personen, nebst einem Grundrisse der Stadt, beigefügt worden. Das erste Stück ist eine Geschichte der Stadt und des Reichs von Constantinopel, von 1391 bis 1520, mit einigen Zeilen Fortsetzung bis 1578. Diese ergänzt und berichtiget der Phr. (ohne ihn zu kennen) hin und wieder. Manuel, der jüngere von den oben erwähnten emigrirten Paläologen, fand, scheint es, seinem Geschmack angemessener, sich dem Ueberwinder seines Hauses zu unterwerfen, als in fremder Abhängigkeit im Auslande zu leben: und Mahommed II. ließ ihn weder guillotiniren, noch deportiren, sondern er empfing ihn χαριεντως (freundlich) und Manuel εζη καλως, διαπερων μετα τιμης και αρχοντων ιδιων αυτου (brachte sein Leben angenehm, und in Ehren zu, und hatte seine Amtleute): vier Ortschaften, ein Jahrgehalt (ρογαν) von täglich hundert Aspern, zwei Sclaven und eben so viele schöne Sclavinnen hatte Mahommed ihm sogleich gegeben. (Der Sultan machte keine Erklärung der Rechte der Menschheit; aber es scheint, daß er sie fühlte.).

Dann folgt S. 17 — 24 das merkwürdige Schreiben des Protonotars Theodosius Zygomalas an Mar-

tin Crusius, welches (zumal die letzten drei Seiten) niemand, wer das alte Constantinopel und das ältere Griechenland kennt, ohne Rührung lesen wird.

Obige Schrift des Patriarchen Gennadius beschließt das Werk. Der Recensent setzt es, als eine allerdings merkwürdige Fortsetzung, neben sein Exemplar des Corporis Byzantini, und sieht mit großem Verlangen ähnlichen Bereicherungen der neugriechischen Geschichte entgegen, deren in der Patriarchalischen Bibliothek und an andern Orten noch mehrere verborgen liegen. Es wird ein Verdienst um die Nation seyn, durch die sehr guten Anstalten, welche zu diesem Zweck in Wien sich bilden, und unter Hrn. A. unverdroßner Obsorge, was immer von dieser Art sich finden läßt, durch den Druck zu verewigen. Hierzu sind wir nicht ganz ohne Hoffnung; der Geist der Griechen fängt an, sich aus den mannigfaltigen Fesseln loszuwinden; es kömmt ein literärischer Betrieb unter sie; und Zygomalas urtheilte mit Recht (S. 22) daß sie δεκτικώτατοι (ungemein empfänglich) sind.

39.

Jena, bei Vogt. Grundriß der ältern Menschengeschichte, von Karl Ludwig Woltmann, Prof. der Philos. in Jena. Erster Theil. 1796. 411 Seiten in 8.

Einleitung, über den Charakter der Historie, die Idee der Menschengeschichte, die Ausbildung der Menschheit vor Entstehung solcher Staaten, die in weltbürgerlicher Hinsicht wichtig sind, und über die Aussichten der Menschengeschichte, S. I — LXVI. Aegypten, S. 1 — 95. Staat der Israeliten, S. 96 — 377. Tabellarische Uebersicht, 377 — Ende. Schon aus dem „Plan „der Vorlesungen" und aus der spätern „Einleitung „der Geschichte der Staaten" kennt man den Gesichtspunkt und die Regeln der Geschichtschreibung dieses talentvollen Verfassers: er möchte den Stoff mehr als je ein anderer mit dem höhern Geiste der kritischen Philosophie beleben, und durch allgemeinere Formeln die bisher gewöhnliche Ansicht weltbürgerlich erweitern; beides, „ohne die Reinheit der Historie, dem prakti„schen Zweck zu gefallen, zu beleidigen" (XVI); denn er nimmt diese Behandlung nicht weniger gegen die Anmaßungen der Philosophie, als gegen die Ver-

unglimpfungen bloßer Materialiensammler in Schutz (XXXVII f.). Er bestimmt den Begriff der Menschengeschichte als eine Darstellung der ununterbrochenen Fortschritte des menschlichen Geschlechtes zu seinem letzten Ziele, und im engsten Sinn als eine Darstellung von der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfassungen und des Staatenverhältnisses (XXVI, XXIX). Eine Bestimmung, welche jeden Leser um so begieriger machen muß, sie ausgeführt zu sehen, je weniger etwa sein nicht so erhabener Sinn zu einer so schönen Aussicht in seinen Erfahrungen und in der einfachen Kenntniß der Thatsachen Grund zu finden weiß. Der Rec. muß gestehen, daß es ihm selber so geht. Das ununterbrochen seyn sollende Fortschreiten unseres Geschlechts ist seinem Blick in Betrachtung der Historie oft entwischt. Was ist unser Geschlecht? Nicht dieses oder jenes, durch den Einfluß glücklicher Umstände für eine Zeitlang etwas höher gehobene Volk, welches durch andere Zufälle, wo nicht selbst nach der Natur der Sache, in einem wenig entfernten Zeitalter wieder sinkt, oft ohne daß die Summe seiner Geistescultur an ein anderes Volk zu neuer Bearbeitung übergienge. Ja, wenn auch! Was frommt es dem Griechen, wenn seiner Urväter Weisheit an der Thames oder Seine späte Frucht bringt, vielleicht noch etwas mehr entwickelt wird? Was gewinnt Asien

durch Europens Fortschritte? Werden andere, vermuthlich in Barbarei zurücksinkende Enkel die Entwickelung amerikanischer und polynesischer Fähigkeiten benutzen? Oder werden Völker, bei denen die Fackel auslöscht, nicht mehr zu dem Geschlechte der Menschen gerechnet? Der Verf. tröstet damit, „daß Zeitalter „auch sichtbarer Abnahme der Entwickelung etwa nö„thig seyn möchten, um die ausserordentlichen Fort„schritte der folgenden Zeiten möglich zu machen: so „daß allerdings auch durch jene die Menschheit vor„rücke." Hiemit gedenkt er wohl die lange Nacht, welche nach den Jahrhunderten Virgils und Tacitus bis auf die Herstellung der Wissenschaften folgte, zu entschuldigen: Wie aber, wenn in einer eigentlich (seit Troja) etwa 3000jährigen Geschichte für ganze Welttheile oder doch sehr große Länder (wir wollen sehr wenig sagen) die Hälfte der Zeit durch keine Fortschritte, vielmehr durch Despotismus, Anarchie, Barbarei und gänzliche Erstorbenheit bezeichnet ist! Wie wenn der unbefangene Weltbürger selbst jetzt von einem nur sehr kleinen Theil der Erde sagen kann: diese Völker haben in Vergleichung mit ihrem ehemaligen Zustand wirklich gewonnen? Alsdann schwingt sich der menschenfreundliche Geschichtsdichter in Condorcet's Regionen der fernen Zukunft, wo der nun rege Keim allbeglückender Freiheit und Gleichheit (nach Verwüstung alles Vorhandenen) eine neue Erde und

das goldene Zeitalter für alle Nationen erschaffen haben wird. Bis dahin, dächte ich, ließen wir es anstehen, um den Zweck der wunderbaren Schicksale einem allgemeinen Grundsatze unterzuordnen: Wir sind noch zu jung (erst seit Moses oder Cyrus); noch konnten wir nicht durch genugsam wiederholte Erfahrung das Auge so schärfen, daß wir, bei verstohlenem Blicke in das Buch der Ordnung Gottes, nicht in Gefahr wären, unsere Ideen und Wünsche seinem Gesetz unterzuschieben. Daher hält es Rec. zwar für entschuldigungswerth, den dichterischen Sinn an solchen idealischen Aussichten zu weiden: aber zu lange darf auch der Adler nicht in die Sonne sehen; man möchte doch endlich für die Haupterforderniß (die Sachen so zu sehen wie sie sind.) und für die demüthigere Beschäftigung (bei oft schwachem Lichte die kaum halb hellen Gänge der Geschichte einzeler Menschen und Völker zu durchwandern) die Lust, wo nicht das Geschick, verlieren. Eigentlich scheint dem Rec. der wahre Zweck der Geschichte die Bildung des Menschen zu praktischem Leben; eben sie soll ihn herunter führen von den gigantischen Luftschlössern der Speculation und Phantasie; nicht seine Einbildung, sondern seinen Verstand und sein Herz beschäftigen; die Welt nicht wie er sie haben möchte, oder mit Hülfe einiger guten Freunde umzuschaffen hofft, sondern wie sie war und ist, die Verfassungen nicht nach abstracten

Theorien, sondern in dem Geist ihrer Institution und in ihrem Zusammenhange mit Localverhältnissen und hundert Umständen ihm zeigen; überhaupt was die Philosophie generalisirte, individualisiren, und den Menschen ja nicht lehren, in Hoffnung auf ungewisse Zukunft und idealisches Glück später Geschlechter, die Pflicht zu vergessen, seine Zeitgenossen und, nicht die weite Welt, sondern die um ihn, die in seinem Würkungskreise sind, glücklich zu machen. Hierüber ist keine weitere Erklärung nöthig, als die Betrachtung solcher Länder, welche man über das Unwesen der Gegenwart durch Vorhaltung eines (die herrliche Zukunft zeigen sollenden) Zauberspiegels täuschen will oder getäuscht hat; da sie besser thäten, aus der Geschichte zu lernen, wie man Haab und Gut und Freiheit gegen Uebergewalt behaupten, und Nationalglück gegen Trug schirmen könne.

Der Rec. folgt dem Hrn. Verf. lieber und leichter in die besondere Betrachtungen der Geschichte und Verfassung einzeler Völker (oder vielmehr der Momente ihrer historischen Wichtigkeit): wenn er auch nicht immer die gleiche Ansicht der Gegenstände wie der Verf. hätte, so bescheidet er sich, daß der Verf. uns die seinige zu geben hatte, und es endlich darauf ankommen muß, welche am genausten mit den Quellen übereinstimmt. Der Rec. muß dem Hrn. Verf. die Gerechtigkeit leisten, daß er Aegypten und Israel mit

kühnem philosophischen Blicke gefaßt, und mit unpartheiischer Wahrheitsliebe geschildert hat. Der gefährlichsten Versuchung (die alte Zeit nach unseren Begriffen zu schätzen, den alten Weisen und Helden unsere Vorstellungen unterzulegen) hat er sorgfältig auszuweichen getrachtet und es ist ihm meistens geglückt. Sein Werk ist lesenswürdig, gewährt einen sehr angenehmen Genuß, und führt auf neue Betrachtungen.

Wir wollen von der ägyptischen Geschichte nur erinnern, daß sie von der ältesten Zeit bis auf den Tod Kleopatra's läuft. Gleich anfangs wird richtig bemerkt, daß in dem eingeschlossenen Nillande der Weltgenius (sonst die Vorsehung Gottes genannt) alles so eingerichtet hatte, daß die Menschheit sich hier so schnell wie möglich ausbreiten mußte; und Aegypten sey von der übrigen Welt wie abgerissen worden, damit sich seine Cultur mit der strengsten Nationalindividualität entwickele, (S. 6 f.) Die Perioden werden 1) bis zu Vereinigung der verschiedenen Staaten in Ein Reich 2) zu völliger Ausbildung (hier werden andere vielleicht schon Verbildung finden) unter Sesostris, 3) zu Erhebung der bis dahin unfreien Casten (unter der äthiopischen Dynastie) 4) zu der noch wichtigern Umbildung durch den Einfluß der Griechen (seit Psammetichos) — und wie das folgende sich von selbst verstehet — angenommen. Der Verf. findet kaum einem Zweifel unterworfen (so stark hätte Rec.

sich nicht ausgedrückt), daß die ersten ägyptischen Staaten Colonien aus dem (würklich sehr wenig bekannten) Priesterstaate von Meroë gewesen, (S. 16). Ueber Josephs Verwaltung fällt der Verf. ein hartes Urtheil (S. 9), welches wohl hauptsächlich auf den unserm Ohr (besonders nun) unbeliebigen Ausdrücken Mosis beruhet, und sich durch die Betrachtung modificiren ließe, daß doch eigentlich nur ein fester Fond von Staatseinkünften errichtet wurde, der in keinem Lande zu Erhaltung der Nation so nothwendig war, als wo die Eigenheiten der Natur ihre Nahrung jährlich so ungewiß machten. Von hoher wissenschaftlicher Cultur unter den alten Aegyptiern macht sich der Verf. aus guten Gründen (S. 53 f.) keinen sonderlichen Begriff. Er nimmt drei Sabako's an, (S. 58), wofür die Nothwendigkeit uns nicht ganz einleuchtet; 40 Jahre für Eine Regierung sind noch kein ganz ausserordentlicher Zeitraum. Schöne und wahre Betrachtungen über Alexandria, über dortige Literatur (S. 82, 85), über die Realität des durch den Untergang der ptolemäischen Bibliothek den Wissenschaften zugegangenen Verlustes (92 f.). Das Leben Kleopatra's „die „volle Glorie sinnlicher und geistiger Cultur; zugleich „ein schreckliches Beispiel, wohin diese führt, wenn „die Sittliche fehlt" (S. 95).

Ueber den Staat der Israeliten haben wir den Verf. oft bewundert; die Behandlung dieses Theils der

Geschichte hat eigenthümliche Schwierigkeiten; es ist schwer, weder von alten Eindrücken noch neuen Vorurtheilen unvermerkt bestochen zu werden; er hat aber diese Klippen meist glücklich vorbei gesteuert. Die Besorgniß, durch die uralte Ehrfurcht verführt zu werden, hat ihn weit seltener als viele andere teutsche und auswärtige Schriftsteller verleitet, die Charaktere herabzuwürdigen. Das Recht, die Männer des alten Testamentes so frei wie alle andere in der Geschichte zu beurtheilen, wird wohl niemand bestreiten: aber man darf so wenig in der Historie als im Leben einen Mann z. B. Betruges beschuldigen, wenn man dazu keinen überzeugenden Grund hat. So sehe ich nicht, warum (S. 114) eben nöthig wäre anzunehmen, daß bei dem ersten feierlichen Acte der Gesetzgebung heimlich einer von Mosis Anhängern auf dem Berg die Posaune geblasen: das poetisch beschriebene Gewitter (einem aus Aegypten kommenden Volke so neu) gab in der sonderbaren Gegend durch Repercussionen des Schalls natürlichen Stoff zu dem Ausdruck des Erzählers. S. 101 wird Joseph abermals wie ein grundböser Mann geschildert, wie er nicht nur in den dritthalbtausend Jahren nicht betrachtet worden, sondern wozu auch in den Urkunden kein hinreichender Grund erscheint. Sonst ist Hr. W. musterhaft gerecht. Von Moses sagt er: „Die Größe seines Geistes ist der ihn „leitende Gott; aber er vertraut nicht auf sie, sondern

„auf ein höheres Wesen, und wird dadurch noch „größer; dieses hindert ihn nicht, jede Kraft die in „ihm ist, zu gebrauchen," (S. 106, u. s. w.) „Moses „kannte durch seinen langen Aufenthalt am arabischen „Meerbusen die Zeiten und Eigenheiten seiner Ebbe „und Fluth, und ließ, als jene eintrat, die Israeli„ten in der Nacht hinüberziehen: die Aegyptier täuschte „er dadurch, daß nun das Feuer hinter dem Zuge ge„tragen wurde, und als sie den Betrug merkten, war „die Zeit der zurücktretenden Fluth nahe" S. 110. Diese Erklärung hat für sich, daß sie sehr natürlich ist; wie es das meiste seyn wird, wenn man die uralte Sprache des Orient in unsere einmal richtig (ohne Aberglaube noch Leichtsinn) übersetzt: da denn Spott und Tadel sehr viele Nahrung verlieren werden. Aber auch das ist unumgänglich nöthig, daß wir von den Eigenheiten jener Gegend besser belehret werden; unsere Reisenden halten sich wenige Tage oder Wochen auf; wie wenige haben den Sinai durchwandert? wer hat ihn wie die Alpen untersucht? wer alle Erscheinungen seiner wunderbaren Natur und Jahrszeiten wiederholt beobachtet? S. 120 scheint dem Verf. „höchst „wahrscheinlich, daß Moses selbst nicht gewußt habe, „daß Jehova der Schöpfer von allem sey." Dem Rec. hingegen scheint diese Idee bei Moses dominirend, und er glaubt, ohne gewaltthätiges Verfahren mit den seinen Namen tragenden Schriften lasse sich dieses nicht

bezweifeln; daher er geneigt ist zu glauben, daß der Verf. sich hier vielleicht nur undeutlich oder unbequem ausgedrückt. Die auf so edle Zwecke gegründete Gesetzgebung wird nicht bloß nach neuern Bearbeitungen vortrefflich geschildert, sondern noch durch eigene Gedanken schätzbar beleuchtet. „Eine bewundernswür„dige Consequenz, die nur einem so genialischen Geist „wie Moses und nach solchen Erfahrungen möglich „war, ist unverkennbar in dem ganzen Entwurf und „den einzelen Theilen des Planes" (S. 144 f.). S. 147 wird gut gezeigt, daß Moses weder eine Demokratie noch weniger eine andere unbeschränkte Regierungsform, sondern eine Bundesrepublik, allenfalls unter einem beschränkten König, wollte (eine in der That für Freiheit und Sicherheit, so wie für auswärtigen Frieden wohlberechnete Verfassung). S. 162 Veränderung nach Mosis Tode, „als die Stimme „Jehova's, nur ihm vernehmbar, weil sie aus seinem „Innern sprach, und durch seinen Geist war, jetzt „nur durch der Priester Mund sich hören lassen konnte." Mit Vergnügen folgt man der schönen Darstellung der Heldenzeit, bis auf den Mann, welcher endlich „den „Geist des Gesetzgebers ganz faßte, und dem Staate „neuen Schwung gab," den (zu unserer Zeit so unrichtig beurtheilten) Samuel (S. 182); Aufführung der Propheten, als Männer von Genie, Vertheidiger des Volks und der Verfassung (S. 190). Die Salbung

war „kein ausschließendes Zeichen einer Bestimmung „zur königlichen Herrschaft, sondern überhaupt nur „einer besondern Weihung" (S. 196). Gelegenheitlich erwähnt der Verf. „der zarten Zuneigung Davids „und Jonathans, die immer den festesten Heldensinn „verrathen, und ihrer Liebe, welche durch keine Eifersucht kriegerischen Ruhmes, und bei Jonathan selbst „durch den Gedanken nicht erschüttert wird, daß sein „Freund es ist, durch den ihm die königliche Würde „entgeht" (S. 198), um so billiger, je gemeiner der Vorwurf der Unvereinbarlichkeit jener Verfassung mit edlen, zarten Empfindungen ist. Bemerkung der „Popularität Davids, der sich immer durch öffentliche „Demuth gegen den Nationalgott bei dem Volk ein„schmeichelte, welches dadurch an Ehrfurcht gegen ihr „nichts verlohr, weil es bei solchen Scenen ihn nur „mit Gott, nicht mit sich selber verglich" (S. 205). Ueberhaupt zeigt er David als beinahe „das Ideal ei„nes Israeliten, einen Mann voll Vertrauen auf den „Gott der Väter, einen schönen Helden, einen heiligen „erhabenen Dichter und Menschen, insofern der Israe„lit es seyn konnte" (S. 212). Wie wahr und billig! und welche Verschiedenheit der ruhigen Ansicht alter Charactere durch einen wohl unterrichteten, philosophischen Teutschen gegen die ungelehrte Verzerrung derselben durch französischen Muthwillen! Hierauf Salomo'ns Zeit „verfeinerter Sinnlichkeit und einiger intel-

„lectuellen Cultur" (217). Die Ursachen, warum die Israeliten gleichwohl in ihrer Bildung, wenn man sie mit anderen cultivirten Völkern des Alterthums vergleicht, zurückblieben, werden 220 ff. vortrefflich auseinandergesetzt; mit unpartheiischem Urtheil wird das Große und Gute in ihrer Verfassung gegen die damit verbundenen Nachtheile abgewogen. Wie im Reich der zehen Stämme „die Phantasie der Propheten einen „wildern, romantischern Flug erhielt, ihr ganzer Geist, „ihre ganze Sprache enthusiastischer wurde" (S. 250). Die Schilderung der einzelen Propheten verdient sehr, gelesen zu werden: es ist ungemein viel Wahres in ein lebhaftes Gemählde zusammengedrängt, wie über diesen Gegenstand (besonders die zwölf kleineren Pr.) uns noch keines vorgekommen. „Alle „Ströme des Prophetengeistes vor ihm nahm Jesa„jas in sich auf, und sandte sie bereichert wieder in „die Zukunft aus; jede Gegend, wo die bisherigen Se„her Bilder fanden, eroberte er; jedes Geschäfte des „Lebens mußte mit seinen Eigenthümlichkeiten die Rede „seines gewaltigen Geistes bereichern, und aus den „höchsten Regionen der Dichtkunst, schießt er wie ein „Adler, der lange kaum sichtbar in der Höhe geschwebt, „schreckend auf seine Beute herab, wenn er der lü„sternen Sitten des Volks, wenn er der begränzten „Politik der Herrscher, bitter und zermalmend spotten „will" (S. 269). Aber wir müssen uns die Gewalt

anthun, abzubrechen. Nichts also von dem weisen Patrioten Jeremias (285), nichts von Hesekiel der „einer reinern, sittlichen Lehre den Weg bahnt" (287), oder von Daniel „dessen stiller phantasiereicher Geist „und patriotischer Sinn, trotz der politischen Geschäfte, ihn an die Wissenschaften und an das Studium der Schriften seines Volkes fesseln" S. 290. Hin und wieder zeigen Bemerkungen, wie über Tirhaka (Tearco) (276), Cyrus (294), Josephus (313), das maccabäische Spatta (Euphrata auf der Gränze Cyrenens gegen Carthago) (326—334), die Pharisäer und Sadducäer (344—362), und einige andere, wie der Hr. Verf. die Quellen forschend benutzt, und wie glücklich er in Lösung mancher Schwierigkeit ist, welche einem beschränktern Blick unübersteiglich scheinen möchte. „Wie eine gemißhandelte" (denn wir eilen zum Resultat), „wie eine gemißhandelte, seitwärts „gebeugte Säule, an welcher alle Blumenkränze verdorrt, ein Spott der Vorübergehenden geworden, „die aber dennoch selbst im Sturm sich erhält, stand „die Denkart der Juden da, und war bestimmt, daß „ein Band um sie geschlungen werden sollte, welches, „eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, eine „halbe Welt fesselt" (S. 377). Und so geht „unaufhörlich, den Nationen unsichtbar, das Weberschiff „von dem Genius der Menschheit, welches allen Empfindungen und Ideen, die je in einer Brust der

„Sterblichen aufkamen, Unsterblichkeit verleiht, und „sie zu einem großen herrlich geordneten Gewebe ver„mischt,“ (S. 299).

Mit dem lebhaftesten Vergnügen empfiehlt der Rec. dieses edle Kunstwerk eines aufblühenden Genius, das die teutsche Literatur ehrt. Was er gegen den Gesichtspunkt in der Einleitung für Zweifel geäußert, halte niemand ab, ihm die aufmunterndste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Jene Aussicht gehört zu den erhebenden Hoffnungen des edlen Jünglings, welche die Erfahrung sowohl der weiter erforschten Geschichte als der lebenden Welt schon mäßigen wird.

---

39. b.

Berlin: Geschichte der europäischen Staaten von Karl Ludewig Woltmann. Erster Band. 1797. XXVI und 458 S. Eben dasselbe Buch unter dem Titel: Geschichte Frankreichs.

Geschichtserzählungen sind seit mehr als dritthalbtausend Jahren von den Urhebern oder Zeugen der Thaten oder aus Ueberlieferungen unzählliche aufge-

zeichnet worden. Die kritische Beurtheilung der Richtigkeit einzeler Darstellungen haben einsichtsvolle oder interessirte Männer von jeher gelegentlich übernommen; über den ganzen Vorrath historischer Materialien wurde die Kritik bei Anlaß der mannichfaltigen Revolutionen Europens in diesen letzten drei Jahrhunderten nach und nach verbreitet; es mußte bald dieser, bald jener Theil genauer beleuchtet werden. Die Universalhistorie ist so alt, als die ersten zehen Kapitel des ersten Buches Mosis, welche die Grundzüge der Urgeschichte aller in dem Gesichtskreise des Verfassers liegenden Völker enthalten; anders gestaltet erscheint sie in Herodots Darstellung der europäischen und asiatischen Staatenverhältnisse; anders in Polyb's Beschreibung des Ursprunges der römischen Welt. Ihre nähere Ausbildung ist sie der christlichen Religion schuldig, deren aus dem Judenthum hinübergebrachte historische Quellen (die Grundlage synchronistischer Behandlung) eine seit dem Anfang der Dinge ununterbrochene, chronologische Geschichtserzählung enthielten, indeß die Lehren Jesu und der Apostel und das Interesse der Hierarchie eine weit ausgebreitetere Völkervereinigung gründete; es wurde einem zu Rom wohnenden Greise wichtig, was der Wilde am Oronoko sich für Gedanken mache, und ob jener Baniane den Chrischna oder den Christus mit Anbetung nenne. Als die im Namen Gottes zusammengerufenen Völker

auch unter ihren menschlichen Beziehungen sich näher kennen lernten, und bald das Uebersinnliche über dem vor uns liegenden, ja selbst Moralität über sinnlichen Genüssen, vergessen wurde, erwachte der Trieb alles zu umfassen, alles zu ergründen, nur lebhafter: daher es bei dem unermeßlich angewachsenen Vorrathe von Kenntnissen immer nothwendiger wurde, allgemeine Formeln zu finden, welche die Uebersicht und Anordnung erleichtern. Eine solche Formel, ein solches Resultat und ein solcher Schlüssel würde die Universalhistorie seyn, wenn sie noch zur Zeit möglich wäre. Alsdann erst wird eine Universalhistorie seyn können, wenn man mit den Materialien der Geschichte einzeler Staaten und Völker, sowohl in Ansehung ihres Werthes als ihres Geistes, mehr in das Reine gekommen seyn wird. Hierin sind wir etwas weiter als unsere Väter, aber lange, lange so weit nicht, als erforderlich wäre. Die politischen Verfassungen, die Nationalvorurtheile, die gedrückte Lage der meisten Gelehrten und die Gleichgültigkeit des, in Cultur und Aufklärung wahrlich in den meisten auch unserer Länder noch zurückstehenden, Publikums haben bisher nicht erlaubt, mehr zu thun. Dennoch muß es geschehen. Bei der fürchterlichen Erschütterung aller alten Meinungen, unter dem Krachen des überall zusammenstürzenden europäischen Staatengebäudes, ist wohl so wenig an der Nothwendigkeit neuer Grundfesten, als

daran zu zweifeln, daß die Resultate der Erfahrung aller Zeiten und Völker die besten seyn werden. Diese Hauptarbeit für die größten, dringendsten Interessen der Menschheit wird von einer andern verdienstlich vorbereitet und beschleuniget, wenn Männer von Gelehrsamkeit und Geist die aus bisherigen Forschungen sich einstweilen ergebenden Resultate dem Publikum in lebhafter Darstellung vor Augen bringen. Der Sinn für das Wesentliche wird hiedurch geübt; es werden Ideen geweckt, welche ein so concentrirtes Gemählde leichter als eine unübersehliche Gallerie hervorbringt. Alles kömmt auf den philosophischen Mahler an: weiß er die Farben wohl zu vertheilen, so wird bald jeder sehen, worauf es ankömmt, welcher Zug in diesem Geschichtgemählde der herrschende, charakteristische, und was von ihm zu halten, ob er zu verschmähen, oder was ihm abzulernen ist.

Hr. Professor W., welcher die Geschichte der europäischen Staaten auf diese Weise zu bearbeiten gedenkt, gibt in dem vor uns liegenden Bande eine Probe an der Geschichte desjenigen Volks, dessen dreizehenhundertjährige politische Consistenz, dessen im ersten Zeitraume des Mittelalters durch Waffen und Einrichtungen behauptetes Uebergewicht, dessen zu dem vorzüglichsten Einfluß auf alle andere Nationen qualificirter Charakter, endlich dessen neueste, noch unvollendete

That (die größte seit Rom und Mohammed) die erste Aufmerksamkeit gewiß verdient.

Die (sehr kurze) Einleitung schildert Gallien und das große Frankenreich bis auf den Vertrag zu Verdun, durch welchen Frankreich ein selbstständiger (von den ausländischen Eroberungen abgesonderter, die meisten seither französisch redenden Völker umfassender) Staat geworden, (S. 1—12.) Die Geschichte desselben wird hierauf nach vier Perioden so beschrieben, daß das Wesentliche, das, wodurch ein Staat und eine Nation, Staat und Nation ist, nämlich die Entwickelung und gegenseitige Einwürkung der Verfassung und des Nationalgeistes, das Hauptaugenmerk bleibt. Demnach wird ein erster, ohngefähr 400 Jahre langer Zeitraum von dem Gedeihen der Aristokratie (seit Karl dem Kahlen) bis zur ersten Versammlung der Reichsstände (unter Philipp dem Schönen) zweckmäßig angenommen, und (S. 13—44) so beschrieben, daß aus den vielen Materialien der Stoff nachmaliger Erscheinungen herausgehoben wird. Wahr und glücklich ist die zuerst S. 42 vorkommende und bis in unsere Tage durchgeführte Bemerkung, daß und wie die französische Cultur ihren Anfang von der Phantasie nahm, welche wunderbare Regsamkeit sich schon früh äußerte, und wie selbst Ideen der Schule sofort mit politischen Verhältnissen in Verbindung kamen. Der zweite Zeitraum begreift jene zweihundert Jahre von dem Anfange

bis zu dem (seit Karl VIII. sichtbar werdenden) Verfalle der ständischen Verfassung (S. 45—84). (Wie eine ausnehmende Liebe der Könige Charakterzug der Nation damals nothwendig werden mußte (S. 60); der nachtheilige Einfluß italienischer Kriege auf die innere Verfassung (S. 77); und wie bei den Franzosen jener kühne Geist aufkam, durch welchen die Griechen sich auszeichneten, und welcher auch über Gegenstände der heiligen Verehrung zu spotten wagte, sobald man etwas Lächerliches daran bemerkte; ein Geist, „welcher „leicht zu frevelhaften Handlungen verführt, ohne wel„chen aber eine Nation die Kraft kaum behalten wird, „welche nöthig ist, um sie zum Gefühle der Menschen„würde zu erheben,") (S. 83). Die dritte Periode umfaßt die folgenden zweihundert Jahre bis zu Vollendung des Despotismus unter Ludwig XIV.; (S. 84—147). (Wie durch die auswärtigen Kriege die Aufmerksamkeit des Adels von den innern Staatsverhältnissen ganz abgezogen wurde, (S. 99); Charakter Sully's, die große Einfachheit, die ernste Nüchternheit seiner Maximen (S. 141 ff.), wie die Humanität Heinrichs über die Schranken ging, in welche er eingeschlossen war, und der Werth, welchen seine weibliche Sanftmuth durch seinen männlichen, durchdringenden Verstand bekam; wie fest und wie milde seine Regierung gewesen, und wie ihm bisweilen geschehen, daß er auf den Adel der menschlichen Natur zu viel Vertrauen

setzte; wie seine Toleranz über die Denkart seiner Zeitgenossen so erhaben war, daß sie nothwendig an ihm irre werden mußten, u. s. f., (S. 143—153). Vergleichung des großen Königes mit Richelieu; wie jener eine solche Ruhe in Frankreich beabzweckte, während welcher in seinem Reich ein Paradies aufblühen sollte, Richelieu die Stille eines Kirchhofes; und wie der Frieden, welchen jener wünschte, jede Sehnsucht nach einer Veränderung aufheben, des Cardinals Frieden aber daher entspringen sollte, daß keiner mehr Kraft und Muth hätte, ihn zu stören (S. 163 ff.). Von dem an drängen sich hervorstechende Charaktere, deren Schilderung man um so begieriger lesen wird, je vertrauter man sie kennt. Wir können davon nur wenige Proben geben. Ludwig XIV. (S. 193). „Natur und Schicksal hatten sich vereiniget, damit er auf das vollkommenste einen König repräsentiren könnte; aber „er zeigte schon in seinem siebzehnten Jahre, daß er „neben seiner Rolle auch wirklich etwas seyn würde; „nämlich ein alles verachtender Despot" (S. 217). Luxenburg und Catinat: „jener ein militärisches „Genie, dieser einer von den herrlichen Köpfen, welche in jedem Fache, das sie wählten, in kurzer Zeit „hervorragen; jener durch genialische Augenblicke über „gewöhnliche Menschen erhaben und stets von Liebe „flammend, dieser immer groß in kraftvoller Ruhe und „voll Sinn für feste Freundschaft" (S. 220). Wie

Ludwigs Andächtelei „seinen Selbstdünkel und seine Ge„ringschätzung anderer Menschen so vermehrte, als sie „Erniedrigung der menschlichen Würde in Beziehung auf „das höchste Wesen zur Folge hat." Ebendas. Vergleichung Ludewigs mit Leopold von Lothringen, „welcher durch Klugheit und Milde jede Spur des Kriegsun„glücks verwischte, und die Redlichkeit seiner Versiche„rung, daß er morgen sein Herzogthum verlassen wür„de, wenn er nichts Gutes mehr schaffen könnte, durch „seine edlen Handlungen bewies," u. s. f. (S. 226). „Vendome's genialisches Feuer am Tage der „Schlacht; seine unglaubliche Vernachläßigung der „Disciplin gegen sein Heer und seiner eigenen Person; „wie ihn aber auch die Krieger so liebten, daß sie sei„netwegen von einem erschlaffenden Leben gern zur „ungeheuren Anstrengung und augenscheinlichen Gefahr „übergingen" (S. 241). Grundcharakter der französischen Cultur unter Ludwig XIV. „Weil die bestimmte „Weise, wie diese Nation einen Gegenstand in ihre „Empfindungen aufnehmen sollte, durch eine Phantasie „bezeichnet war, welche sich nicht zu Idealen erhebt, „sondern ihre schaffende Kraft im Getümmel des wirk„lichen Lebens zeigt, so mußte die Cultur durchgängi„ger würken, als vielleicht bei irgend einem andern „Volk, aber Kraftäußerung, auf welche Art sie gesche„hen mochte, schien lang das einzige Ziel der Franzo„sen, und Befriedigung der Leidenschaften ihr einziges

„Glück.“ „Unter diesen leidenschaftlichen Menschen „schloßen auch Jünglinge einen Freundschaftsbund mit „einander, dessen Würkungen in das Zeitalter der grie„chischen Freiheit zu gehören scheinen. Sie schwuren, „sich einander nie zu verlassen, und blieben sich getreu „bis in den Tod; jeder fand seinen Schmerz, seine „Freude, in den Herzen seiner Genossen wiederholt; „in der Abwesenheit des Freundes entsagte der Freund „allem Vergnügen, und trauerte wenigstens mit dem „Anstande der Melancholie.“ Was hier bis S. 247 über die französische Literatur folgt, verdiente ganz abgeschrieben zu werden! Das ist der Charakter dieses Buchs, daß überall zweckmäßige Bestimmtheit und Blick auf das Auszeichnende herrscht, ohne daß über der angestrengten Aufmerksamkeit auf Eines das kalte Urtheil litte, welches aus Betrachtung aller Seiten eines Gegenstandes und seines Verhältnisses zum Ganzen entspringt. Der vierte Zeitraum erstreckt sich bis auf die große Revolution, mit Inbegriff der Geschichte der letztern bis auf die Robespierrische Tyrannei. Wir übergehen die Schilderungen des Herzogs von Orleans (S. 249), und des Polizeiministers d'Argenson (S. 251), um nur von Ludwig XV. zu erwähnen, „wie die Natur ihn mit keinen vorzüglichen Anlagen „beschenkt, ein (anfangs) kränklicher Körper ihre „Schwäche vermehrt hatte, und ihm die Erziehung „vollends alle Kraft genommen, weil sie von zwei

„Männern geleitet wurde, deren der eine, Villeroi, „ihn zu entkräftender Frömmelei gewöhnte, und der „andere, Fleury, alles that, um ihn in ewiger Kindheit zu erhalten" (S. 261); von Fleury, „wie die „Einfalt seiner Sitten preiswürdiger gewesen wäre, „wenn sie mehr aus Selbstbeherrschung als aus einer „gewissen Beschränktheit ihren Ursprung gehabt hätte;" wie er „die emporstrebenden Geister niedergedrückt, „und seine unaufgeklärte Denkungsart durch lebhafte „Theilnahme an den jansenistischen Streitigkeiten ver„rathen hätte" (S. 263). Anfangs des Maitresseneinflusses (S. 267); wie des Königs glühendes Temperament, sobald die erste Angst vor seinen Vorurtheilen überwunden war, ihn schnell zur frechsten Wollust verleitete. Die Pompadour (S. 277). Bei Anlaß der Hinrichtung Damiens (S. 279); „nie verlor sich aus „dem französischen Charakter jene Mischung von Zart„heit und Wildheit der Empfindung, die sich früh in „demselben fand." Bernis (S. 280). Choiseul (284): „die Energie seines Charakters und Geistes. Vielleicht „ein besserer Mensch, wenn er nicht unter Menschen „gekommen wäre, die er verachtete;" (S. 288), „aber „so trat er, ohne Gefühl für die Tugend, alles vor „sich nieder, was ihm gefährlich seyn konnte." Die Geschichte Ludwigs XVI., verflochten in die Darstellung der Ursachen der Revolution (S. 289). Charakterisirung Montesquieu's, „des ersten großen Vor-

„läufers derselben" (S. 290 ff.); Voltaire's und Rousseau's, die ihr „am meisten vorgearbeitet" (S. 291); „bei beiden war Phantasie das herrschende „Vermögen, und sie zeigte sich mit einem solchen be„zaubernden Muthwillen, oder mit einem solchen Pa„thos, daß eine leichtsinnige und leidenschaftliche Nation „von ihr mußte hingerissen werden. Die Weltweisheit „bot Schätze dar, welche mehr die Habsucht reizen, als „alles, was die Geschichte verheißt. Wo ist ein Volk, wel„ches so wenig Sinn, wie das französische, für das reine „Sittengesetz und einen solchen Enthusiasmus für heroi„sche Momente besäße!" Schön und wahr heißt es bei Anlaß der Versammlung der Stände (S. 297): „die Verhältnisse der alten Freiheit traten nun vor den „Geist der Nation; aber wenige merkten, welchen Ge„nius neuer Art man in ihnen erblickte." Necker, „dessen Talente durch keinen Charakter, so wie seine „Kenntnisse durch kein Genie unterstützt wurden; der, „aus seiner engen Sphäre herausgerissen, sich selbst „nicht mehr kannte, und seinem Verdienste beimaaß, „was den Umständen gebührte *)." Die Geschichte der Revolution füllt ein Drittheil des Werks. Wenn auch andere Geschichtschreiber natürlich und mit Recht über die neuesten (ihnen bekanntesten, dem Leser wich-

*) Des Rec. Urtheil von Necker s. später in der Rec. des Manuscrits de Mr. Necker, und in einem besondern später erscheinenden Aufsatz. H.

tigsten) Zeiten besonders ausführlich waren, wie viel weniger ist dies dem zu verargen, welcher unerhörte, und solche Dinge zu erzählen hat, worüber die Angabe des wahren Gesichtspunkts für den jungen Leser so interessant ist; Begebenheiten, welche freilich die Würkung aller vorhin beschriebenen, aber auch eben so sicher der unzweifelhafte Anfang einer Reihe noch grösserer sind! Wir sind demnach weit entfernt, mit dem Verf. über die Besorgniß zu hadern, dieses oder jenes Detail in eine so kurze Staatengeschichte aufzunehmen; wenn sich auch nicht immer die Nothwendigkeit beweisen ließe. Schon genug, wenn der Geschichtschreiber seines hohen Berufes, Richter der Zeit und der Thaten zu seyn, standhaft eingedenk, weder durch das Jubelgeschrei betäubt, noch durch das Aechzen der fallenden Opfer, zu sehr erweicht wird, sondern wenn er immer die Besonnenheit behält, ohne die er seinem Amte nicht vorstehen könnte. Dazu gehört eine nicht gemeine Seele; sie muß die Begebenheiten ganz fassen, vollkommen durchschauen, und mit eben so unbestochenem, als ungetrübtem Blicke ihr Gemählde entwerfen. In der Darstellung des Verf. wird aus der Menge für oder wider die Sache partheiischer Menschen, der eine dieses, der andere jenes tadeln, die Nachwelt aber (in sofern wir nach bisher bekannten Datis schließen dürfen) urtheilen, es war im Ganzen so, und nicht anders. Hieraus wird auch erklärlich, was anfangs

außerordentlich auffällt, wie der Verf. die Erzählung eben unter den schlimmsten ominibus, bei dem Aufkommen des Schreckensystems, hat abbrechen mögen. Die letzte Zeile „und die beispiellose Tyrannei von „Robespierre begann" schien ein strafendes Epigramm, eine fürchterliche Grabschrift des vierjährigen Werkes: (sehet die Frucht eurer Heldentugenden und Greuel! statt Ludwigs des Guten Caligula Robespierre!) und so schaudervoll auch für uns die Erinnerung jener Tage ist, wo trucidatis tot insignibus viris, ad postremum Robespierre in Malesherbes und in den andern Senatoren virtutem ipsam exscindere concupivit; gleichwohl schien es uns nicht billiger, hiemit zu endigen, als wenn eine Schilderung des Ebenbildes Gottes mit der Elephantiasis aufhören sollte. Aber nein; es mag dem Verf. etwas menschliches begegnet seyn: das Schauspiel wurde auf einmal in Frankreich zu gräßlich, auf dem Kriegsschauplatze und in den leitenden Cabinettern zu unbegreiflich oder zu revoltirend, und das Urtheil für den Zuschauer ist noch zu delicat: aber nicht für immer wird dieses Werk hier geendigt bleiben; wir werden die Ungeheuer fallen sehen, und mächtige Männer werden nach ausgespielter Rolle unrücksichtlich beurtheilt werden.

Es ist in dieser Abtheilung eine solche Reichhaltigkeit, und in der Mannigfaltigkeit des Gemähldes eine solche Einheit, daß Proben der Behandlungsart eben

so schwer zu wählen, als die abgerissenen Stellen in ihrem ganzen Werthe zu fühlen wären.

S. 300. „Daß man den Vorschlag der Aufhe„bung des Feudalsystems mit Acclamation annahm, „gereicht der Nationalversammlung zur Ehre, nicht „zum Vorwurf; denn die Vernunft hatte ihre Debat„ten schon längst geschlossen, daß ein System, welches „nur in Zeiten der Barbarei nützlich seyn konnte, eine „Bürde für diejenigen Nationen sey, welche dem „XVIII. Jahrhundert seinen Charakter geben." (Wowider sich dennoch sagen ließe, daß die Manier der Auflösung so uralter, so tief in das gesellschaftliche System verwebter, durch alle Gesetze zu wesentlichen Theilen des Privateigenthums gewordener Verhältnisse, kältere Ueberlegung und Auseinandersetzung erforderte. Die von vielen Theilhabern in verehrungswürdiger Absicht begangene Orgie jener berühmten Nacht vom 4ten Aug. war aufmerksamen Schätzern eine sehr beunruhigende Probe, wohin Beredsamkeit, wohin Vorstellungen, die man an einige herrschende Ideen zu knüpfen wußte, eine so reizbare Versammlung in andern Zeiten führen dürften.) S. 309 „Der neue Staat brauchte „wahrlich nicht, Gesellschaften deshalb um sich zu dul„den, weil der alte sie aufgenommen hatte, und das „menschliche Geschlecht würde durch seine „sogenannten wohlthätigen Institute zu „Grunde gehen, wenn jede Gesellschaft,

„die ihm ehemals Vortheil brachte, des„halb nachher auf seine Kosten unterhal„ten werden sollte.“ (Es ist auch in diesem Gedanken, unsers Erachtens, mehr Schein, als Wahrheit, daß ein durch Zeitumstände unbrauchbar gewordenes Institut aufgehoben werden möge; diese Wahrheit darf wohl nicht erst bewiesen werden; von derselben ist hier auch nicht die Frage, sondern davon, ob eine der bisherigen Grundfesten der Gesellschaft, auf welcher die Moralität des Volkes vorzüglich ruhete, nicht besser gereiniget, und etwa erneuert, als hinweggerissen worden wäre? ob mit der zahlreichen, aus vielen sehr ehrwürdigen Individuen bestehenden, Menschenklasse, welche (im Vertrauen auf den Schirm der bis auf jenen Augenblick als heilig anerkannten Gesetze) sich den Arbeiten dieses Institutes, mit ihrer ganzen Lebensmühe und nicht ohne eigenen Aufwand von Jugend auf gewidmet hatte, nach den Regeln der Billigkeit und Menschlichkeit, ja einer wahren Politik, verfahren worden ist? u. dgl. mehr. Wir bemerken diese Bedenklichkeiten, um den Verf. zu veranlassen, solche Hauptfragen von mehr als einer Seite zu betrachten, und mehr auf das ruhige Urtheil einer unbefangenen Nachwelt zu sehen, als der, allem Neuen zujauchzenden Menge durch die Illusion eines blendenden Gedankens in ihren Vorurtheilen zu schmeicheln. Mehr als eine Stelle macht uns glauben, daß diese Warnung

nicht so ganz überflüssig ist?) Sehr richtiges Urtheil über die Jacobiner (S. 317). Wie wahr die Bemerkung (S. 320). „Nichts reißt so hin zu großen Handlungen „und Munterkeit in jedem Geschäft, als ein Enthusiasm, „der uns mit dem Glauben täuscht, daß wir nun einzig „auf das Gebot der Vernunft hören." Schilderung Mirabeaus (S. 321), wovon wir nur das Ende anführen können (S. 322). „Er war zu groß, auf der einen Seite nicht schlecht, auf der andern nicht gut „genug für die strenge Monarchie, und es fehlte ihm „zu sehr an Selbstbeherrschung und Reinheit des Le„bens, um als Bürger eines Freistaates ruhmvoll zu „handeln; für Zeiten der Revolution war er geschaffen „und vom Schicksal erzogen." Warum La Fayette gefallen (S. 335): „keiner Parthei zugethan, urtheilte „er über jede nach ihrem gegenwärtigen Betragen. „Aus dieser Ursache, und weil er keinem Grundsatze „treu blieb, als diesem, nie unedel zu handeln, sank „er immer tiefer von seiner bisherigen Höhe herab." Was S. 347 und weiterhin von der Leitung vorkommt, die ein jetzt verstorbener Staatsminister *) den Unterhandlungen gegeben habe, die endlich der Krieg abbrach, ist ästhetisch schön, historisch aber durchaus unrichtig; der Verf. konnte diesen Zug der geheimen Geschichte unserer Zeit freilich nicht wohl wissen; der unterschriebene Name des alten Ministers und die That-

*) Der Fürst Kaunitz.

sache, daß er (ehemals) meistens that, was er wollte, mußte täuschen. In Wahrheit wurde derselbe um nichts mehr gefragt, und er mißbilligte so unverholen, was vorging, daß er von seinen Gegnern eben darum für unfähig zu fernerer Geschäftsleitung erklärt wurde: er war dies aber so wenig, daß er bis auf den letzten Augenblick richtig sah; man hat wichtige Zeugnisse hierüber: und dieses Factum ist um so merkwürdiger, weil es ein neuer Beweis ist, daß auch der Geist eines mehr als achtzigjährigen Greises nicht altert, wenn er, wie dieser that, immer fortstudirt, und mit seinem Zeitalter fortlebt (S. 353. f.). Charakterisirung Dumouriez's und Rolands; eben so (S. 355 f.) der Gironde. Bemerkung ihres Grundfehlers: „Sie freuten sich „einzeln zu sehr ihrer Kraft und Fähigkeit, und vergaßen zu oft der Welt um sich her, wegen ergötzender „Beschauung ihrer eignen Größe; sie legten dem bloßen „Geist eine viel zu bedeutende Gewalt über die Masse „eines Volkes, über die Cabalen der Bosheit, bei." Pethion (S. 357.) Der König ist durchgehends mit Wahrheit und in Ansehung seines sittlichen Charakters so sorgfältig geschildert, daß nichts unterbleibt, was ihm bei der Nachwelt Gerechtigkeit versichern mag; vgl. auch (S. 363, 367). Traurige Wahrheit (S. 371): „An die Stelle der Freiheit war Sclaverei getreten, „indem man zu einer noch höhern Freiheit hinauf strebte." Entsetzen durchdringt bei der Beschreibung des Todes

der Prinzessinn Lamballe (S. 391 f.). Urtheil über den Nationalconvent (S. 396): „Verbrechen aller Art wider „das bürgerliche Leben und edler Enthusiasm für das „höchste Glück desselben umgeben seinen Ursprung. Als „er sein Ende erreicht, weiß man nicht, ob man die „Trümmer, mit welchen er sein Vaterland bedeckte, „über die Trophäen, die er errichtete, oder diese über „jene vergessen soll." (Man muß aber (mehr als jemals, in der Geschichte dieser Revolution) die Hülle der schönen Phraseologie abstreifen, um den Charakter der Sprechenden und Handelnden bloß aus den Thatsachen, diese aber nach keinem andern Maaßstabe als nach ihrem Einflusse auf das Glück des französischen und der ihm zugewandten Völker zu beurtheilen. Wenn Habsucht, Ehrgeitz und andere Formen der Selbstsucht zum Vorschein kämen, so würden diese Männer *bald* nichts außerordentlicheres haben, als ihre Lage, und die Kühnheit, womit sie sich dieselbe geschaffen haben. Wohlthätiger für die Menschheit würden sie nicht erscheinen.) Billig S. 403: „Es war ein Glück für „Mainz, daß die geistreichsten Männer, welche zurück„geblieben waren, sich an die Spitze der Revolution „stellten, da sie unvermeidlich geworden war. Die „Sprache, welche sie nun führten, konnte von der nun „einmal übernommenen Pflicht nicht getrennt werden; „und wenn sie nicht bloß von der Klugheit, sondern „auch von Schwärmerei für Freiheit eingehaucht wur-

„de, so war dies gerade talentvollen Seelen leicht zu „verzeihen." (Ausgenommen von dem Fürsten, der sie in das Land gerufen, und wohl bezahlt hatte, um die Jugend in ganz andern Dingen zu unterrichten. Doch, die Zeit ist gekommen, da ein Theil eben dieser Männer die Großmuth gegen Feinde, den reinen Eifer für das Wohl der Stadt und die erhabene Denkungsart beweisen kann, die sie von der vorigen Regierung forderten.) Noch einmal vom Nationalconvent (S. 405). Buzot, Barbaroux, Louvet, Isuard (S. 406); Robespierre und Marat (407); Collot d'Herbois, Camille de Moulins (408); Danton (409); Vergniaud (410); Sieyes (411). Die große Scene der Anklage Robespierre's durch Louvet (417 ff.) Die ungleich größere: Ludewig an den Schranken (422 ff.), und alles hierauf erfolgte bis 434. Manibus date lilia plenis! Pache, (an dem sich so mancher betrog) (444 f.). Richtige Anmerkung über die Denkungsart in Belgien (S. 443 f.). Hierauf der Fall der Gironde, die Suspension der Freiheit, die Niedertretung der Rechte des Menschen.

Dem ganzen Buche ist noch eine Einleitung über die Disciplin der Staatengeschichte vorangeschickt. In derselben ist ein, alles Beifalles würdiger Plan entworfen, wie und in welcher Ordnung der Verf. die europäische Staatengeschichte behandeln wolle. Er ist ungemein umfassend; er erfordert

eine Arbeit des Geistes, die fast schreckt, wenn man sie bedenkt; aber wenn der Verf. diesen Plan stät im Auge behält, so wird er ihn vollenden; seine erste Hauptarbeit berechtiget zu großen Erwartungen. So gut sie indessen im Ganzen ausgefallen ist, so wenig wird er, auf diesen Lorbeeren schlafen zu dürfen, glauben. Es wird ihm nicht entgehen, daß die Größe und Merkwürdigkeit des in diesem Werk behandelten Gegenstandes, daß die allgemein verbreitete Kenntniß der vornehmsten Thatsachen und der bisherige Abgang eines Schriftstellers, der sie, mit lebhaftem Geiste, in bündiger Kürze zusammengereihet, dargestellt hätte, ihm einen Beifall versichern, den der Verf. nicht weniger der Materie als ihrer Bearbeitung zuzuschreiben hat. In anderen historischen Arbeiten wird er sich vor zwei Abwegen hüten: daß er die Genauigkeit historischer Wahrheit nie philosophischen Formeln aufopfere (welche aus der Geschichte überhaupt besser wegblieben), und daß er den Hauptzweck, nützlich zu seyn, über der Begierde zu gefallen nie vergesse. Wir werden bald sehen, ob er den rechten Weg einschlägt: das Studium der Geschichte aus den Quellen läßt sich nicht verbergen; wer sie wohl kennt, wird sich nicht leicht enthalten, sie anzuführen, und über ihre Natur und über den Sinn einzeler Stellen sich manchmal Betrachtungen entfallen zu lassen. Das wird ihn dann auch vor zu großer Eile bewahren; denn so wie

eine Geschichte aus den Quellen die sicherste, ja die einige möglichst wahre, ist, so kann ihre Abfassung unmöglich die schnellste seyn. Aber der Verf. wird die ächte Manier gewiß ergreifen; es wäre zu weit unter ihm, nur aus bekannten Büchern Facta zu nehmen, und ihnen eine philosophisch ästhetische Einkleidung zu geben. Er wird sich überhaupt gewiß um so weniger vernachläßigen, da er ganz vorzügliche Anlage hat, vortrefflich zu seyn.

40.

Berlin bei Himburg. Reise durch einen Theil von Teutschland, Helvetien, und Oberitalien im Sommer 1803. In Briefen an einen Freund. Zwei Bändchen. Mit Kupfern. 266 und 222 Seiten in kl. 8.

Der Verfasser, Hr. Heinrich von Menu, Major bei dem adelichen Cadettencorps zu Berlin, wollte Genf, sein Vaterland, wieder sehen und die warmen Bäder von Acqui gebrauchen. Diese Reise führte ihn in Gegenden, welche der letzte französische Krieg für

die Geschichte interessant macht. Gleichwie man bei Annäherung zum Geburtslande und bei jeder Erinnerung an Berlin und Preußen das edle Vaterlandsgefühl, welches der Cosmopolitismus weder bei dem Schweizer noch bei dem Preußen auszuwischen vermocht, mit Vergnügen erblickt, so gern hört man den Officier von Verstand, Bildung und Erfahrung über Hohenlinden, Marengo, den Uebergang des Bernhardsberges. Was in den öffentlichen Berichten die Schmeichelei übertrieb oder ein Schamgefühl verstellte, wird aus militärischer Ansicht der Lage und nach dem frischen Andenken der Augenzeugen berichtiget. Häufig sieht man auch die Folgen der neuen Ländereintheilung und Regierungsformen. Endlich findet der Freund der Literatur verschiedene gute Nachrichten.

Bei Hohenlinden erwarteten die (wie bei Marengo) übel unterrichteten Oesterreicher keine Schlacht: also war der Zusammenhang der Colonnen und die Bedeckung der Flanken vernachläßiget. Der Feind war stärker und hatte eine Reserve; er war wohlgenährt, jene ermattet, erschöpft. An den gefährlichsten Stellen zeigte sich der Erzherzog Johann: ohne den Nebel und ohne die Warnung eines Bauren wäre er gefangen worden. Bei Zürich entschied wider die Russen, daß die Grenadiers auf dem an sich vortrefflichen Posten zu weit rückwärts lagen und von den Leichten zu spät über des Feindes wahre Absicht belehrt

wurden. Am unbegreiflichsten ist was bei **Marengo** entschied; nicht sowohl daß vorher Melas die dreimal begehrte Verstärkung nicht erhielt, und aus Unkunde der eigentlichen Lage Zeit verlohr, als daß, nachdem er in dem wichtigsten Augenblick der Schlacht einer Cavalerie, die alles hätte retten können, vorzurücken befahl, Zach das Gegentheil gebot, und nachdem auf diese Art alles verloren gegangen, letzterer zu Wien mit Auszeichnung empfangen und belohnt wurde. Ueberhaupt geht aus allem hervor, daß nicht vorzügliche Tapferkeit noch Kriegskunst, sondern Einheit des Zwecks und Freiheit im Gebrauch der Mittel den Ausschlag in diesem Kriege gegeben, Unentschlossenheit, getheilte und versteckte Politik das meiste verdorben haben. Der **Uebergang der Alpen** wird, nach der Wahrheit, als eine nicht an sich ausserordentliche noch überaus schwere Unternehmung, aber als ein großer, kühner Gedanke gewürdiget. Die kleinsten Corps hätten ihn verderblich machen können: aber der Held traute seinem Glück, und kannte den Feind.

Aus der Schilderung des neuesten Zustandes von Genf und Oberitalien erhellet, daß die Mannschaft (aus Piemont vielleicht schon fünfzigtausend) und alles Geld anderswohin wandern müssen, die Alpenpässe mit ungeheurer Anstrengung für Truppen brauchbarer, und Alessandria zu einem gewaltigen Hauptwaffenplatze gemacht, andere nicht militärischen, bloß das

Glück der Länder betreffende Anstalten sich selbst überlassen werden.

Aus einem ungedruckten Berichte von Vanieres über die letzte Zeit Voltaire's wird manches merkwürdige erzählt. Beim Seciren wurde sein Gehirn besonders groß und von sehr ausgezeichneter Gestalt gefunden. (Hierüber möchte man gern mehr hören.) Seine Güte gegen alle die von ihm abhiengen, wird gerühmt. Hr. von Menu macht Hoffnung zu der Herausgabe dieses Berichtes. Unter den Schriften Spallanzani's, die Senebier ordnet, sey die über das Athemholen die wichtigste. Der Prior Murrith von Martinach habe punische Münzen, welche die Frage über Hannibals Marsch der Entscheidung näher bringen. Wir wären auf die genaueste Bekanntmachung derselben begierig. Dem Hrn. Verf. scheint Abanzits Meinung, die viel für sich hat, besonders zu gefallen. Vom Pont-Beauvoisin durch Maurienne über den Mont Cenis (oder über die Roche Mélon) in die Ebenen von Rivoli. Indeß kann wohl nicht eher etwas ausgemacht werden, als bis Monte Viso in dieser Hinsicht genau untersucht ist. Am unwahrscheinlichsten kommt uns der Bernhardsberg vor: theils ist er zu entfernt und sein Paß zu lang, als daß er in die Berichte sich wohl fügte, theils wäre unbegreiflich wie Polybius, der geringere Alpenpässe herzählt, den

lemanischen hätte ungenannt lassen können, wenn das punische Heer in diese Gegend gekommen wäre.

Die Lage und Gestalt der Länder und Städte ist gut dargestellt. Dieses gilt besonders von Savoyen und Oberitalien. Jenes Land ging verloren, weil, da es gegen Frankreich von allen Seiten offen ist und viele Wege hinein führen, auch hier das Cordonssystem beobachtet wurde, anstatt im Innern dem Heer eine furchtbare Stellung zu geben. Die Citadelle zu Turin haben die Oesterreicher vervollkommnet; sie hat nicht viel gelitten, und es ist eben auch unbegreiflich, wie der General Fiorillo sich so bald ergeben konnte! Die Asche der Könige in den Grüften der Superge hat gegen die piemontesischen Jacobiner General Grouchy vertheidiget. Nun wünschen jene selber das Alte zurück. Man muß bei Nachrichten über die öffentliche Stimmung immer die Epoche, wo sie niedergeschrieben wurden, im Auge haben: nie war die Meinung der Menschen veränderlicher; man urtheilt nicht mehr nach Grundsätzen und Sitte, sondern nach dem Eindruck der augenblicklichen Uebung der Gewalt. Das ist auch aus diesem Buche offenbar, daß, besonders der Landmann, daß die Mehrheit gegen die Revolution gewesen, aber den Regierungen und Generals Kraft und Einsicht, einigen wohl der gute Wille gefehlt hat. Wir empfehlen die Beschreibung der Fangaroli, die aus der Tiefe der Wasser von Acqui den heilreichen Schlamm

heraufholen. Des Merkwürdigen ist überhaupt viel; niemand wird das Buch ohne Unterricht und Vergnügen lesen. Hin und wieder sind die Namen durch Druckfehler entstellt.

Drittes Bändchen. 1806. XII und 262 Seiten. kl. 8. mit 5. Kpf.

Dieser letzte Theil verdient vollkommen das den zwei ersten ertheilte Lob eines lehrreichen Inhalts, einer besondern Aufmerksamkeit auf Kriegsschauplätze und guten moralischen Stimmung. Sieben Briefe enthalten die Reise von Genf nach Frankfurt; S. 240 bis zu Ende sind Bemerkungen eines französischen Officiers über die Schlacht bei Hohenlinden. Aus diesen ist zu sehen, wie viel Theil an dem Sieg dem General Richepanse zukommt, welcher sich sehr früh am Eingange des Waldes von Mattenpöt im Rücken des feindlichen Centrums zeigte; durch seine Operation schien das Treffen schon entschieden. Qu'en pensez vous, camerades? rief Richepanse. Ils sont F . . , Général, antworteten die Grenadiers. Ehe Moreau dieses wissen konnte, formirte er zwei Divisionen in Colonnen und warf den Feind in den Wald zurück. Die verschneiten, schlimmen Wege hielten eine starke Colonne, welche die Oestreicher decken sollte, auf. Man sieht nicht, ob diese bei den 80,000 mitgezählt wird, welche als die Streitmacht dieses Tages wider

die 60,000 Franzosen angegeben werden. Ein anderer wohl behandelter Punkt der Kriegsgeschichte ist der hüninger Brückenkopf, welcher (Gott weiß warum) drei Monate lang die Beschäftigung eines Heeres wurde, welches die Zeit so viel besser hätte anwenden können. Bonaparte hatte damals kaum noch 40,000 Mann. Die Reisebeschreibung selbst wird, wie wir es gewohnt sind, von merkwürdigen Digressionen unterbrochen. Eine derselben betrifft Hannibals Zug über die Alpen; entschieden wird freilich nichts. Daß er zu Lyon war, scheint auch uns nach Livius kaum zu bezweifeln. Wir würden auch Whitaker'n, der ihn Genf zuführt und welchem die Arve die Druentia wird, so weit nicht ungern folgen: bis an den großen Bernhardsberg ist es uns zu weit. Wie sollte der lemanische See ungenannt geblieben seyn! Eher zog er durch Savoyen, über den Mont Cenis, den Argentiere, wer weiß nach welchem Geschick durch die kaum gebahnten Straßen! Kein Mensch hätte des Bernhardsberges gedacht, ohne den Irrthum mit dem penninischen Gott. Von Voltaire's Tod kommen aus Vaniere's Handschrift noch interessante Züge; selbst seinen Feinden mag er bedauerlich vorkommen; das schnöde Weib, die Denis, welche des Greises und des für sie langweiligen Ferney satt war, hat ihn unverantwortlich behandelt. Es ist nicht wahr

daß er die Wünsche der Pfaffen erfüllt: Laissez moi mourir en paix, sagte er dem Pfarrer von St. Sulpice, und verunreinigte ihm die Calotte. Von Genf wird gesagt, seit es Departementsstadt ist, steige die Bevölkerung; übrigens halten die Genfer ihre Nationalfeste, ohne sonderliche Theilnehmung an den französischen. Es wird hier von römischen Alterthümern, die erst gefunden worden, und von der Natur unendlich ältern Ruinen auf dem Salève gehandelt, auch von beiden durch wohlgerathene Kupfer ein Begriff gegeben. Die Brücke bei St. Maurice, deren Bogen einen Raum von hundert dreißig Fuß umspannt, hält der Verf. mit Recht für römisch. Durch die ganze Wadt und weiter ist es angenehm dem Verf. zu folgen, wie er die Spuren des Römerreichs und seiner versunkenen Pracht anzeigt. Obwohl Kehl, Philippsburg, Frankfurt, ihn auf die militärischen Gegenstände zurückführen, vergißt er jene nicht. Ueberall bleibt er als Beobachter und liebenswürdiger Mann sich gleich. Es sind ihm, wie auf Reisen wohl geschieht, einige, leicht zu verbessernde, Fehler entgangen. Die Escalade wurde, unsers Wissens, nicht 1702 (S. 46), sondern nach der Sardinischen Theilnahme an der Beruhigung Genfs 1782 abgeschafft (so daß altvaterländische Bürger sie zu Hause doch feyerten). Nicht Hauptort (S. 79), sondern nur die gegen Helvetien

äusserste Stadt der Allobrogen war Genf; jener Name kommt eher Vienna zu. S. 81 wäre die Erzählung, „wie nach den Römern Genf zuletzt in die Hände der „teutschen Kaiser gefallen, und aus deren Ge„walt in die der burgundischen Könige übergegangen, „worauf gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts „die Franzosen (Franken) sie erobert, und gegen „Ende des achten Jahrhunderts auf seinem Zuge nach „Italien Karl der Große sie eingenommen" u. s. f. als eine in der Druckerei begangene Verwirrung zu betrachten; der Verf. weiß wohl, daß vor den Burgundern keine teutschen Kaiser gewesen, auch Karl der Große eine zu Frankreich gehörige Stadt nicht einzunehmen brauchte. Genf blieb römisch bis auf die Burgundionen; unter diesen, bis auf die Franken; unter diesen bis auf das neuburgundische Reich. S. 124 sind die großen Zahlen dahin zu berichtigen, daß von den Einkommen aus der Wadt für Bern hundert und fünfzig (nicht 900) tausend Franken übrig zu bleiben pflegten: auch hätte wohl können bemerkt werden, daß das Land in einem nicht eben erschöpften, bedauernswürdigen Zustande aus der Hand seiner Obern hervorging. Doch, der Verf. meldet, was man ihm sagte, und erkennt im übrigen wohl, daß die Revolution auch hier nicht die gesegnetesten Folgen zurückgelassen. Die Belagerung von Murten hat nicht (S. 134) am 16. März

1476, sondern am 10. Juni angefangen. Wie Herr Haller über denselben Sieg gesungen haben:

Die Eintracht schlug den Feind, den nur sein Zorn belebte.

Er sprach, von den Eidgenossen redend:

Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.

Auch nicht hier liegt das große — sondern das kühne Heer; und nicht: Lernt Schweizer euer Macht — Kennt, Brüder, sagt er, euer Macht. Prinz Friedrich von Oranien (S. 197) ist nicht vor Philippsburg, sondern zu Padua vor Ausbruch des zweiten Krieges gestorben.

Des Guten und Wahren, wir sagten es, ist weit mehr, und man sieht einen auf das praktische gerichteten Sinn. Hiebei erinnern wir uns der guten Schilderung von den Löschanstalten zu Genf (S. 48 — 54). Bei diesem Anlaß gedenkt der Verf. einer Feuersbrunst, welche den größten Theil eines Städtchens verzehrt, „weil die Einwohner, statt nach Brandstelle hinzu„eilen und da zu löschen, erst jeder seine Habseligkeiten „habe retten wollen, und lieber in dem allgemeinen „Unglück mit umkam, als daß er mit vereinter Kraft „dasselbe von sich und von seinen Nachbaren abzuhal„ten gesucht hätte." Ist das nicht ein allegorisches Gemählde des gegenwärtigen Zustandes von Europa? —

41.

Halle, bei Gebauer. Geschichte von Serwien und Bosnien, nebst einer Fortsetzung der Denkmäler ungrischer Geschichte und der historischen Literatur der ungrischen Nebenländer, von Johann Christian v. Engel. 1801. 496 Seiten in 4.

Eigentlich der dritte Theil von Engels Geschichte des ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. Wir behalten uns vor, über die ersten beiden Bände, bei Beurtheilung des unlängst erst erschienenen vierten, noch ein Wort zu sagen *), und beschränken uns jetzt auf den dritten, welcher gleichfalls ein Ganzes für sich bildet. Die Geschichte der Nebenländer würde deutlicher seyn, wenn die des Hauptstaates, um welche sie sich großentheils drehen, voranginge; andererseits wird, bei dem voraussenden jener, die letztere ohne episodische Unterbrechungen besser fortlaufen: so daß dem Verf. nicht zu verargen ist, für die Hauptgeschichte auf eine Zeit gewartet zu haben, wo die Censur weniger ängstlich seyn dürfte. Dieses

*) Diese Recension findet sich nirgends. H.

ist zu hoffen. Die Nation hat in dem Krieg so bewunderungswürdige Proben der Treue gegeben, und Bewegungen von Seiten der Völker sind so ganz aus der Tagesordnung, daß eine gute Regierung nicht fürchten darf, die Verfassungen und Thaten eines der edelsten Völker, wie sie waren und wurden und sind, historisch wahr und frei beschreiben zu lassen. Die Idee von Voracten ist an sich gut; es kömmt auf die Wahl solcher sonst nirgend anzutreffenden Stücke an, durch die auf den Charakter des Landes oder wichtiger Männer und Begebenheiten ein unerwartetes Licht falle. Eben so nützlich wäre eine, mit Auszügen und kritischer Würdigung verbundene, Angabe der Literatur von Völkern, die durch Sprache, Entlegenheit und mancherlei Erschwerung literärischen Verkehrs außer dem Kreise unseres genaueren Wissens liegen. Endlich ist schon die Zusammenordnung der Geschichtsfolge solcher Herrschaften, worüber wir nichts vollständiges hatten, Erleichterung und Gewinn. Dafür ist man dem Verf. solchen Dank schuldig, daß, wenn er auch nur Materialien geliefert, auch nicht immer die Ordnung in ihrer Stellung beobachtet, und in den Dunkelheiten zuweilen Mißgriffe begangen hätte, unbescheiden seyn würde, ihn zu strenge zu richten.

Als Voracte wird jener, schon im vorigen Theil angefangene Bericht, an König Ferdinand I. über die Verfassung und Einkünfte Siebenbürgens, 118 Seiten

hindurch fortgesetzt, und endlich vollendet, welches dem Leser sehr lieb seyn wird. Freilich sieht man den hausväterlichen Ordnungsgeist Ferdinands, und stößt auf mehrere Grundsätze seiner Staatswirthschaft; man lernt auch die greulichen Sitten und die Unordnung erkennen, wodurch das herrliche Land (nullum boni genus quo non abundet S. 19) seinen Einwohnern zur Hölle ward. (Woiwoden kommen vor, die alte Weiber bei langsamem Feuer braten, Knaben mit dem Bratspieße bedrohen, und Edelleute mit eisernen Stangen prügeln lassen, bis Kinder oder Mütter sich zur Entrichtung gewisser Abgaben entschließen.) Wenn man dergleichen Züge mit jenen vergleicht, welche in diesen Ländern vor wenigen Jahren Horja und Kloska sich zu Schulden kommen ließen: so erschrickt man über die Langsamkeit der Humanisirung. Sie muß unrecht oder zu langsam betrieben worden seyn; mit Katechismen und Mandaten ist es nicht gethan.

Die Auszüge aus der Literatur über diese Völker könnten prägnanter seyn; so wie die Unbequemlichkeit der vielen Widersprüche und die Unvollständigkeit der Citate durch eine, die Uebersicht erleichternde, Zusammenstellung gehoben worden wären. Was hilft uns, daß „alles mit seinen Fehlern gegeben wird, welche „jeder an seinem Ort (besser, sogleich!) berichtiget „werden sollen" (165). Aber der Verf., freilich mit

Geschäften beladen, liefert nicht verarbeitete, sondern seine Arbeit über die Materialien.

In der Ableitung des serwischen Namens ist er wohl nicht glücklich. Was soll die Beziehung auf Sorau, und Sorau gar durch saure Au verdollmetscht! Eben so unwahrscheinlich ist, was S. 150 aus Leonchardi (ungerügt) angeführt wird: von den Sorben komme uns der Pflug, weil plough in ihrer Sprache ist. So ein Schluß ist höchst unsicher. Hatten unsere Väter oder die Römer keine Nasen und Ohren, weil nasus und auris in beiden Sprachen ist? Mit Sprachantiquitäten eines Volks, das so späte erst endlich schrieb, läßt sich nicht viel machen. Wie viel wahrscheinlicher, daß es viel erborgte, als daß es viel gab!

Um die Auseinandersetzung der serwischen Geschichte hat Hr. Engel wahres Verdienst. Man hat die ganze Folge des Neemanischen Fürstenstamms von dem Großhupan Urosch dem Weißhaarigen (Velj), 1130, bis auf Urosch V. († 1367) Sohn des serwischen Kaisers, Stephan Urosch Duschan des Starken, dessen Hof von Johann Cantacuzenus so mahlerisch beschrieben wird, hierauf die unächte Linie des Großfürsten Lazarus I. und seines Sohnes, des Despoten Stephan († 1427); endlich die von Lazarus Tochter stammenden letzten vier Despoten, vom Namen Bran-

kowich. (Mit Lazer II. endigte die Macht 1458, mit Johann der Titel 1503.)

Schwerer noch war die bosnische Geschichte, weil seit dem arpadischen Herzoge Ladislaf, wo zum erstenmal Bosnien als eigne Herrschaft erscheint (1130), aus mehreren Häusern manchmal merkwürdige Fürsten gelebt, ehe das Geschlecht Kotromanus (eines Teutschen) mit königlicher Würde längern Besitz behauptet (1322—1443), und nach lang zweifelhafter Herrschaft (1396—1423) endlich 1443 die Obergewalt an das Haus Christich kam, das unbedauert unterging (1463). In der ungarischen Geschichte wird vorläufig vieles berichtiget. So S. 387 ff. Die Folge der huniadischen Schlachten. Dlugosch, Callimach, Bonfinius werden widerlegt; Thurocz, die Byzantiner und Katona's Urkunden vereiniget.

Es ist übrig, einiges die Ausbeute charakterisirende beizubringen. Die gebrauchten Quellen waren in Westeuropa meist unbekannt. Erzbischof Daniels († 1340) Geschichte seiner Zeit; weniger zuverlässige, immer der Vergleichung würdige Tzarostavniks, selbst Schimek und Raitsch, wer hat sie? Vieles wird aus Urkunden erwiesen. Das Reichsarchiv von Serwien soll zu Ragusa seyn, von Despot Georg Brankovich 1439 mit einem Schatz von vielleicht zehen Millionen dahin geflüchtet. Schriften in der Nationalsprache, mit gla-

golitischen Buchstaben, reichen bis zu einem Psalter von 1222 hinauf.

Die merwürdigste Urkunde ist ohne Zweifel die Uebersetzung (das Original — diese interessante Voracte! — hätte in einem Anhang abgedruckt werden können) des Gesetzbuches, welcher „der macedonische Zar, „Stephan (Duschan), Autokrator Serwiens, Bulga„riens, Ungarns, Albaniens, Ungrowlachiens, und „vieler anderer Länder, in Versammlung aller seiner „geistlichen und weltlichen Großen und des (serwischen) „Patriarchen Kyr (Κυρίου) Johannik" auf Himmelfahrtstag 1349 bekannt gemacht hat (S. 293—310). Der Zar kann keinem Grundherrn sein Gut nehmen; es erbt bis auf des dritten Bruders Sohn (richtig übersetzt?). Welcher Edelmann einem sein Weib raubt, verliert Nase und Hände.. Beisammenwohnende Eltern, Brüder, Kinder leiden keines für das andere. Wenn ein Edelmann zum Mittagsessen geladen wird, und er kommt nicht, so ists Beleidigung. Welcher aus Groll seinem Bruder wehe thut, verliert das Gut. Wer sich auf Baurenversammlungen umhertreibt, verliert die Ohren und wird gebrandmarkt. Der Geistliche, der Todte verbrennt, kömmt in die Erzgruben. Vatermörder, Kindermörder, werden verbrannt. Wer einem ehrbaren Mann den Bart ausreißet, kömmt um die Hand. Allenthalben freier Handel. Wenn der Kaufmann in einem Dorfe keine Nachtherberge findet,

und er wird bei Nacht bestohlen: so ersetzt es der Herr des Dorfes. Advocaten haben von nichts zu sprechen, als worüber die Rede ist. Wer mit Vieh Unzucht treibt, wird verschnitten und verbrannt. Heirathet eine Wittwe vor Ende der Trauer, so traue ihr nicht. Wer ein Mädchen schändet, gibt ein Pfund Gold, oder die Nase. Hiemit lassen sich die bosnischen Gesetze König Stephans Thomas Christich vergleichen; er gab sie auf dem Tage zu Cognitz 1446.

Beide Codices athmen den wärmsten Religionseifer. Wer in Serwien von der Ketzerei der lateinischen Kirche nicht abtreten will, wird mit dem Tode bestraft: in die Erzgruben kömmt er, wenn er ein Geistlicher ist; wenn Ausländer, so wird er im Gesichte gebrandmarkt und fortgejagt. Wer in Bosnien die manichäische Ketzerei nicht aufgibt, wird hingerichtet, Franziskaner sollen umherreisen, das Land katholisch zu machen (Rescript 1450). Die Religion war der Angel, um den alle Haupinteressen sich drehten. Im eilften, zwölften Jahrhunderte suchten jene Anhänger altmorgenländischer Darstellung des Christenthums, die mit mancherlei, meist jedoch manichäischen Namen, und etwa Patarener, Catharen, Bogomilen, genannt werden, die durch constantinopelsche Intoleranz versagte Freistätte in Serwien. Von hier durch den Eifer der Neemane vertrieben, hielten sie sich in Bosnien, wo sie nie ganz aufgehört haben (ob sich wohl nicht Ueberbleib-

sel noch fänden?). In diesem Lande war das Kirchenhaupt, welchem bis an die spanische Gränze die Schulen der Albigenser anhingen (S. 216; Bericht Cardinalslegaten von Porto um 1220), deren Verwandtschaft mit jenen Hr. E. dem wohl unterrichteten Raitsch nicht abläugnen sollte. Mit den Protestanten hatten sie nichts gemein, als den Haß des römischen Stuhls; übrigens ganz verschieden von unserer westlichen Theologie. „Einer ist Gott, der Vater; aus der Finsterniß ist körperliche Schöpfung, nicht auf ewig, der „Leib ersteht nicht wieder; seine Werke beflecken den „Geist nicht; vollkommene halten sich rein von denselben; für die Menge ist der Genuß ohne Sünde; endlich wird uns doch ein Lichtkörper zu Theil; keinen „andern trug auch Christus, dem daher das Kreuz „nichts hat anhaben können." Diese Gemeinde war sehr stark. Aber Rom häßte nicht viel weniger die serwische Halsstarrigkeit über den Lehrbegriff der griechischen Kirche. Dieses wußten die Fürsten. So oft sie zu ihren politischen Geschäften des päpstlichen Einflusses bedurften, heuchelten sie Geneigtheit zum Uebertritte. Ungemeinen Eifer für das heilsame Unionswerk bezeugte jener Kaiser Stephan Duschan, als der große ungrische Ludewig drohte. Indeß der Papst einen Legaten sandte, war schon Friede vermittelt. Jene kamen; da forderte Duschan den Fußkuß. Wie konnte dazu ein Legat sich bequemen! Das gab Vorwand.

Nun wurde proclamirt, wer die Messe bei dem Legaten höre, dem sollen die Augen ausgestochen werden. Mit Noth und List kam er kaum wieder aus dem Lande (1355). Wir können die Antwort nicht übergehen, die Georg Brankovich dem berühmten Capistranus gab. Im neunzigsten Jahre seines Alters kam der Serwenfürst nach Wien, um Hülfe für seinen Staat, der Christenheit Vormauer; plurima in eo sermonis auctoritas, corporis majestas (Aen. Sylv.); alles versprach ihm Capistran, aber er müsse katholisch werden. „Neunzig Jahre" (sprach Georg) „habe ich, Jahrhunderte „lang haben meine Väter geglaubt, was ich nun ab„schwören sollte! lieber wollte ich mich aufhängen; denn „lieber will ich ein unglücklicher Fürst scheinen, als ein „närrischgewordener Greis." Auch ist beseufzt worden (der Verfasser will so was S. 401 nicht glauben), daß die christliche und mohammedanische Religion dem alten Herrn eine so gut als die andere geschienen haben möchte.

Wenigstens in politischen Dingen hielt er sich nach Umständen bald an die Pforte, bald an die Ungarn; ein Fürst von ausserordentlicher Gewandheit, wie bei den, beiderseits zweideutigen, Gesinnungen seiner Nachbaren es erforderlich war. Aeltere Vorfahren, da die Schwäche des griechischen Kaiserthums Spielraum zu Thaten ließ, haben große Kraft entwickelt. Es war in Duschan (und mehreren) hoher Sinn. Von Eubba

bis an die Sau, vom jonischen Meer bis tief in Rumelien breitete er seine Herrschaft aus. Da machte er sich zum Kaiser; bei diesem Anlasse ordnete er Hofämter und führte Ritterorden ein; endlich berief er alle hohe Beamten, Knäze, Woiwoden, stellte sich an die Spitze von 80,000 Mann, ergriff die Hauptfahne, und rief aus: „Wohin soll ich? nach Ost oder West?" Alle mit Jubel: „Wohin du willst, glorwürdigster Zar, „wir folgen." Er wandte sich wider das griechische Reich, aber in wenigen Tagen starb er, der erste und letzte serwische Kaiser. Heldenmuth und Wollustliebe herrschen im Charakter dieses Fürsten. Muster von beiden war des Kaisers Großvater, Stephan Urosch Milutin (1275—1321). Er schied sich von seiner Gemahlin, um eine Nonne zu heirathen; er hatte mehrere Gemahlinnen zugleich lebend; überdem bediente er sich des Rechts der ersten Nacht ohne Loskaufung, wenn die Braut schön war; er habe auch die Frau seines Bruders beschlafen. Er war ungemein reich an silbernen und goldenen Gefäßen, theuren Stoffen, Heerden, Feldern, Gärten, und sein Land blühete sehr. So viele milde Stiftungen machte er, als Jahre er regiert. Er wurde der Andächtige genannt, ging lange nicht in Verwesung über, und Wunder geschahen an seinem Grabe. So waren die Fürsten der Serwier; es ließe sich noch viel sagen.

Einige Kleinigkeiten wollen wir noch bemerklich

machen. Es ist nicht gewöhnlich, in einem teutschen Buch Heinrich den Löwen, wie mehrmals, (S. 201) schlechtweg Leo zu nennen. S. 206 lesen wir, jene Ketzer haben sich in Frankreich und in Teutschland gegen Ende des 12ten Jahrhunderts gezeigt, und (S. 209) zu Anfang des eilften Jahrhunderts zeigten sie sich in Teutschland, Flandern u. s. f. S. 199 stirbt Neeman 1197; S. 209, 1199. (S. 218) Jerusalem war bis 1218 in lateinischen Händen. (Es wurde von Selaheddin 1188 erobert). S. 332 hat Duschan (geb. 1314) einen unächten Sohn, der 1340 durch Tapferkeit ein Weib verdient! S. 337 sind die Cirkel auf dem Reichsadler Großfürsts Lazars (1372—1389) früher als auf dem teutschen, wo sie bei Alphons, dem Afterkaiser (1257), vorkommen. S. 353 fällt Gregor Brankowich den Mogolen in die Hände; diese Gefangenschaft heißt (S. 356) die türkische. S. 393 ist Helena, Lazars II. Gemahlin, die Tochter, S. 415 die Schwester Thomas des Paläologen. Sollten die Türken 1476 bis Bamberg gekommen seyn (S. 432)? Ihrem Charakter, ihren Sultanen wird hin und wieder nicht genugsame Gerechtigkeit geleistet; die vielgerügte Treulosigkeit war nicht ihnen eigen. Das Unglück Serwiens und Bosniens kam besonders daher, daß jeder Fürst nur seinen Vortheil suchte, ohne einige Ideen höherer Pflichten. Sie haben ihren Lohn, die Elenden!

42.

Ofen. Danielis Cornides vindiciae anonymi Belae regis notarii; editae auctae a J. Christ. Engel. 1802. XX. 370 S. in 4. nebst einer Landcharte.

Bekanntlich ist keine ältere ungrische Geschichte, als das Fragment eines Aufsatzes, worin der nur nach dem Anfangsbuchstaben P. bekannte Notar (Staatssecretär) eines Königes Bela (deren vier gewesen sind) über die Einwanderung und ersten Einrichtungen der Madsharen, was Ueberlieferung, Schriften und auch ausländische Geschichtschreiber zu seiner Kenntniß gebracht, mit patriotischer Einfalt zusammengeschrieben. Da ist Regino, Herrmann, Siegbert, Luitprand benutzt; da sind die arpadischen Heerführer nach den trojanischen Helden des apokryphischen Dares geschildert; allerhand Floskeln geistlicher und weltlicher Literatur sollen den Styl emporheben: genug für die absprechende Kritik unseres Jahrhunderts, um wegzuwerfen, was geprüft werden sollte; nicht anders, als wenn der große Geschichtforscher, der den Nestor gereiniget, im Verdruß über die Einschiebsel ihn lieber hätte verschmähen als bearbeiten wollen. Der Madshare (denn es ist überwiegend wahrscheinlich, daß

unser Notar ein gebohrner Ungar gewesen) verdient, mit aller Behutsamkeit, aber auch aller Ehrfurcht, welche man der ersten, über eine Nationalgeschichte laut werdenden Stimme schuldig ist, studiert zu werden; die Mühe wird sich reichlich belohnen. Wie bei solchen Alten es der Fall oft ist, einzelne Zeilen und Worte geben die brauchbarsten Aufschlüsse und Nachrichten; je genauer er beleuchtet wird, um so mehr erhellet sein großer Werth. Es war also ein Verdienst des sel. Cornides (über dessen Leben wir von dem Herausg. einige Notiz gewünscht hätten), im Laufe von nicht weniger als fünfzehen Jahren (1770—1785) sein Augenmerk auf diesen Vater der ungrischen Historie gerichtet, ein Verdienst des Hrn. von Engel, die auf einzelne Blättchen zusammengetragenen Beobachtungen gesammelt, geordnet und in schönem Zusammenhange uns vorgelegt zu haben. Dieses Buch enthält nicht nur über Bela's Notar eine vorzügliche kritische Arbeit, sondern beiläufig eine Menge Berichtigungen vieler wichtigen Puncte der ungrischen Geschichte, und gewinnt hiedurch ein um so grösseres Interesse. Die Schreibart ist deutlich und nicht unangenehm; es ist Lebhaftigkeit in dem Vortrag. Im Supplement ist hin und wieder das Latein doch etwas zu ungrisch: Cum planum hoc sit nostrum ideale (S. 334) resultata disquisitionis meae (S. 341). Allein das gewöhnt man sich aus dem Geschäftsstyle so an.

In der Hauptsache, unter welchem Bela, der Mann, gelebt und wer er übrigens war, bringt uns diese Untersuchung zu keinem ganz bestimmten Resultat; so daß ihr Werth mehr in den kritischen Anmerkungen zu dem Schriftsteller und in den gelegenheitlichen Erläuterungen besteht. Indeß ist so viel doch ausgemacht, daß von Bela dem Ersten und Vierten keine Rede seyn kann; Cornides ist für den Zweiten (1131—1141), Hr. Engel scheint sich auf den Dritten zu lenken (1173—1196). Rec. wäre der ersten Epoche geneigter: es ist gar zu stark, um oder nach 1196 (denn erst nach Bela's Tod schrieb der Notar) von Gegenden der Steiermark, welche Oesterreich seit 1189 mit bewaffneter Hand einnahm, zu sagen, daß Ungarn seit undenklicher Zeit in unangesprochenem Besitz derselben sey. Dieses scheint uns die Möglichkeit aufzuwiegen, daß der Verf. Bischof Paul von Siebenbürgen, auch Notar (der aber Bela den III. nicht überlebt); oder Bischof Peter von Erlau (den aber die Urkunde nicht Notarius nennt); oder der Notarius Peter, Herzog Milka's Sohn, gewesen seyn könnte (von dem wir nicht wissen, daß er auch vor Bela III. Tode Notarius war).

Von den eingestreuten Bemerkungen einige Proben. Föderatif, nach Stämmen, war die erste Verfassung; der erste König fand sie seinen Absichten hin-

derlich, führte mit einigen Stammfürsten Krieg, und machte, daß die Eintheilung in Grafschaften aufkam (Engel). Mit Constantin stimmt der Notar, wohl verstanden, sehr überein, ohne aus ihm geschöpft zu haben, so daß einer den andern bestätigt. Aus beiden erhellet auch, daß die Szekler nicht — Hunnen, sondern ächte, aus Atelcusu (dem Lande zwischen den Wassern) vertriebene, Ungarn sind. Noch unter Ferdinand I. waren sie in Stämme und Geschlechte vertheilt, und noch die Namen Constantius kennbar. Hungaria (mit H) kam seit Stephan II. (St. 1131) in Uebung (Timon). Siebenbürgen, Erdel, heißt unter Bela II. noch Ultrasilvania; Transsilvanien kömmt unter Andreas II. auf (Ottokar's Reimchronik nennt das Land: Obwalden). Die Wlachen werden bis auf Bela IV. Blaci geschrieben. Nur auf ein Jahr oder noch kürzere Zeit wurde vom König der Palatinus erwählt. Sorge für Literatur: Die Synode unter Coloman († 1114) Canonici in claustro, capellani in curia litteratorie (latein) loquantur; ordinati discant, aut deponantur. Unter Bela III. († 1196); Correspondenz nach Paris, wo ein ungrischer Student gestorben war. Die Aeltern senden Leute, um zu wissen, ob er Schulden hinterließ, und dem Abt von St. Genevieve, dem Rector, zwei seidene Gewande, eine Fahne, eine Mark Silber, einen goldenen Pfenning,

fünf Schillinge zu einem Kelch, und einen Schimmel, Steine zu fahren für den Bau seiner Kirche. Aber zu Gran lassen 1286 vier Domherren für sich unterschreiben, da sie ihren Namen nicht unterschreiben können, und in der Zips können von eilf Canonicis im J. 1323 nur vier schreiben. Die tatarische Verwüstung und die Unruhen in der letzten Zeit und nach Abgang des arpadischen Stammes mögen die Cultur zurückgeworfen haben; aber (und das ist merkwürdig, zu oft beurtheilt man den Grad der Volksaufklärung nach der glänzenden Aussenseite des Hofs) ein Jahr nach dem Tod Mathiä, des grossen Beförderers der Wissenschaften, unterzeichnet Georg von Bàthor den Frieden mit Oesterreich für seinen Oheim Stephan, Woiwoden von Siebenbürgen und Judex Curiae, der „nicht schreiben „kann," und der Bischof von Raab für den Orszàg von Guth, Sohn des Palatins, und für den Obristkämmerer von Rozgon, die eben auch nicht schreiben können. Es hieß also unter Mathias nicht Regis ad exemplum, und es war nicht überflüssig, daß, drei Jahre später, die Synode zu Neitra beschloß, keinem geistliche Orden zu geben, qui non bene scit legere, et in primitivis sit aliqualiter instructus. Dienstmannen und Knechte sind in späteren Zeiten manchmal verwechselt worden; der Jobagyonen weiland ehrenvoller Name sey in die niedrigste Classe gesunken;

die Barones regni hießen Fürsten, die vom königlichen Hause Herzoge. Sehr viele grammatikalische Anmerkungen, auch allgemeinere Nachrichten. Die finnische Sprachähnlichkeit habe Comenius zuerst bemerkt (Leibnitz). Das älteste in der Sprache ist eine Leichenrede vom J. 1200; Bela IV. sandte Leute nach dem alten Vaterlande am Ethyl — (Wolga?); sie wurden verstanden. Auf Rakos ist erst seit 1299 die Nationalversammlung, und der Name bezieht sich auf den dortigen Krebsbach.

Daß die von den Madsharen in dem diesseitigen Pannonien vorgefundenen Römer Italiener gewesen, welche durch Pipin, Karls des Großen Sohn, daselbst angesiedelt worden (S. 331), hat Schwierigkeiten. Jene fränkische Eroberung scheint keinen festen Besitz zur Folge gehabt zu haben, und es ist wider damaligen Sprachgebrauch, die Italiener Römer zu nennen. Wir möchten eher glauben, daß die alten Landeseinwohner, Ueberbleibsel aus römischer Zeit, so genannt wurden. Römer seyn durften sie darum nicht: sie hießen den Madsharen so, wie tief in Asien unsere osmannischen Türken, Turjuk Urum (Römer Türken).

Cornides Geschlechtsregister der Könige Ungarns wird mehrmal angeführt. Wir wünschten, daß Hr. Engel dem um seinen Freund, sein Vaterland und die gelehrte Welt durch Besorgung der Vindiciae

sich erworbenen Verdienste noch das beifügte, was dieser fleißige Mann sonst erhebliches hinterließ, auch zu liefern. Die ungrische Geschichte hat ein eignes Interesse; dieses Volk ist unter allen Eingewanderten der letzten eines, und das einzige, welches standhaft eine Selbstständigkeit behauptet. Es ist in seiner Geschichte vielleicht für eigentliche Literatur nicht so viel, aber großer Gewinn für die, welche eine Nation in sich, in ihrem ursprünglichen Edelmuthe, in ihrer, trotz des Partheienzwistes, behaupteten Eigenheit, sehen mögen.

Nachtrag zu Nro. 9.

Wien, bei Stahel: Rerum austriacarum scriptores — edidit Adrianus Rauch, cleric. regul. scholar. piar. Volumen III ac ultimum. 1794. 510 Seiten in 4.

Ebendas. Rerum Austriacarum historia ab A. C. 1454 usque ad A. C. 1467; edidit Rauch. 178 S. in 4.

Bei der Anzeige der beiden ersten Bände dieser Sammlung hat man geglaubt, die höheren Foderungen bemerkbar zu machen, welche nach Bouquet's und wenigen anderen meisterhaften Arbeiten ähnlicher Art an die neueren Unternehmer von solchen gemacht werden. Sie beschränken sich am Ende auf zwei wohl unstreitige Sätze: daß die gelieferten Stücke interessant seyn, und durch die Manier der Herausgabe brauchbar gemacht werden sollen. In letzterer Hinsicht meinte

Rec., daß es mit blos diplomatisch=genauem Abdruck der Urkunden noch nicht gethan wäre, vielmehr die Werke der mittleren Zeiten gar wohl könnten eine ähnliche Bearbeitung sich gefallen lassen, wie z. B. die Classiker oder die Bibel, die man doch nicht mit lauter aneinander hängenden Zeilen und in Uncialbuchstaben unerläutert abzudrucken pflegt, weil etwa die ältesten Codices diese abschreckende Gestalt haben. Rec. konnte sich vorstellen, daß einige Gelehrte hierüber verschieden denken, hingegen glaubte er, und glaubt noch, daß Leser, die nicht darum solche Bücher studieren, um daraus andere zu machen, sondern um die Geschichte der Verfassung und Schicksale ihres Landes authentisch kennen zu lernen, seiner Meinung beifallen dürften. Der Herausgeber, Hr. P. Rauch, hat seine Aeusserungen höchst übel, ja gleichsam wie eine Nationalinjurie, aufzunehmen beliebt, und diesem dritten Band einen prologus galeatus vorgesetzt, worin man, ohne dem Verf. zu viel zu thun, behaupten darf, daß er die Gränzen der Mäßigung hin und wieder überschritten hat. Rec., gewöhnt solche Dinge als unausbleibliche Folgen freimüthiger Aeußerungen seines Gefühls zu betrachten, nimmt hievon keine weitere Notiz, um den Raum dafür zu sparen, daß er zeige, wie viel interessanter, als der größere Theil der vorigen, dieser dritte Band ausgefallen, und wie leid es also auch ihm ist, ihn als den letzten ankündigen zu müssen.

Die drei darin enthaltenen Materien sind fast lauter reiner Gewinn für die Geschichte; in Ansehung der Form ist Hr. R. von der anfangs beliebten billig nicht abgegangen (wir forderten das auch nicht, unsere Bemerkung sollte künftigen Sammlern dienen; hier würde die Ungleichheit Uebelstand gemacht haben), doch hat er an vielen Orten seltene Ausdrücke durch ganz kurze Parenthesen erläutert, und es wäre um so mehr zu wünschen, daß er dieses noch öfter gethan, oder ein Glossarium beigefügt hätte, weil der ächte Sinn mancher Worte wirklich von keinem andern Teutschen so bestimmt gefaßt werden kann, als von einem in dem Lande lebenden, worin diese Acten ausgestellt wurden.

Die erste Sammlung von S. 1 bis 251 enthält 44 Stücke, die Municipalrechte Wiens betreffend. Das erste ist ein korrecter Abdruck der durch König Rudolf im J. 1277 der Stadt gegebenen Handfeste, deren Wichtigkeit zu bemerken sehr überflüßig wäre, die von seinem Enkel Friedrich im J. 1320 ertheilten Rechte sind fast noch merkwürdiger zur Geschichte des Handels und der Sitten. Der Handel von Metz, von Mastricht, Ypres, Gent, Tournaj, Huy, sieht man, hatte auch über Wien seinen Weg; Manufacturen kamen von da, Metalle aus Ungarn und Polen; mit Venedig war sowohl ein activer als passiver Handel (siehe auch S. 372). S. 321 die Herzoge Albrecht und Otto, von wegen der Fleischhacker 1331; in die-

ser und anderen Urkunden entdeckt man ein standhaftes Bestreben, zum Besten des Publicums, den Innungsmonopolien vorzubeugen. S. 34: eben diese Herren 1338 ordnen, daß kein Jude mehr nehmen soll als wöchentlich von dem Pfunde drei Pfenninge, oder von 60 Pfenningen wöchentlich einen. In dem Stadtrecht Hz. Albrechts, von 1340 (S 37 — 60) zeigt sich, daß dieser Fürst den Beinamen des Weisen nicht bloß seiner Geschicklichkeit in auswärtigen Staatsunterhandlungen zu danken hatte; auch herrscht eine, damals nicht so gewöhnliche, Billigkeit in dem Gesetz. Dem Geiz, der die Richter beschleichen könnte, wird sorgfältig vorgebeugt. Wir heben einige merkwürdige Stellen zur Charakterisirung der Sitten aus. Nach S. 42 soll nicht gerichtet werden, wenn ein Herr seinen Knecht prügelt, „weil niemand so recht wissen „kann, was inner Hauses ein Wirth mit seinem Ge„sinde zu schaffen hat." Ein „Maulschlag mit flacher „Hand kostet zehen Pfund, mit der Faust nur vier, „(S. 43). Wer ein Weib genothzüchtiget hat, welche „bewähren kann, daß sie geschrieen, der büßt „mit „seinem Haupte"; aber „von gemeinen Weibern „thun wir kein Gebot, denn es wäre unwürdig, daß „man sie in die Band der Ehe (des Gesetzes) beschlüße" (S. 44). Wir wollen auch „daß einem jeglichen „Bürger sein Haus, seine Veste sey und eine „sichere Zuflucht" (S. 45). S. 48, die verschiedenen

Grade der Strafe, je nachdem ein mehr oder weniger ehrbarer Mann „ein Hurensohn" genannt wird. Ebendaselbst: „falschen Zeugen sey die Zunge auszuschnei„den; auch wer unsers Herrn Gottes und der süßen „Magd St. Marien oder der Heiligen übel gedenkt." S. 50, niemand soll sein in der Stadt liegendes Gut einem Kloster vergaben, „es geschehe denn vor dem „Rath oder den Genannten": und auch alsdann muß das Gut in Jahresfrist einem Bürger verkauft werden, „der mit der Stadt diene." S. 52, Silber und Gold nur in die herzogliche Kammer zu verkaufen. S. 53, kein Gastwirth soll Kaufmannschaft treiben. S. 54, Verbot aller Handwerksinnungen; „Brod, Fleisch und „alle feile Ding soll zu der Stadt führen, wer da will." S. 56, kein Fischer, „der grüne Fisch feil hat," soll einen Mantel oder Hut haben, „sondern Sommers und „Winters, in Sonne und Regen, mit bloßem Haupt „am Markte stehen; daß sie desto baß eilen, und den „Leuten bessern Kauf geben." S. 57, „wer an der „Ueberhur (Ehebruch) mit eines Mannes Ehronen „(Weib) wird begriffen, was der Mann beiden thut, „das soll er nicht büßen; tödtet er aber den Mann, „und läßt das Weib leben, so ist er dem Richter „dreißig Pfund verfallen." Ueber die Handelsgeschäfte war „der Hansgraf" gesetzt (S. 71 f.). Aus Hz. Albrechts Urkunden über den Weingärtnerlohn 1352 (S. 74) und aus anderen, bestätiget sich der hohe

Werth, welcher auf den Weinbau um Wien gesetzt wurde. Uebrigens gab Albrecht solche Verordnung „nach der Landherren und Bürger Rath" (S. 76). Im J. 1353 wird „nach Frag und Urtheil von Mann „zu Mann im Rath" beschlossen, daß kein Bürgermeister, Münzmeister oder wer die seyn, „einem Die„ner sein Gewand (Livrei) geben soll, als die sein Brod „essen und täglich zu seinem Tisch sitzen." Dieses läßt der Herzog in das große Stadtbuch schreiben (S. 78). Es soll auch keiner einen Diener annehmen, „ehe daß „er erfahren, wie er mit guten Glimpfen von dem vo„rigen Herrn geschieden sey" (Urk. 1356, S. 82). Erzherzog Rudolf (1360, S. 86). Daß in Jahresfrist alle „öden Häuser" sollen gebaut werden, und alsdann drei Jahre schatzungsfrei seyn. Er, der „als „der älteste Fürst, vollen und ganzen Gewalt habe," ordnet dieses zum Besten Wiens, die ein Haupt ist des Herzogthums von Oestreich und die obriste Wohnung der Fürsten daselbst. Alle auf Häusern stehende Zinse sollen je ein Pfund um acht Pfund ablösbar seyn. Eben dieser Erzherzog (1364, S. 98). Die Kinder der Wiener „nicht zu nöthigen mit Heirathen, wider ihren „Willen. Geschähe aber, daß wir sie darum bäten, „und es versagt würde, daß wir das denn gnädiglich „aufnehmen sollen." Albrecht III., (1368, S. 101), wegen der Theurung des Silbers, „welche geschehe von „dem Wechsel, den da treiben Bürger, Gäst und Ju-

„den," da es doch niemand gebühre, „als unseren „Kammerern und Hausgenossen." Er bestätiget demnach seines verstorbenen Bruders Verfügung (1362, S. 163), „eine Mehrung der Münz zu machen, nach „der Theurung des Silbers, auf daß Land und Leut „nicht Gebresten gewinnen an Pfenningen." Albrecht und Leopold (1370, S. 113), Erlaubniß zu Errichtung einer Tavern für fremde, welsche Weine. Albrecht (1373, S. 117), über die Rechte der Färber, „die „besonderlich Flemingen genannt sind." Friedrich (1312, S. 123), verbietet fremden Kaufleuten, in Wien Handel zu treiben. Ueber den Inhalt der Urkunde Albrechts, (1375, S. 127), dürfte Hr. R. sich einigermaßen irren: wenn der Herzog der Stadt, welche sich ihrer Geldschuld entledigen möchte, erlaubt, „ein Summ Gelds auf sich und auf die Gemein „zu schlahen, mit der sie die Geldschuld ablegen „möge," so bedeuten die unterstrichenen Worte nicht, nummorum summam cudere; sondern eine Auflage bestimmen. In Albrechts Marktordnung (1382, S. 129) wird unter anderem festgesetzt, bei jedem Jahrmarkt um „einen Scharlach rennen" zu lassen. In der Urkunde (1391, S. 132), wo Albrecht viele vermeintliche Exemtionen von Stadtsteuren tilgt, werden auch vom „Hofgesinde" die, welche mit Wechseln oder sonst irgend Handel treiben, zur Mitleidenschaft angewiesen. Bei weitem das reichhaltigste Stück an Merkwürdig-

keiten ist das von S. 144 bis 258 abgedruckte Stadtrecht vom J. 1435; eigentlich die Arbeit eines, von dem Rath vermuthlich dazu aufgeforderten, patriotischen Rechtsgelehrten; eine Sammlung nicht nur der Gesetze, sondern auch guter hergebrachter Uebung und bürgerlicher Moralien. Aus diesem durchaus empfehlungswürdigen Werk nur wenige Bemerkungen: mit allgemeinen Pflichten fängt es an: Ein Fürsprech soll „sein Wort „nicht anders sprechen, denn ob sein Vater und Mut„ter vor ihm stund in der Sach" (S. 145); S. 151, ein billiges Schuldenrecht; S. 154, um Geldes willen wird kein Weib gefangen gelegt; S. 155, ein Junker kömmt zu seinen Jahren, wenn er vierzehn ist; von dem an gelten seine Gelübde; S. 162, verspielt einer mehr als er bezahlen kann, so wird er ausgezogen bis aufs Hembd; was aber (S. 164) Gott an ihm erschaffen hat, das mag er nicht verspielen; denn Gut gewinnt man täglich, der Leib kommt nicht wieder „als man den verlewset." S. 171, „ein fentmäßiger „Mann sag (Zeugniß u. a.) bei Fronrechten, ein Bür„ger bei seinen Treuen, ein Bauer auf dem gey (Gau?) „bei seinem Eid." S. 200, vor der Ehe gebohrne Kinder „sind geehrt (legitimirt) von dem, daß ihr Va„ter und Mutter einander (nachmals) ehlich genom„men." S. 201, was zu thun, wenn einer im Kloster Laienbruder wird, und schläft wieder bei seinem Weibe. S. 205, wer von ritterlicher Art gebohren

ist, mag, an seinem Bett oder wenn er zu Tisch geht, seiner Frau eine Morgengabe geben; ist er Fürst oder Freiherr, hundert Mark; die „mitter freien Herren ge„ben zehen Mark; ander Lüt das beste Pferd oder „Vieh;" ein Kaufmann 10 Mark fahrenden Gutes und ein Vieh und ein Roß; so auch „der Gebaur, der da „frei ist;" der eigen Mann, „der geit nicht dann ein „Schoff oder ein Gais." Der „römisch Künig mag „geben was er will; geit er aber des Reichs Gut, und „wird darnach ein anderer Künig, der hat es (an den fällt „es) mit Recht." S. 210, vierzehen Dinge, womit einer sein Erbrecht verlieren kann: wenn ein Sohn seinen Vater „inn beschlüßt," oder „hat geschlagen an das „Wang, oder ihn sehr gescholten; oder wenn der Sohn „ein Spielmann wird wider des Vaters Willen, und „der Vater all sein Tag ein Ehrenmann ist gewesen," u. s. f. „Hingegen wenn eine mehr als zwanzigjährige „Tochter einen Mann zu ihr läßt über ihres Vaters „Willen, damit verliert sie ihr Ehr aber ihr Erb nicht, „weil man ihr unter den 20 Jahren sollt geholfen haben." S. 212, „Um Sachen, die einem an den Leib gehen, „oder an Ehre und eigen Gut, da sollen Genossen „(Leute von gleichem Stande, keine anderen) darum „sagen." S. 236, „wann (da) die verflucht Juden „viel bessere Recht haben gegen die Christen, denn „Christen gegen die Juden" u. s. f. S. 240, „ein „Schüler soll antworten (zu Rechte stehen) vor seinem

„Schulmeister, unter des Besen er ist, um Geld, um „Unzucht, um Diebheit u. s. f." S. 241, Strafe des Meineides: „man setzt dem Mann ein Stul unter sein „Fuß, und schlag die Zunge ihm an den Haken, der „ober ihm hang. Den Stul soll man darnach wegzie„hen, daß die Zung bleib an dem Haken." S. 242, „es wollen etliche Leut, daß teutsche Bücher und „Federspiel und solche Dinge, nicht Rechtens haben, „wenn man sie leiht. Ich sprich, daß, was einer „dem andern leiht, das soll der wieder geben; sonst „verliert er sein Würdigkeit, und thut denn noch gegen „Gott und auch wider das Recht." S. 243, der „fahrende Mann" steht zu Recht vor seinem Spielgrafen. S. 246 f., Rechte verschiedener Gassen und Gegenden in und um Wien. S. 248, wer Kammergut führt und es durch Straßenraub einbüßt, ersetzt es nicht, „denn es dem Herzogen verlohren ist, der Fried „schaffen soll in seinem Lande." S. 249 ff., sonderbare Moralien über die Ehe, und wie jeder, welcher dazu schreiten will, zwei Fittige, jeden von fünf Federn, haben müsse. S. 252, „es jähen (behaupten) sinnlich „(verständige) Leut, man werd nimmer selig mit Pfaf„fenkindern. Das ist nüt."

Die zweite Abtheilung enthält Urkunden, welche die ausgezeichnete Treu der Städte Crems und Stein gegen Friedrich III., welchem gegen Mathias endlich gar keine andere Stadt als Crems getreu blieb, mit

merkwürdigen Umständen in das Licht setzen; worauf die Freiheitsbriefe vorkommen, welche diese Städte von dem Kaiser und seinen Vätern erhalten haben. Auch diese Sammlung (S. 259 bis 392) verdiente, wenn der Raum es gestattete, eine nähere Anzeige. (S. 260 ist wohl Schreibefehler, daß die Kaiserin Eleonora eine Arragonierin heißt, da sie vom Hause Portugal war.)

Wir eilen zu dem Codex Coroninus; (S. 393 bis 510) von seinem Besitzer, dem verstorbenen Grafen dieses Namens genannt. Er ist eine Sammlung von Urkunden, welche die Landestheilungen und Verwaltung von dem J. 1379 bis 1411 erläutern; ein damaliger Geschäftsmann hatte sich dieselben zu eigenem Gebrauche zusammengeschrieben. Sie sind von großem Nutzen zur Bestimmung vieler Punkte der damaligen Geschichte Oestreichs; auch diese Bekanntmachung verdient als wahrer Gewinn vielen Dank, und erneuert unser ernstliches Bedauren, den wohlverdienten Herausgeber seine Feder hier niederlegen zu sehen.

Daß das andere, oben angeführte Werk nichts neues liefert, bemerkt in der kurzen Vorrede der Herausgeber selbst. Er wollte die in der That sehr gute Arbeit an der Spitze des dritten Bandes der Scriptorum abdrucken lassen, als er, da schon einige Bogen fertig waren, unversehens bemerkte, daß bei Senkenberg, im fünften Theil der Select. juris et hist. das

